Liszt und die frauen

Ida Maria Lipsius, La Mara

University of Michigan Libraries
1817
STALLFELD PURCHASE 1964

Gezeichnet von Ingres,
Rom, Mai 1839

Im Besitz von Frau
Nadine Helbig

11. J. 26

LISZT
UND DIE FRAUEN

VON

LA MARA

ZWEITE NEUBEARBEITETE AUFLAGE
MIT 24 BILDNISSEN

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL
1919

MUSIC-X
ML
410
.L77
L78

COPYRIGHT 1919 BY BREITKOPF & HÄRTEL LEIPZIG

STELLFELD

Inhalt.

Einleitung. Seite

Liszts Virtuosenzeit.

Caroline de Saint-Criq 3
Adèle Gräfin Laprunarède 9
Gräfin Louis Plater 9
George Sand 13
Marie Gräfin d'Agoult 13
Cristina Fürstin Belgiojoso 43
Pauline Viardot-Garcia 57
Caroline Unger-Sabatier 74
Maria Camilla Pleyel 87
Charlotte von Hagn 102
Bettina von Arnim 125
Marie von Mouchanoff-Kalergis 144
Rosalie Gräfin Sauerma 156

Liszt in Weimar und Rom.

Maria Paulowna, Großherzogin von Sachsen . . . 171
Sophie, Großherzogin von Sachsen 180
Carolyne Fürstin Sayn-Wittgenstein 186
Emilie Merian-Genast 205
Agnes Street-Klindworth 221
Jessie Hillebrand-Laussot 237
Sofie Menter 246
Marie Gräfin Schleinitz, nachmals Gräfin Wolkenstein 266
Maria Gräfin Dönhoff, jetzt Fürstin Bülow . . . 266
Espérance von Schwartz, Elpis Melena 280
Fanny Fürstin Rospigliosi 298
Nadine Helbig 307
Olga Baronin Meyendorff 319

Bildnisse.

Franz Liszt, Zeichnung von Ingres 1839.
George Sand, Zeichnung von L. Calamatta 1837.
Gräfin d'Agoult, Gemälde von Henri Lehmann.
Liszt, Gräfin d'Agoult, G. Sand, Rossini, Paganini, Victor Hugo, Alexandre Dumas von Danhauser.
Relief der Fürstin Belgiojoso.
Pauline Viardot-Garcia als Orpheus.
Caroline Unger-Sabatier 1823.
Marie Camilla Pleyel, Zeichnung von Kriehuber 1839.
Charlotte von Hagn, Gemälde von J. Stieler in der Münchner Residenz.
Bettina von Arnim von A. von Arnim-Bärwalde.
Marie von Mouchanoff-Kalergis, Gemälde von Lenbach.
Gräfin Sauerma, Zeichnung von L. Nieper.

Großherzogin Maria Paulowna, Gemälde von R. Lauchert.
Großherzogin Sophie.
Fürstin Wittgenstein 1847.
Emilie Merian-Genast.
Jessie Hillebrand-Laussot 1885.
Sofie Menter.
Gräfin Schleinitz, Gemälde von Lenbach.
Fürstin Bülow.
Espérance von Schwartz.
Nadine Helbig.
Franz Liszt, Zeichnung von Nadine Helbig.

Humoristische Zeichnung aus der Zeit von Liszts und der Gräfin d'Agoult Aufenthalt in Nonnenwerth.

Einleitung.

Wie Liszt geliebt hat und geliebt wurde, was er als Freund gewesen, wie sein adeliger Sinn, seine große Seele sich bewährte in Freud und Leid derer, die ihm teuer waren, davon sollen die Blätter dieses Buches zeugen und in der Gestalten Fülle, die ihn umgab, seine eigene hohe Gestalt lebendig zeigen in ihrer schönen Menschlichkeit.

Wohl in keines anderen Künstlers Leben haben die Frauen eine so große Rolle gespielt. Darum lohnt es sich, diejenigen näher zu betrachten, die ihm vorzugsweise nahestanden. Drei insbesondere haben bestimmend in sein Geschick eingegriffen: Caroline de Saint-Criq, seine schwärmerische Erstlingsliebe, Marie Gräfin d'Agoult, die schöne und geistvolle Gefährtin seiner Sturm- und Drangjahre, und Carolyne Fürstin Sayn-Wittgenstein, die gereifte Genossin und Fördererin seiner tonschöpferischen Ideale.

Um sie gruppiert sich eine Reihe hervorragender Frauen, die — zwei hohe Gönnerinnen in ihrer Mitte — ihm in Freundschaft verbunden waren. Lernen wir sie näher kennen!

LISZTS VIRTUOSENZEIT

Caroline de Saint-Criq.

„Le petit Litz", wie die Pariser das junge Musikwunder nannten, dem sie, seit es sich ihnen im Dezember 1823 zuerst gezeigt, entzückt zujubelten, hatte eine erste schwere Lebenserfahrung hinter sich, als ihm in Caroline de Saint-Criq der holde Stern seines Jugendhimmels aufging. Durch den plötzlichen Tod seines Vaters im August 1827 des treuen Führers seiner Lehrjahre beraubt, sah er sich mit einem Male veränderten Zielen gegenübergestellt. Um seiner Mutter willen, die er aus ihrer österreichischen Heimat an seine Seite gerufen hatte, entsagte er vorläufig weiteren Virtuosenreisen, sich mit dem seßhaften einförmigeren Beruf eines Musiklehrers bescheidend. In der französischen Aristokratie fand er, wie von Anfang an seine feurigsten Bewunderer, so auch seine Schüler und Schülerinnen[1]. Unter

[1] Als Quellen für Darstellung der Beziehungen Liszts zu Caroline de Saint-Criq dienten Lina Ramanns auch für die Gräfinnen Laprunarède und d'Agoult benutzte Liszt-Biographie und mündliche Mittellungen der Fürstin Marie Hohenlohe, geb. Prinzessin Wittgenstein; sowie die von der Verfasserin herausgegebenen, im vorstehenden Buch überhaupt vielfach benutzten Werke: „Franz Liszts Briefe", „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Liszt" und „Aus

den ersten, die seiner Unterweisung anvertraut wurden, war die siebzehnjährige Tochter des Handelsministers Grafen de Saint-Criq. Ihre in erster Lenzblüte stehende Schönheit und Anmut, ihre sanfte Weiblichkeit, ihr tiefes Musikgefühl nahmen das Herz des Jünglings unbewußt gefangen. Er begnügte sich nicht damit, ihr die Geheimnisse seiner Kunst zu enthüllen, auch alles Schöne im Bereich der Dichtung nnd Literatur, womit er bekannt wurde, tauschte er mit ihr aus.

Die Mutter Carolinens, die während des Unterrichts meist gegenwärtig war, sah eine stille Neigung zwischen ihnen keimen. Statt ihr zu wehren aber bat sie, als sie, leidend wie sie war, ihr Ende herannahen fühlte, ihren Gatten, sich einer Verbindung ihres Lieblings mit Liszt nicht zu widersetzen, dafern Caroline in ihr ihr Glück finde.

Sie starb. Wie Liszt seinen Vater, hatte Caroline ihre Mutter zu beweinen. Im Gefühl gemeinsamer Trauer näherten sich ihre Seelen. Der Fortsetzung des Unterrichts gebot jedoch ein Wort des Grafen bald darauf Einhalt. Des Wunsches seiner sterbenden Gattin gedachte er nicht.

Gekränkt zog sich der junge Künstler, der erst jetzt sein Herz entdeckt hatte, zurück. Das Minister-

---

der Glanzzeit der Weimarer Altenburg". (Sämtl. Leipzig, Breitkopf & Härtel erschienen.) Die dort in der französischen Originalsprache gegebenen Briefe wurden hier ins Deutsche übersetzt. Ein Bildnis von Caroline de Saint-Criq fand sich leider weder in Liszts Nachlaß, noch war es anderweit zu erlangen. Ebenso blieben uns die Bilder einiger anderer hier Geschilderten unzugänglich.

hotal betrat er nicht wieder. In der Religion nnr suchte er Trost, und allein das Flehen seiner treusorgenden Mutter, die die Folgen eines verfrübten Entschlusses fürchtete, hielt ihn ab, in den Priesterstand zu treten.

Auch Caroline begehrte nach langer Erkrankung den Schleier zu nehmen. Doch sich dem Geheiß des Vaters fügend, reichte sie einem ungeliebten Standesgenossen, Monsieur d'Artigaux, der in der Nähe von Pau begütert und ansässig war, die Hand. Ihrer Ehe war kein Glück beschieden. Sie trug sie wie ein Martyrium. Die Erinnerung an Liszt wahrte sie wie ein Heiligtum, und auch ihm blieb ihr Gedächtnis als das Ideal seiner Jugend bis in sein Alter heilig. „Die in ihrer Güte idealste Frau, die ich kenne," nennt er sie in einem Briefe.

Erst fünfzehn Jahre nach ihrer Trennung, als er anf einer Konzertreise dnrch Südfrankreich und Spanien 1844 Pau berührte, sahen sie sich wieder. Stürmische Jahre, eine Leidenschaft, die mittlerweile zu Asche verglüht war, lagen für Liszt in dieser Zwischenzeit. Caroline fand er wieder als dieselbe, die er einst verlassen hatte. Nur die Spuren der Leiden waren ihr eingegraben. Die Erschütterung über ihre Wiederbegegnung gab ihm die ergreifenden Töne seines Liedes: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot" ein. Noch einmal flammte die alte Jugendliebe in ihnen auf und scheidend gelobten sie sich, beim Avemarialäuten täglich einander zu gedenken.

Seitdem unterhielten sie briefliche Beziehungen. Als mehrere Jahre später die Fürstin Wittgenstein ihr

Lehen dem Liszts vereinte, lernten sie und ihre Tochter Madame d'Artigaux in Paris kennen. Beide Frauen befreundeten sich und traten in Briefwechsel miteinander. Die damalige Prinzessin Marie Wittgenstein, gegenwärtig Fürstin Hohenlohe, schildert uns ihre äußere Erscheinung: „Zu jener Zeit hatte sie eine schlanke, vornehme Gestalt, feine, unauffällige Züge, dunkle Augen und schlicht gescheiteltes schwarzes Haar. Ihre einfache Kleidung hatte retrograden Provinzanstrich. Anmut charakterisierte nicht ihr Wesen, eher die Starrheit verhaltener Leidenschaft und tief empfundenen Unglücks."

Eine Mollstimmung herrscht in den Briefen der einsamen Frau. Ihr Geschick war nicht dazu angetan, Licht auszuströmen. Sie trug, wie sie sagte, „den Tod in der Seele". Der Besitz und die Pflege einer unheilbar leidenden Tochter bildete ihr ganzes trauriges Glück. Selbst der heiße Wunsch, Liszt in seinem Weimarer Wirkungskreis zu sehen, blieb unerfüllt. „Vergönnte es mir die göttliche Barmherzigkeit," schreibt sie ihm im Juli 1853, „Ihnen die Hand drücken zu dürfen, mein Herz würde sich für einige Tage wieder auftun. Liebe ich Sie doch mit aller Kraft meiner Seele und wünsche Ihnen das Glück, das ich selber nicht mehr kenne. Ich dürste nach Nachrichten von Ihnen, die ich doch nicht zu erhitten wage. Lassen Sie mich immerdar in Ihnen den einzigen Leuchtstern meines Lebens sehen und das tägliche Gebet für Sie gen Himmel schicken: Lohne ihm, mein Gott, o lohne ihm überreich seine standhafte Unterwerfung unter Deinen Willen!"

Liszt suchte die Schwergeprüfte durch Musik zu

zerstreuen. Er sandte ihr Mozarts Konzerte, seine eigenen Kompositionen und Schriften. Aber auch ein innig ersehntes Wiedersehen in Paris vereitelten ihre traurigen, nach allen Seiten hin eingeengten Verhältnisse.

„Diese schmerzliche Enttäuschung erstaunt mich nicht," vertraut sie dem Freund. „Das Buch meines Schicksals ist in so düsteren Lettern geschrieben! Dennoch betrübt es mich mehr als ich sagen kann, mir einen der lebhaftesten Wünsche, die ich seit langer Zeit hegte, versagt zu sehen. Darum beklagen Sie mich in meiner Traurigkeit. Nun mir diese Gelegenheit verloren ging, wird mir die Zukunft kaum eine andere gewähren, und ich kann noch nicht dahin gelangen, mit Ergebung das *fiat voluntas* auszusprechen, das das einzige Wort unseres Lebens sein sollte!"

„Der unendliche Trost, ihrem Freund noch einmal die Hand zu drücken, bevor Gott sie abberief," ward ihr nicht zuteil. „Danken Sie ihm, der Ihr Leben erleuchtet, für seine Zeilen," äußert sie im Juni 1856 zur Fürstin Wittgenstein, „und versichern Sie ihn meines Schmerzes, ihm seit zwölf Jahren fern bleiben zu müssen."

Ihre Bestimmung war — sie selber sagt es — „durch Leiden zu gehen". Doch „nicht durch das, was die Welt unter Glück versteht, gelangt man zu Gott. Man kommt endlich dahin, für uns selber, wie für die, die uns teuer sind, das Kreuz zu lieben und zu segnen".

In seinem am Tage der Kreuzerhöhung 1860 niedergeschriebenen letzten Willen noch gedachte

der ihr „durch das Band himmlischer Brüderschaft“ verbundene Freund ihrer und bestimmte ihr einen als Ring gefaßten Talisman. Doch schon im Mai 1872, vierzehn Jahre früher als er, ging sie aus dem Leben. Nach ihrem Tode schrieb Liszt an die Fürstin Wittgenstein: „Sie war eine der reinsten Offenbarungen des göttlichen Segens auf dieser Erde. Ihre langen, mit soviel Sanftmut und Ergebung ertragenen Leiden haben sie für den Himmel gereift. Dort geht sie ein zu ihres Gottes Freuden. Die der Welt berührten sie nicht, und die Unendlichkeit allein ist ihrer reinen Seele würdig. Gott sei gelobt, daß er sie aus der irdischen Verbannung zu sich nahm, und mögen wir durch ihre Fürbitte der Gnade teilhaftig werden, ihr vereint zu bleiben!“

Adèle Gräfin Laprunarède — Gräfin Louis Plater.

Aus seiner Leidversunkenheit nach dem Zerrinnen seines ersten Liebestraums ward Liszt durch die französische Julirevolution 1830 gewaltsam aufgeschreckt. „Le canon l'a guéri," pflegte seine Mutter von ihm zu sagen. Plötzlich sah sie ihn zum Manne gereift. Kaum gelang es ihr, ihn von der Beteiligung am „Kampf für die leidende Menschheit" zurückzuhalten. Sein künstlerischer Wille regte sich wieder. Er begann eine „*Sinfonie révolutionnaire*" zu skizzieren. Das Erscheinen Paganinis in Paris spornte ihn zu höchster Entwicklung seiner Virtuosität an. Er lag ihr in der Stille und Zurückgezogenheit ob. Als ein Neuer, ein Unvergleichlicher, betrat er sodann endlich wieder, die Hörer faszinierend, das Konzertpodium.

Zu dieser Zeit tauchten in seinem Jugendleben zwei markante Frauenprofile auf, die, wenn sie auch keine tieferen Spuren in demselben zurückließen, es doch einerseits um ein kurzes, romantisches Liebesspiel, anderseits um die Gönnerschaft einer edlen Frau bereicherten.

Von Gräfin Adèle Laprunarède, der nach-

maligen Duchesse de Flenry, weiß man nur, daß sie schön und geistsprühend war und voll Lebenslust danach verlangte, sich für die Einförmigkeit ihrer Ehe mit einem alternden Gatten in den Salons des Faubourg Saint-Germain schadlos zu halten. Es gelang ihrem anziehenden, kokett-heiteren Wesen, den jugendlichen Liszt monatelang an sich zu fesseln. Einen Winter hindurch leistete er dem Ehepaar auf dessen einsamem Alpenschloß, das Schnee und Eis zeitweise für andere unzugänglich machten, Gesellschaft. Das Geheimnis des romantischen Aufenthaltes erhöhte noch dessen Reiz. Den Parisern blieb ihr Liebling entschwunden; man wußte nicht wohin, bis der Frühling ihn zurückbrachte.

Ein eifriger Briefwechsel mit der gräflichen Alpenfee — „höhere Stilübungen in der französischen Sprache", wie Liszt ihn später scherzend nannte — bildete den Abschluß der pikanten Episode.

Weitere Äußerungen über sie sind uns seitens ihres Helden nicht überliefert. Dagegen gedenkt er einer anderen Freundin aus jener Zeit in überaus warmen Worten.

Gräfin Louis Plater, geborene Gräfin Brzostowska, Pani Kasztelanowa genannt, gehörte neben der Fürstin Marcelline Czartoryska — der Lieblingsschülerin Chopins — und der ebenso schönen als geistesanmutigen Grafin Delphine Potocka insbesondere, deren Gesang noch den sterbenden Chopin entzückte, zu den angesehensten Vertreterinnen der polnischen Aristokratie, die nach Ausbruch der letzten Revolution von 1830 und 1831 Polen verlassen und sich in Paris eine neue Heimat gesucht hatte.

Nichts war natürlicher, als daß ihr Landsmann Chopin, der, ihr Schicksal teilend, nach der Seinestadt verschlagen worden war, das verwöhnte Schoßkind der polnischen Emigranten wurde, dessen Verkehr mit ihnen erst seitner ward, als George Sand sich mehr und mehr seines Herzens bemächtigte und ihn in andere Kreise zog.

Gleich ihm wurde Liszt, der ihm wie keine andere der Pariser Musikgrößen nahe trat, im Hause der Gräfin Plater als Bevorzugter häufig gesehen, und diesen seinen genialeren Kunstgenossen schloß sich vielfach als Dritter im Bunde Ferdinand Hiller an, der sieben Jahre, von 1828—1835, in der französischen Hauptstadt lebte. Zeichen ihrer Freundschaft hatte die Gräfin für jeden von ihnen bereit. Einst aber um ihre Meinung über die drei jungen Musiker befragt, gab sie dieselbe rasch in den Worten kund: „Hiller würde ich mir zum Hausfreund wählen, Chopin zum Gatten, Liszt zum Geliebten."[1]

In seinem berühmten Werk „*F. Chopin*"[2], einer Charakteristik des großen polnischen Meisters als Künstler und Mensch, wie wir keine zweite besitzen, ruft Liszt das Bild der seltenen Frau folgendermaßen zurück: „Bei ihr hörte man viel gute Musik; verstand sie es doch, alle die Talente, welche damals ihren Aufschwung zu nehmen und als glänzende Sternbilder zu leuchten versprachen, in ermutigender Weise um sich zu versammeln. Da fühlte sich

[1] Laut L. Ramanns Liszt-Biographie.

[2] Ins Deutsche übertragen von La Mara. 3. Auflage. Liszt „Gesammelte Schriften". Bd. I. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1910.

der Künstler nie unedler, ja zuweilen barbarischer Neugier oder Indiskretion preisgegeben, die im stillen überrechnet, wie viele Besuche, Diners und Soupers jede Berühmtheit repräsentiert, um ja nicht zu verfehlen, eine solche, falls sie gerade in der Mode ist, ‚bei sich zu haben', ohne an einen weniger bekannten Namen ihre Großmut zu verschwenden. Als echte grande dame im alten Sinne des Worts, demzufolge sie sich als die Beschützerin eines jeden betrachtete, der in ihren auserwählten Kreis eintrat, empfing Gräfin Plater die Gäste ihres Hauses. Bald Fee, bald Muse, Schutzengel, zarte Wohltäterin, jede Gefahr erkennend, stets das rechte Auskunftsmittel erratend, war sie jeglichem von uns eine eben so geliebte als verehrte liebenswürdige Protektorin, die unser Streben erwärmte und erhob und unserem Leben fehlte, als sie nicht mehr war."

George

GEORGE SAND 1837

Nach einer Zeichnung von L. Calamatta

Digitized by Google

George Sand — Marie Gräfin d'Agoult.

Der politische Aufruhr in Paris hatte eine allgemeine Bewegung der Geister nach sich gezogen. Man schwärmte und kämpfte nicht nur für Völkerfreiheit, man begehrte mit der Freiheit des Individuums freie Sitte, freie Liebe, freie Kunstübung. Die neuen Ideen fanden ihren Ausdruck im französischen Romantizismus, fanden ihre künstlerischen und literarischen Hauptvertreter in Berlioz, Delacroix, Jules Sandeau, Victor Hugo, Alfred de Musset, George Sand.

George Sand, mit ihrem eigentlichen Namen Aurore Dupin, Frankreichs größte Schriftstellerin, dankte einem überaus ungleichmäßigen Elternpaar ihr Leben[1]. Ihre vulgäre, ziemlich übel berufene

[1] Benutzt wurde hierfür das vortreffliche, viel Neues bringende Werk Wladimir Karénines (Barbara Komorows): „*George Sand, sa vie et ses œuvres*". Paris, Paul Ollendorff, 1899.

Seit der ersten Auflage vorliegenden Buchs veröffentlichte Carl Fr. Glasenapp in Niehrenheims „Wegweiser für Besucher der Bayreuther Festspiele 1912" einen Aufsatz „Gräfin Marie d'Agoult", der sich zu meiner auf Grund Lisztscher Zeugnisse gegebenen Darstellung mannigfach gegensätzlich verhält. Ohne hier auf einzelne Punkte einzugehen, genüge ein Hinweis darauf, daß der

Mutter, Sophie geb. Delaborde, die, während sie bei einem Familienfest nach der Geige ihres Gatten tanzte, am 1. Juli 1804 von der Geburt ihrer Tochter überrascht wurde, war ein Kind des Volks. Maurice Dupin de Francueil dagegen, ein künstlerisch begabter und gebildeter Mann, der Murat als Adjutant bei den Napoleonischen Kriegen begleitete, entstammte königlichem Geblüt: sein Großvater, der berühmte Marschall Moritz von Sachsen, war der natürliche Sohn des polnischen Königs und sächsischen Kurfürsten August II. Da ihn, zufolge eines Sturzes vom Pferde, ein vorzeitiges Ende ereilte, teilten sich Mutter und Großmutter, die sich beide beständig befehdeten, in die Erziehung des phantasievollen, leidenschaftlichen Kindes — nicht zu dessen Vorteil; bis die Großmutter Dupin es 1810 erreichte, daß ihr das Kind überlassen ward, und sie es mit sich nach ihrem im Berry gelegenen Schloß Nohant nahm. Ihr schriftstellerisches Talent, ihr literarisches und musikalisches Interesse vererbte sie ihrem Lieb-

---

von Glasenapp als Hauptcharakterzug der Gräfin hervorgehobene „Heroismus der Wahrhaftigkeit" — eine Aussage, die er Frau Daniela Thodes Vorwort zu deren Übersetzung des Buchs ihrer Großmutter „*Dante et Goethe*" entnahm — zu dem Urteile Liszts wie zu dem anderer kompetenter Zeitgenossen in entschiedenem Widerspruch steht. Schreibt doch Liszt, „*l'ami de la vérité*", wie ihn die Fürstin Wittgenstein gern nannte, am 14. März 1876, also wenige Tage nach dem Hingang seiner einstigen mehrjährigen Lebensgenossin, an die Fürstin Wittgenstein: „*Mme. d'Agoult avait éminemment le goût, et même la passion du faux.*" Dies zu verschleiern wäre ein Unrecht gegen Liszt.

ling, den sie auch selbst unterrichtete. Die Dreizehnjährige übergab sie sodann einem Pariser Kloster. Als Aurore aber nach Verlauf dreier Jahre Neigung verriet, diesem als Nonne beizutreten, nahm die freigeistige Großmutter, eine eifrige Verehrerin Voltaires, sie schleunigst wieder zu sich.

Ein Jahr darnach, im Dezember 1821, starb Madame Dupin, ihrem Enkelkind ein Erbgut von 500000 Francs, Schloß Nohant mit eingeschlossen, zurückiassend. Unter den sich meldenden Freiern wählte Aurore Casimir Dudevant und gab sich ihm am 10. September 1822 zu eigen. Zu spat erkannte sie den untergeordneten Geist, die despotische brutale Natur des Mannes, dem sie zwei Kinder, Maurice und Solange, geschenkt hatte.

Im Januar 1831 kam es zur Trennung. Sie zog mit ihrer Tochter nach Paris. Da die 3000 Francs, die sie sich bescheiden als Jahrgeid von ihrem Gatten ausbednngen hatte, nicht für sie beide ansreichten, sah sie sich zu schriftstelierischem Erwerb gedrängt. Sie bezog eine Mansarde nnd legte, um sich mit ihren literarischen Kameraden freier bewegen zu können, Männerkleider an. Sie wurde Mitarbeiter des „*Figaro*". Mit ihrem Freund Jules Sandeau gemeinschaftlich schrieb sie einen Roman „*Rose et Blanche*", den sie unter dem Namen „J. Sand" veroffentlichten. Als „George Sand" ließ sie darauf selbständig einen andern: „*Indiana*" folgen, um mit einem dritten „*Lélia*" 1833 ihren größten Triumph zu feiern. Mit hinreißender Beredsamkeit trat sie, mit sozialen Doktrinen sympathisierend, darin für das Recht der Frau ein und sprach zuerst Gedanken aus, die nachmals

durch Tolstoi, Ibsen, Björnson verbreitet, seither zum Gemeingut aller geworden sind.

So stand George Sand bereits im Glanz ihres Ruhms, als Liszt auf ihren Wunsch durch Alfred de Musset, dem ihr wandelbares Herz sich damals zuneigte, ihr im Winter 1834—35 bekannt wurde. Vermochte er sich am Abend ihrer ersten Begegnung, ähnlich wie später Chopin, einer leisen Scheu vor ihr nicht zu erwehren, so wurden sie doch bald Freunde, gute künstlerische Kameraden, die sich gegenseitig nach Verdienst bewerteten und vielfach beeinflußten. Sehr irrtümlich hat man von heißeren Empfindungen zwischen ihnen gesprochen. Sie lagen beiden fern. Nicht nur das wiederholte Zeugnis Liszts, für dessen feinen Sinn die burschikose Art der genialen Frau nichts Verführerisches hatte, auch die uns schriftlich vorliegende Aussage ihrer Kinder, sowie ein Brief George Sands selbst bestätigen es. Um Mussets Eifersucht auf den von ganz Paris vergötterten Musiker zu beschwichtigen, schreibt sie diesem am 19. Januar 1835[1]:

„Sie bezeugen mir eine mir überaus liebe und wertvolle Freundschaft. Ich weiß nicht, wie mir nahestehende Personen diese unsere gegenseitige Sympathie für ein lebhafteres Gefühl, ja für eine intime Liaison halten, oder andere an eine Koketterie meinerseits glauben können. Ich appelliere deshalb an Sie, mein Freund, und mache es ihnen zur Pflicht, mich denen gegenüber zu rechtfertigen,

[1] Vergleiche „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Liszt". Bd. I, Nr. 5.

die sich etwa zufällig zu Ihnen in dieser Weise äußern. Ich bin in so schmerzlicher Lage, bin die Beute so tiefer Kümmernisse und grausamer Zweifel, daß ich mich keiner, auch nicht der reinsten, der berechtigtsten Zuneigung zu erfreuen vermöchte. Ein Besuch bei mir würde Ihnen nur Verdruß bringen. Kommen Sie, bitte, nicht zu mir, aber seien Sie versichert, daß ich Sie trotzdem Ihrer Freundschaft nicht enthebe. Ihr Herz soll sie mir aufbewahren und zuweilen ein Gebet für mich zu Gott schicken — denn ich bin sehr unglücklich.

Ich bin im Begriff zu verreisen, um mit einer sehr ernsten und für mich schrecklichen Leidenschaft zu brechen. Ich glaube nicht, daß mir das etwas helfen wird, denn jeder neue Tag dieser Leidenschaft läßt mich an meinem freien Willen zweifeln. Ich weiß auch nicht wohin ich gehen werde, und Sie müssen mir erlauben, es weder Ihnen noch einem anderen zu sagen. Man wird mich beschuldigen, mit Ihnen zusammengetroffen und an irgendeinem romantischen Zufluchtsort versteckt zu sein. Rechtfertigen Sie mich. Ich rechne auf Sie.

Ich rechne ferner auf Ihr gerechtes Zeugnis, daß ich auch inmitten meiner größten Schmerzen den Urheber meiner Leiden nicht angeklagt habe. Ich allein bin schuldig, sagte ich Ihnen, und trage die Strafe eines ungeheuren Fehlers. Die Tugend verlangte, daß ich die Konsequenzen der Vergangenheit in einer stürmischen Gegenwart auf mich nähme. Aber ich kann es nicht. Vernunft und Religion verlassen mich. Gott weiß, was aus mir werden soll. Meine Seele ist wohl auf immer verloren ... Ich

will die Liebe in mir zu ertöten suchen. Vielleicht gibt es noch etwas anderes, was das Leben lebenswert macht. Beten Sie für mich.

Von Herzen George."

Auch Liszts Herz lag, gleich dem George Sands, anderweit in Fesseln, als beider Lebensstraßen 1834 aufeinander trafen. **Marie Gräfin d'Agoult**, eine der bewundertsten Erscheinungen des aristokratischen Paris, hielt ihn gefangen. „Eine Loreley", wie sie selber von sich sagt, von ätherischer Gestalt und idealer Schönheit, blauäugig, mit goldenem Lockenhaar, dabei hedeutenden Geistes, kenntnisreich, mit einem Wort berückend, „eine wahre Göttin", wie Karénine, George Sands Biograph, sie schildert, beherrschte sie die Salons des Fauhourg Saint-Germain. Ein Hauch von Melancholie, der zum Glanz ihrer Lebensverhältnisse und ihrer Persönlichkeit im Widerspruch zu stehen schien, verlieh ihr zu all ihren Reizen noch den eines verführerischen Rätsels.

Als Kind eines französischen Emigrierten, Vicomte de Flavigny, und einer Tochter des reichen Frankfurter Bankiers Bethmann, mischte sich in ihr das Blut zweier Nationen. In Frankfurt a. M. am 31. Dezember 1805 geboren, nach der Religion des Vaters katholisch getauft und in einem Pariser Kloster *sacré cœur de Marie* erzogen, dann wieder mit der Mutter in Deutschland lebend, wo sie Goethe sah und sich für ihn begeisterte, hatte sie eine vorzügliche Ausbildung genossen und sich 22jährig dem um zwanzig Jahre älteren Grafen Charles d'Agoult vermählt. Konvenienz hatte diese Ehe geschlossen; von Herzens-

Marie d'Agoult

MARIE GRÄFIN D'AGOULT

Nach einem Gemälde von Henri Lehmann

Aus „Franz Liszt" von Aug. Göllerich. Verlag von Marquardt & Co., G. m. b. H., Berlin

neigung wußte sie nichts. War doch das Naturell der jungen Gräfin ohnehin mehr auf den schönen Schein, denn auf das Wesen der Dinge gerichtet. Ein Kind der großen Welt, kannte sie die Pose und ihre Kunst, verstand sie nach jeder Seite hin zu bezaubern und die Wirkung ihrer vornehmen Schönheit durch Auserlesenheit ihrer Toiletten zu erhöhen.

„Von Kindheit auf", sagt sie in ihren *„Souvenirs"*, „begeisterte sich meine deutsche Einbildungskraft für das Genie. Ein Dichter galt mir als ein über alle anderen erhöbtes Wesen." Um ihrem Salon einen neuen Magneten zu gewinnen, zog sie „le petit Litz" in ihre Kreise. Bald aber loderte im Herzen der über sechs Jahre älteren Frau eine heiße Leidenschaft für ihn empor. An ihr entflammte sich die des jungen Mannes, dessen Seele noch an den heimlichen Wunden über den Verlust Caroline de Saint-Criqs blutete. Er ahnte das Verhängnisvolle dieser Leidenschaft. Um sich ihr zu entziehen, wollte er im Frühjahr 1835 Paris verlassen. Doch die Gräfin — obwohl Gattin nnd Mutter — willigte in keine Trennung. Vergebens beschwor er sie, ließ er sie durch ihre Mutter, ihren Beichtvater Abbé du Guéry, durch ihren und seinen Freund Abbé de Lamennais beschwören — sie begab sich Ende Mai mit ihrer Mutter auf die Reise, um in Basel[1] Liszt zu finden. Einige Tage später reiste Gräfin Flavigny nach Paris zurück — Gräfin d'Agoult blieb. Liszts Biographin Lina Ramann und nach

[1] Nicht Bern, laut einem erst unlängst bekannt gewordenen Brief. „F. Liszt Briefe an seine Mutter", herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1918.

ihr Eduard Reuß[1] und Rudolf Louis[2] erzählen, Liszt habe der Gräfin damals, um ihr zu ihrer Rehabilitierung seine Hand reichen zu können, einen Glaubenswechsel vorgeschlagen, von ihr aber die Antwort erhalten: „La comtesse d'Agoult ne sera jamais Madame Liszt." Dem widerspricht Liszt selbst, wenn er am 18. November 1880 an Frau von *** schreibt[3]: „Keine abgeschmacktere Erfindung, als mein Madame d'Agoult gemachter Heiratsantrag und Vorschlag, zum Protestantismus überzutreten, sowie ihre stolze Ablehnung. Selbst für das große, so viel hinunterschluckende Publikum ist das denn doch eine zu grobe Speise." Genug, beide lebten einen Roman im Stile George Sands und vereinigten sich in freier Liebe. Ein fünfjähriges Wanderleben durch die Schweiz und Italien begann. Genf und sein zauberischer See ward der erste Schauplatz ihres nicht wolkenlos bleibenden Glücks. Er sah im Dezember 1835 eine Tochter, Blandine, geboren werden, der zu Weihnachten 1837 in Como eine zweite, Cosima, im Mai 1839 in Rom ein Sohn, Daniel, folgten. Liszt unterrichtete, konzertierte — in Paris, wohin er für kurze Zeit zurückkehrte, schlug er Thalberg siegreich aus dem Felde —, er griff zur Feder des Schriftstellers und gab der Welt seine charaktervollen Ansichten „über die Stellung der Künstler"[4] kund. Er brachte in seinen an George Sand, Heine, Berlioz u. a. gerichteten „Reisebriefen

[1] „Franz Liszt", Dresden, Karl Reißner, 1898.
[2] „Franz Liszt", Berlin, Georg Bondi, 1900.
[3] „F. Liszts Briefe", Bd. VIII, Nr. 389.
[4] Ges. Schriften, Bd. II.

eines Baccalaureus der Tonkunst“ [1] Erlebnisse und Gedanken zum Ausdruck, wie sie kein Musiker vor ihm geist- und poesievoller in Worte gefaßt hatte. Auch tonschöpferisch fühlte er sich angeregt. Die Eindrücke, die seine und der Gräfin mannigfaltige Streifzüge durch die Schweiz in ihm zurückließen, prägte er zu den Tonbildern seines „*Album d'un voyageur*“ (später in „*Années de pèlerinage*“ umgetauft) um, in denen sich malerische Züge und poetische Beziehungen zu eigenartig neuen Stimmungs- und Situationsbildern verdichten.

Einer dieser Ausflüge, an denen George Sand mit ihren beiden Kindern Maurice und Solange, Liszts Schüler Hermann Cohen, genannt Puzzi, der später Karmeliter wurde, und der Schriftsteller Adolphe Pictet sich im September 1836 beteiligten, ist durch die genialste Schriftstellerin in ihren „*Lettres d'un voyageur*“ in ergötzlicher Weise verewigt worden.

Über ein Jahr hatten Liszt und die Gräfin dem versprochenen Besuch ihrer Freundin George vergeblich entgegengesehen. Brief um Brief war währenddessen zwischen ihnen gewechselt worden. Schon am 23. Juli 1836 hatte Liszt geschrieben:

„Endlich, mein Freund, kam Ihnen ein guter, ein verehrungswürdiger Gedanke! Wir werden Sie wiedersehen und Sie zu unsrer Freude ganz besitzen. Früh und abends, Tag und Nacht werden wir Sie haben! Nehmen Sie sich in acht, guter, lieber George, kaum zum Schlafen und noch weniger zum Atemholen werden wir Ihnen Zeit lassen.

[1] Ges. Schriften, Bd. II.

Sie können sich ja gar nicht vorstellen, welches Fest es für uns sein soll, mit Ihnen, Illustrissima, vierzehn Tage zu verbringen! Nur zwei Tage noch, und Ihr Prozeß wird beendet sein. Kein Zweifel, daß er Ihnen nicht alle Genugtuung bringe, denn Sie haben hundert- und aber hundertmal Recht, was nicht zu viel für Sie ist. Nun wird Ihr Leben sich freier und besser gestalten. Wahrlich, Sie verdienen noch viel mehr; aber nicht wahr, es genügt Ihnen, daß die, die Sie lieben, es empfinden? ...

Wüßte ich, welchen Weg Sie nehmen, ich käme Ihnen entgegen. Einstweilen lasse ich meinen schönen Flügel für Genf verpacken und Puzzi muß meine zwei Pfeifen neu herrichten. Bringen Sie eine dritte mit, um so besser.

Über tausend Dinge werden wir nun wieder ausführlich sprechen. Vielleicht gefalle ich Ihnen jetzt besser, denn ich bin entsetzlich verdummt, schreibe nur immer Noten, Noten, immer Noten!

Übrigens finden Sie hier ein oder zwei sehr bemerkenswerte Persönlichkeiten, die sich sehr freuen, Sie zu sehen. Verlangt es Sie nach Gesellschaft, so findet sie sich leicht. Sie brauchen mir nur zu sagen: „Ich will dieses oder jenes", so wird es nach Ihrem Wunsche geschehen.

Auf Wiedersehen also, lieber George. Kommen Sie so bald und verlassen Sie uns so spät als möglich.

Der Ihrige fürs Leben F. L."

Abermals vergingen Wochen, Monate. Als George Sand nach Beendigung ihres ehelichen Scheidungs-

prozesses endlich in Genf erschien, empfing sie von der Hand der Gräfin im Hotel die lakonische Zuschrift: „Wir haben auf Dich gewartet, Du bist nicht pünktlich, das langweilt uns. Suche uns nun! Wir sind abgereist. Arabella[1].

P. S. Bespricb Dich mit dem Major[2] und seht zu, wo Ihr uns findet."

Im Hotel Union in Chamounix trafen sie endlich glücklich zusammen. Entsetzt über den Anblick der in ihrem berühmten blauen Blusenkostüm, mit beschmutzten Stiefeln eintretenden George Sand und über die stürmischen Umarmungen, mit denen die Gräfin und Liszt sie begrüßten, ließ das Hotelmädchen den in ihrer Hand gehaltenen Leuchter fallen und beeilte sich, die Ankunft der seltsamen Gäste im Hause zu verkünden, „die mit ihren langen Haaren wie die Wilden ausseben und bei denen man nicht unterscheiden kann, wer Mann oder Weib, Herr oder Diener ist". „Kunstreiter sind es!" entscheidet der Koch mit verächtlicher Miene, „und nun weist man mit Fingern auf uns, die man als Gräuel betrachtet. Die Engländerinnen, wenn sie uns in den Korridoren begegnen, ziehen züchtig ihre Schleier herab, und ihre Gatten gehen damit um, uns während des Abendessens mittels einer entsprechenden Kollekte eine Probe unsrer Kunst abzuverlangen."

Ins Fremdenbuch zeichnete Liszt sich übermütig ein: „Musikphilosoph, geboren im Parnaß, kommt

[1] Arabella oder „die Prinzessin" bezeichnet die Gräfin d'Agoult.

[2] Adolphe Pictet.

vom Zweifel, geht zur Wahrheit." Darunter schrieb George Sand:
„Name der Reisenden: Familie Piffoël.
Wohnsitz: die Natur.
Sie kommen: von Gott.
Sie gehen: in den Himmel.
Geburtsort: Europa.
Stand: Bummler.
Befähigungsnachweis: nach jeder Richtung.
Ausgestellt durch: die öffentliche Meinung."

Den Tagen ungezügelten Sichgehenlassens im ausgelassensten Künstlerhumor gab ein ernstes musikalisches Nachspiel den Abschluß. Ein Besuch Freiburgs bot Liszt Gelegenheit zu einer Improvisation über Mozarts „Dies irae" auf der Domorgel, einem Prachtwerk der Orgelbaukunst, und entlockte George Sand und Pictet wahre Hymnen der Begeisterung.

Bis in den Oktober blieb George dann noch in Genf mit den Freunden zusammen. Ihr brachte Liszt sein dort entstandenes *Rondo fantastique* über ein Lied Manuel Garcias *„El Contrabandista"*, das, von dessen Tochter Malibran gesungen, die Hörer entzückt hatte, als Huldigung dar, und sie gab ihm in ihrer lyrischen Erzählung *„Le Contrebandier"* zurück, was seine Musik an Bildern in ihrer Einbildungskraft erweckt hatte.

Für den Winter 1836/37 standen Liszt Konzerte in Paris bevor. Er nahm mit der Gräfin im Hôtel de France Wohnung, und wie in Genf ward George Sand daselbst ihr Gast. Sie hatte im Entresol, „die Familie Fellows", wie die beiden sich nannten, im

darüber gelegenen Stockwerke ihre Zimmer. Den Salon benützten sie gemeinschaftlich. Ihn mit einem erlesenen Kreis von Berühmtheiten aller Art zu füllen, wurde der einstigen Königin der Salons des Faubourg Saint-Germain nicht schwer. „Die Existenz im Hôtel de France, wo Madame d'Agoult mich bestimmt hatte, bei ihr zu wohnen, war vorübergehend äußerst reizvoll," schreibt George Sand. „Sie empfing viel Literaten, Künstler und Männer der Wissenschaft. Bei ihr oder durch sie lernte ich Eugène Sue, Baron Eckstein, Chopin, Mickiewicz, Nourrit, Viktor Schölcher u. a. kennen. Sie kannte Lamennais, Pierre Leroux, Heinrich Heine usw., und auch meine Freunde wurden die ihrigen. Mit vollendeter Anmut präsidierte sie der in ihrem improvisierten Hotelsalon versammelten Elitegesellschaft und zeigte sich, dank der Weite ihres Geistes und der Vielseitigkeit ihrer poetischen und ernsten Begabung, auf der Höhe all der hervorragenden Spezialitäten. Man machte bei ihr bewundernswerte Musik und konnte sich in den Pausen belehren, indem man der Rede anderer lauschte."

Zwischen Chopin und der Dichterin knüpfte sich in dieser Zeit, nachdem sie ihm im Winter 1836 durch Liszt eines Abends mit der Gräfin zugeführt worden war, das bekannte Liebesverhältnis, dessen Wonnen und Qualen beide ein Jahrzehnt lang durchkosteten und dessen schließlichen Bruch zu überstehen die sensitive, wenig widerstandsfähige Natur des polnischen Tonpoeten nicht gewachsen war. Ein Brief George Sands an Liszt vom Frühjahr 1841, aus der Zeit ihres Zusammenlebens mit Chopin,

enthält die Worte: „Chopin ist heute krank; ich ebenfalls. Aber unsere herzliche Liebe für Sie ist darum nicht weniger lebendig."

An dem Miteinander in Genf und Paris hatten die drei Freunde Gefallen gefunden. Es sollte eine Fortsetzung in Nohant erfahren, das durch die Scheidung George Sands von ihrem Gatten Dudevant eben damals in ihren ausschließlichen Besitz übergegangen war. Einem durch Berlioz- und Beethoven-Soireen Liszts in Paris mehrfach unterbrochenen ersten Besuch im Februar und März 1837 folgte im Mai ein sich über drei Monate ausdehnender Aufenthalt des Künstlers und seiner gräflichen Gefährtin. An Abwechslung fehlte es nicht im romantischen Dichterschlößchen. Von Gästen aus allen Weltwinkeln wurde es nicht leer. Man unternahm Ausflüge zu Fuß oder zu Pferde, man improvisierte Lustspiele und aller Art Mummenschanz. Man las die Werke der deutschen Philosophen, las Shakespeare, Victor Hugo, Schiller und mit besonderer Vorliebe E. T. A. Hoffmann. An warmen Sommerabenden, wenn mit den Rosen- und Lindendüften des Gartens zugleich die Liebesklagen der Nachtigallen die Luft erfüllten, setzte sich Liszt an das nur vom Mond- und Sternenlicht erhellte Klavier, um sich zum Entzücken seiner Zuhörer oft stundenlang den Eingebungen seiner Phantasie zu überlassen. Lange blieb dann die kleine Gesellschaft noch auf der Terrasse vereinigt. War sie endlich auseinandergegangen, so lagen die schöpferischen Geister, George Sand und Liszt, noch einige stille Stunden der Arbeit ob. Da saßen sie beim Schimmer einer kleinen Lampe über den Schreib-

LISZT AM KLAVIER

Nach einem Ölgemälde von J. Danhauser Mit Genehmigung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien

tisch gabeugt, sie an ihrem Roman „*Mauprat*“ schreibend, er bald mit seinen Klavierpartituren der ersten Beethovenschen Symphonien, bald mit den Transkriptionen der Lieder Schuberts beschäftigt, welch letzteren er, der Schubertschwärmer, erst durch diese seine genialen Bearbeitungen zu ihrem Weltruf verhalf.

Das „*Journal de Piffoël*“ weiß uns von Nohants Sommerleben im Jahre 1837 gar mancherlei zu erzählen. Hören wir einige seiner Schilderungen:

„Das Zimmer Arabellas liegt zu ebener Erde unter dem meinen. Darin hat der schöne Flügel von Franz seinen Platz. Unter meinem vom grünen Vorhang des Lindengezweigs verhüllten Fenster quellen die Töne hervor, denen die ganze Welt lauschen möchte und die hier nur die Eifersucht der Nachtigallen erregen. Welch mächtiger Künstler, der in allem Großen erhaben, allem Kleinen überlegen ist und doch an einer geheimen Traurigkeit, einer verborgenen Wunde krankt! Du Glücklicher, den eine schöne, großmütige, geistvolle Frau liebt! Was begehrst Du Undankbarer noch mehr? Ach, wäre ich geliebt, wie Du es bist!“ ...

„Wenn Franz Klavier spielt, fühle ich mich erleichtert. All meine Schmerzen verklären, meine Regungen entflammen sich. Er versetzt die mitteilsame Saite des Herzens in Schwingung. Auch den Ton des Zorns läßt er erklingen. Nicht aber den des Hasses. Mich verzehrt jedoch der Haß — der Haß gegen wen? Mein Gott, läßt Du mich niemanden finden, den zu hassen es der Mühe lohnte? Erweise mir diese Gnade! Ich bitte Dich ja nicht

mehr darum, mich den Einzigen finden zu lassen, der es verdiente, geliebt zu werden!" . . .

„Ich liebe die abgerissenen Phrasen, die er aufs Klavier wirft und die wie mit einem Flügel in der Luft hängen zu bleiben scheinen. Er arbeitet wohl an einer Komposition, die er bruchstückweise auf dem Klavier versucht. Seine Pfeife, sein Notenpapier und seine Federn liegen neben ihm. So oft er einen Gedanken aufgezeichnet hat, vertraut er ihn der Stimme seines Instrumentes und diese Stimme offenbart ihn der aufhorchenden Natur. Ich möchte eher glauben, daß diese kapriziösen Phrasen einem absichtslosen Gefühlsausbruch als einer Arbeit des Verstandes entsprängen. Diese ungestümen Melodien klingen wie das Krachen eines im Sturm gescheiterten Schiffes, und ich fühle mein Innerstes erbeben in der Erinnerung an das, was ich erlitt, als ich im Sturme lebte.

„Weiße Arabella, gestern, im duftenden Baumgang, unter dem Schimmer strahlender Sterne, im frisch uns umwehenden Mitternachtswind, sprach ich mit Alphonse von Dir. „Was", sagte ich, „gibt es wohl Schöneres auf Erden, als wenn eine Frau, die wir gewohnt sind stark zu sehen, sich ein wenig matt, erschöpft zeigt? Ist die weiße Lilie, deren biegsamer Stengel sich beim sanften Hauch des Windes neigt, nicht schöner noch als die kaum erblühte Lilie, deren stolz erhobene Krone die glühenden Sonnenstrahlen trinkt?

„Warum, zum Teufel, Piffoël, willst Du Dein Haupt nicht neigen, wenn Dich der Sturmwind streift? Warum sind Deine Tränen so bitter, warum läßt

Du Dich brechen, ohne Dich geheugt zu haben? Wie die Sonnenblume willst Du Dein Antlitz Deinem Herrn und Meister in seiner Glorie zuwenden; aber wenn er sich verhüllt und den Blitz auf Dich herabsendet, vertrocknest und brichst Du; denn Du magst Dich nicht beugen." . .

„Kostliches Wetter, frische Luft, geheimnisvolles Rauschen und leises Sichbewegen in den Lindenzweigen. Man könnte es mit Arabellas stolzer und anmutvoller Art vergleichen. Törichtes Erwachen!.. Und dieses verwünschte Klavier erwacht nicht! Was soll ich diesen Morgen mit mir selber anfangen? . . Gott sei gelobt! mein Freund hat mich gehört. Da erklingen die ersten Akkorde des Andante aus Beethovens Pastoralsymphonie. Das ist rechte Sommermusik." . .

„An jenem Abend, während Franz die phantastischsten Sänge Schuberts spielte, ging die Prinzessin unter der Terrasse im Schatten auf und ab. Sie war in ein lichtes Gewand gekleidet, ein großer weißer Schleier umhüllte mit ihrem Kopf zugleich fast die ganze schlanke Gestalt. Ihr gemessenen Schrittes einherschreitender Fuß schien den Sand nicht zu berühren. Der Mond verbarg sich hinter den Linden und überhauchte die schwarzen gespenstischen Tannen mit bläulichem Schimmer. Tiefe Ruhe herrschte. Nur die Nachtigall schlug mit schüchterner Stimme.

„Wir saßen auf der Freitreppe, ganz Ohr für die bald verführerischen, bald düsteren Klänge des „Erlkönigs". Gleich der Natur um uns in eine wehmütige Glücksstimmung versunken, konnten wir den

Blick nicht von dem magnetischen Kreise abwenden, den die stumme Sibylle im weißen Schleier vor uns umschrieb. Ihre Schritte wurden allmählich langsamer, als der Künstler unter seltsam traurigen Modulationen zu der innigen Melodie des Liedes: „Sei mir gegrüßt" überging. Jede ihrer Bewegungen atmete so viel Grazie und Harmonie, als ob sie selbst wie eine lebendige Leier die Töne ausströmte ... Sie setzte sich auf einen herabhängenden Ast, und er bog sich kaum, als trüge er ein Phantom. Da verstummte die Musik. Es war, als sei das Leben der Töne durch ein geheimnisvolles Band dem Leben dieser schönen bleichen Frau verknüpft. Im nächsten Augenblick sahen wir sie an den Lichtern des benachbarten Salons vorbeigleiten, ihr blondes Haar strahlte gleich einem goldnen Heiligenschein, ihr weißer Schleier umwogte in der leichten Bewegung ihres stolzen Ganges wie eine Wolke ihre Gestalt. Der Gesang der über das Klavier irrenden Finger schwieg. Die Lichter erloschen und die Vision zerfloß in Nacht." — —

Ende Juli schieden Liszt und die Gräfin von Nohant. „Es waren", sagt er von den daselbst verlebten Wochen, „drei Monate eines geistigen Lebens, deren Gedächtnis ich fromm im Herzen bewahre." Dennoch sahen beide das Dichterheim nicht wieder. Zwischen den zwei Frauen waren Dissonanzen nicht ausgeblieben. Ob, wie Karénine verriet, die zwischen George Sand und Chopin aufkeimende Liebe die Eifersucht der siegesgewohnten Gräfin weckte, ob die mehr anempfindende Begahung Arabellas, die sich erst später der schriftstella-

rischen Feder bemächtigte, vielmehr, wie man behauptet hat, die reiche schöpferische Kraft Piffoëls beeifersüchtelte? Schon aus dem Gegensatz ihrer Individualitäten, ihrer Lebenssphäre, ihrer Gewohnheiten und Neigungen ergaben sich hinreichende Widersprüche. Das ungebundene Naturkind, das sich ungeschminkt in vollster Freiheit seines Lebens zu freuen liebte, und die grande dame alter französischer Schule mit dem Flacon in der Hand — wie Adolf Pictet sie zeichnet —, deren beherrschtes Wesen allerlei reizvolle Heimlichkeiten und Komplizlertheiten barg, die Demokratin, die am liebsten Männerkleider trug, und die Aristokratin, die ihre Schonheit durch kostbare Toiletten zu heben liebte, konnten auf die Dauer nicht gemeinsame Wege gehen. Es kam nachmals zum Bruch zwischen ihnen. Liszt blieb daran unbeteiligt. Er wechselte noch jahrelang Briefe mit George Sand. So verlautet es in einem Schreiben vom 4. Mai 1838:

„Ich weiß nicht, mein guter George, warum wir uns so lang nicht geschrieben haben. Doch ist dies nicht (und kann es nicht sein) eine Lösung der Dauer unsrer Freundschaft. Ich bilde mir sogar ein, daß die sich mehrenden Jahre sie nur immer fester und freundlicher gestalten werden. Vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo ich etwas für Sie zu tun vermöchte, wie ich einst in der naiven Exaltiertheit meiner zwanzig Jahre sagte. Inzwischen lassen Sie mich Sie immer auf meine Weise lieben, still Ihrer denken und von Ihnen, meine arme Freundin, träumen!"

Noch im September 1855, als er die Bekanntschaft Georges mit der Fürstin Wittgenstein in Paris

vermittelt hatte, versicherte auch sie ihn ihrer unveränderten Freundschaft, und nach ihrem Tode schrieb er am 28. Juli 1876 ihrem Sohn Maurice:

„Das Genie George Sands entzückt die Welt. Ihr Ruhm bleibt ein unvergängliches Vermächtnis an die glorreiche französische Literatur. Den der Dichterin von allen Seiten dargebrachten Huldigungen vereinigen diejenigen, die Ihre Frau Mutter durch ihr gütiges Wohlwollen ehrte, die Huldigung des Herzens. Meine treue Verehrung folgt ihr. Nehmen Sie, bitte, den Ausdruck meiner dankbaren Erinnerung an den Aufenhalt in Nohant entgegen, wo im Jahre 1837 Ihre und Ihrer Frau Schwester liebenswürdige Bekanntschaft machte

Ihr sehr ergebener

F. Liszt."

Aber auch George Sands Tochter Solange, die Gattin des Bildhauers Clésinger, bewahrte Liszt ein treues Gedenken. Noch am 21. September 1892 gab sie dem in einem Brief an die Verfasserin dieses Buches aus Montgivray Ausdruck:

„Ich war noch ein kleines Kind, als Liszt mit der Gräfin d'Agoult nach Nohant kam. Er war sehr gut. Meine Arbeitscheu, meine wilde Ausgelassenheit machten mich zu einem unausstehlichen kleinen Teufel. Fortwährend wegen Missetaten bestraft, wollte ich niemals um Verzeihung bitten. Da kam Liszt, den es dauerte, daß ich, in meinem Zimmer eingesperrt, nichts zu essen bekommen sollte, und redete mir so lange zu, meine Mutter um Verzeihung zu bitten, bis ich seiner herzlichen Bitte nachgab.

Damals hatte ich eine Lehrerin namens Marie Louise, der er aus lauter Güte Musikstunden gab. Er pflegte sie Lady Tempête zu nennen; denn sie war sehr hitzig und stürmisch in ihren Tränen- wie Heiterkeitsausbrüchen. Sie starb voriges Jahr in meiner Nachbarschaft.

Wie liegt doch alles das so weit zurück! Nichts blieb mehr übrig von dieser Generation."

Italien war das Ziel, dem Liszt und seine schöne Genossin zustrebten, nachdem sie sich aus dem romantischen Sommerleben im Berry losgelöst hatten. Auf dem Wege dahin, in Lyon machte Liszt Adolphe Nourrit, den berühmten Tenoristen der Pariser Opéra, mit Schuberts Liedern bekannt. Während ihres gemeinsamen Vortrags des „Erlkönigs" warf die Gräfin mit rascher Feder eine französische Übertragung von Goethes Gedicht aufs Papier — ihr erstes schriftstellerisches Debüt, das ihr reiche Anerkennung und die lebenslange Freundschaft des Dichters Louis de Ronchaud eintrug, dem sie nachmals „*Mes Souvenirs*" widmete.

An den paradiesischen Gestaden des Commersees ließen sie sich zuvörderst nieder. In der Folge verweilten sie in Mailand, Venedig, Lugano, Florenz, Bologna, Rom. Über ihren Verkehr im berühmten Mailänder Salon der Gräfin Clara Maffei berichtet Raffaello Barbiera nicht sonderlich wohlwollend[1]. Liszt widmete sich, nur hin und wieder auftretend,

[1] Il Salotto della Contessa Maffei. 7ma Ediz. Milano, 1903.

in Italien vorzugsweise seiner Selbstbildung. „Meinem staunenden Auge", schreibt er in einem seiner Reisebriefe (an Berlioz), „erschien die Kunst in ihrer ganzen Herrlichkeit und enthüllte sich ihm in ihrer ganzen Universalität, in ihrer ganzen Einheit. Rafael und Michelangelo verhalfen mir zum Verständnis Mozarts und Beethovens." Aus Dichtungen Dantes und Petrarcas, aus Bildwerken Michelangelos und Rafaels flutete ihm Musik entgegen. Den durch sie empfangenen Eindrücken gab er in seinen „*Années de pèlerinage en Italie*" tönende Gestalt. Dazu schuf er seine gewaltigen „*Grandes Etudes*", die von Schumann hoch bewunderten „Bravourstudien nach Paganini", huldigte der Gräfin d'Agoult durch die ihr zugeeignete „Hugenotten"-Phantasie, die ihr als das beste seiner Werke galt, gewann, gleich den geistsprühenden „*Soirées musicales*" des ihm befreundeten Rossini, auch Melodien Mercadantes und Donizettis seinem Instrument.

Mittlerweile aber hatte sich ihm die Notwendigkeit aufgedrängt, aus der Zurückgezogenheit, in der er seit fünf Jahren vorwiegend verharrt hatte, wieder in das große Kunstleben hinauszutreten und Europa von seinem Können Rechenschaft zu geben. Das Virtuosentum entsprach nicht seinen Neigungen. Seine Wünsche waren auf die Kapellmeistertätigkeit an einem der kleinen deutschen Fürstenhöfe, womöglich Weimar, gerichtet. Doch die ihm obliegenden Verpflichtungen gegen seine Mutter, gegen seine drei, von ihm gleich nach der Geburt legitimierten Kinder, gegen die Frau, die sich ihm angeschlossen hatte und deren Bedürfnisse ziemlich anspruchsvoller

LISZT und GRÄFIN D'AGOULT mit ihrem als Zukunftsgrößen dargestellten Kinderdreiblatt in Nonnenwerth

Natur waren, geboten ihm, aus seiner Virtuosität Kapital zu schlagen. Er bestimmte die Gräfin, nach Paris zurückzukehren und mit den Kindern fürs erste bei seiner Mutter zu leben. Dahin führte ihr Weg, als sie und Liszt gegen Mitte November 1839 Italien den Rücken kehrten. Der seine führte nach Wien, von wo aus er seine europäischen Triumphzüge begann.

Im Laufe der nächsten Jahre trafen beide noch mehrfach in Paris und anderwärts zusammen. So insbesondere auf der rheinischen Insel Nonnenwerth, wo sie 1841, 1842 und 1843 mit den Kindern übersommerten. Aus dieser Zeit gibt Liszts Vertonung eines Gedichtes des ihm befreundeten Fürsten Felix Lichnowsky „Die Zelle von Nonnenwerth" Kunde. Eine Klavierübertragung derselben neuester Lesart ließ der Meister noch in seinen letzten Lebensjahren als Beigabe zu einem Aufsatz unserer Feder in Tongers „Neuer Musikzeitung" erscheinen.

Auch eine hier wiedergegebene humoristische Federzeichnung, in deren Urheber Fürstin Marie Hohenlohe den der Gräfin d'Agoult nahestehenden Maler Henri Lehmann vermutet, der in Nonnenwerth ein anmutiges Bild des kindlichen Schwesternpaars Blandine und Cosima entwarf, ist aus jenen Sommerjugendtagen auf uns gekommen. Sie stellt Liszt und die Gräfin angesichts Nonnenwerths lustwandelnd dar. Er, freigebig wie immer, streut — vielleicht symbolisch zu deutende — Münze aus, die ein sich um ihn versammelnder Kinderschwarm gierig aufgreift. Das damals noch kleine Geschwisterkleeblatt Blandine, Cosima und Daniel scheint, in Zukunfts-

größe aufgefaßt, doch zu Rosse einen Ritt ins romantische Land zu unternehmen.

Schon 1840 hatte Liszt die Versöhnung der Gräfin mit ihrer Familie herbeigeführt. Graf d'Agoult, der geschiedene Gatte, erklärte sich zu ihrer, gleichwohl nicht von ihr angenommenen Wiederaufnahme bereit. Er und der Bruder der Gräfin bezeugten Liszt, daß er als „homme d'honneur" gehandelt habe. Das seit langem schon gelockerte Band, das diesen mit der Grafin verknüpfte, war indes mehr und mehr unhaltbar geworden. So kam es 1844 zur endgültigen Lösung. Den äußeren Anlaß bot das durch böse Zungen ausgestreute Gerücht, Liszt wolle die schöne Spanierin Lola Montez, die sich sogar königlicher Anbeter rühmen durfte, heimführen. Ein Brief der Gräfin entschied über ihre Trennung. Zu einem von Liszt gewünschten versöhnlichen Abschluß kam es auch bei späteren persönlichen Begegnungen beider, von denen seine Briefe an die Fürstin Wittgenstein sprechen, nicht, obwohl es einmal — wie wir alsbald erfahren werden — den Anschein gewann. Das Verständnis für die menschliche Größe des Mannes, die die seines Ruhms noch überstrahlte, war, scheint es, der Grafin nicht gegeben. Empfand die Kurzsichtige es doch auch — laut Aussage ihrer Enkelin — als „Enttäuschung", daß sie, die in ihm „das schaffende Genie" gesucht hatte, „nur den Virtuosen" fand.

Die Fürsorge für seine Kinder übernahm Liszt. Er ließ ihnen gemeinsam zuerst in Paris, dann den Töchtern bei Frau von Bülow in Berlin, der Mutter Hans von Bülows, eine ausgezeichnete Erziehung

angedeihen. Seine älteste Tochter und seinen Sohn mußte er in jungen Jahren dahingehen sehen. Blandine, seit 1857 die Gattin des französischen Advokaten und Staatsmanns Emile Ollivier, des Justiz- und Kultusministers des dritten Napoleon, schied am 11. September 1862 auf ihrem südfranzösischen Landsitz von der Welt. Daniel, der sich in Wien dem Studium der Rechte ergeben hatte, erlag zwanzigjährig, während eines Besuchs bei seiner Schwester Frau Cosima von Bülow in Berlin, am 13. Dezember 1859 einem Brustleiden. Einzig Cosima, die spätere Gattin Richard Wagners, die starkgeistige Hüterin Bayreuths, überlebt den Vater.

Unter dem Namen Daniel Stern wandte sich Gräfin d'Agoult dem Schriftstellern zu. Hatte sie zuvor bereits ein paar Novellen veröffentlicht, so überraschte sie die Welt 1846 mit einem Roman „*Nélida*", dessen Hauptfigur, der Maler Guermann, ein Porträt Liszts darstellen sollte. Die wenig schöne Spezies des Schlüsselromans lag damals augenscheinlich in der Luft. Für den schwächlichen Helden ihrer „*Lucrezia Floriani*" entlehnte George Sand Charakterzüge Chopins, diesen damit schwer verletzend. Ihr Verhältnis zu Alfred de Musset schildert sie in „*Elle et Lui*" und rief dadurch die Erwiderung von dessen Bruder Paul: „*Lui et Elle*" hervor. Balzac wiederum wählte sich für seinen, ihm, wie es heißt, von George Sand inspirierten Roman „*Béatrix*" die Gräfin d'Agoult zum Urbild der Titelheldin, George Sand zum Original der Camille Maupin. Auch Liszt und der Kritiker Planche wurden darin abkonterfeit.

Liszt fand sich in Daniels Sterns Zeichnung nicht getroffen. „Pauvre Lehmann!" spöttelte er, auf diese Weise mit der ihm eigenen Schlagfertigkeit die ihm angedichtete Rolle des Malerheiden Guermann von sich ablehnend und sie dem Maler Henri Lehmann, einem neueren Anbeter der Gräfin, zuweisend.

Daniel Stern schrieb in der Folge mehr und ungleich Bedeutenderes. Bekannt wurden namentlich: *„Histoire de la Révolution de 1848"*, *„Histoire des commencements de la république aux Pays-Bas 1581—1625"*, *„Essai sur la liberté"*, *„Esquisses morales"*, *„Dante et Goethe" 1866* und *„Mes Souvenirs 1806—1833"*.

Im Mai 1861, einige Monate bevor Liszt zu seiner gehofften Vermählung mit der Fürstin Wittgenstein nach Rom reiste, besuchte er während eines Pariser Aufenthaltes die Gräfin d'Agoult zu wiederholten Malen. Über den Verlauf eines solchen Zusammenseins erzählt er der Fürstin:

„Nachdem wir über verschiedene literarische und politische Dinge geplaudert hatten, gab ich dem Gespräch eine mehr persönliche Wendung. Die Fragen über Wagner, die Zukunftsmusik, den Anteil, den ich an der gegenwärtigen musikalischen Bewegung nehme und anderes waren schon seit meinem ersten Besuche mehrfach gestreift worden. Jetzt kam ich noch eingehender darauf zurück und betonte sehr deutlich, daß ich weder der Freunde, noch einer Partei, noch der Zeitungen bedürfe, um meinen Weg fortzusetzen. ‚Guermanns Mauern sind bereits gemalt', sagte ich ihr, ‚und man wird andere

malen, ohne daß man sich im mindesten um gesprochene oder gedruckte Verkehrtheiten zu kümmern braucht.' Sie schien überrascht über die freiwillige Isolierung meinerseits; vielleicht auch über die seltsame Konsequenz, die sich tatsächlich in meinem Künstlerleben findet, ohne daß sie sie jemals bemerkt hätte, bis sie in diesem Augenblick vor ihren Blicken aufzublitzen schien.

Als sie mich so über mich selbst, über die vollkommene Übereinstimmung meiner ehemaligen Bestrebungen mit meinen heutigen Ideen, über die Beständigkeit meines ihr einst so ‚hassenswert' erschienenen Ichs sprechen hörte, überkam sie ein Gefühl der Rührung und Tränen überströmten ihr Angesicht. Ich küßte sie auf die Stirn — das erste Mal seit langen Jahren. ‚Marie', sagte ich, ‚lassen Sie mich in schlichter Bauernsprache reden! Gott segne Sie! Wünschen Sie mir nichts Böses!' Sie vermochte mir nichts zu erwidern — ihre Tränen flossen nur um so unaufhaltsamer. Ollivier hatte mir erzählt, er habe sie, während er mit ihr in Italien gereist sei, mehrmals an Orten, die sie vorzugsweise an unsere Jugend erinnerten, bitterlich weinen sehen. Ich sagte ihr, daß mich diese Erinnerung gerührt habe. Fast stammelnd brachte sie die Antwort hervor: ‚Ich werde Italien — und auch Ungarn immer treu bleiben.' Da verließ ich sie leise. Als ich die Treppe hinabstieg, tauchte das Bild meines armen Daniel vor mir auf. - Mit keinem Wort war seiner gedacht worden, indes ich drei, vier Stunden mit seiner Mutter gesprochen hatte!" —

Und noch eines letzten Wiedersehens erwähnt Liszt. Es war im März 1866, als die Aufführong seiner Graner Messe ihn nach Paris geführt hatte. Die abfällige Besprechung des Werkes in der „*Liberté*“ von Guy de Charnacé, dem Schwiegersohn der Gräfin d'Agoult, wurde, sei es mit Recht oder Unrecht, ihrem Einfluß zugeschrieben. Liszt besuchte sie zweimal. Beim letzten Male kam as zu hitteren Worten von seiner Seite. „Nélida“, schreibt er der Fürstin Wittgenstein am 13. April 1866, „Nélida teilte mir ihre Absicht mit, ihre ‚*Confessions*‘ zu veröffentlichen. Ich erwiderte, daß ich es nicht für möglich hielte, daß sie ‚Bekenntnisse‘ aufzeichnen könne, da, was sie so zu bezeichnen gedächte, sich auf ‚poses et mensonges‘ beschränken würde.“

Auch in einem uns bekannt gewordenen ungedruckten Briefe an die Gräfin wiederholte er nachmals diese seine Anklage.

Ihr in Dialogen geschriebenes Werk „Dante et Goethe“ widmete Gräfin d'Agoult ihrer Tochter Cosima mit den Worten: „Deine Geburt und Dein Name sind italienisch; Dein Wunsch oder Deine Bestimmung haben Dich zur Deutschen gemacht. ich bin auf deutscher Erde geboren, mein Stern steht am Himmel Italiens. Darum wollte ich Dir diese Erinnerungen zueignen, die Dante und Goethe miteinander vereinen: ein Doppelkultus, in dem unsere Seelen sich begegnen, die ideale Heimat, in der — was sich auch ereignen möge, und wenn alles hienieden uns trennen sollte — wir in unwandelbarer Liebe verbunden bleiben werden.“

An ihre ältere, der Ehe mit Graf d'Agoult entstammte Tochter Gräfin Charnacé ist das nachstehende, hier in Kürzung wiedergegebene Gedicht „Abgeklärtheit" gerichtet[1].

„Du möchtest, sagst du, das Geheimnis wissen
von meiner Abgeklärtheit: Wie kein Schmerz,
kein Hoffen, weder Haß noch Liebe ließen
auf meinem Antlitz flücht'ges Rot, das Herz
verratend, Sturm der Seele und die Glut
vom stolz empörten, hoch entflammten Blut;
und wie mein stilles Sein, mein ruhig Haupt,
mein Gang, mein langsam Wort und gar mein Schweigen,
das Auge, dem man fremd die Träne glaubt,
ausströmen Kraft, der Leid zu bannen eigen ...
Im Herzen forsch' ich nun, woher gekommen
der Frieden, den du neidest, und ich find',
um welchen Preis die Unrast mir genommen! —
O schütz' dich Gott vor meiner Ruhe, Kind!"

„*Mes Souvenirs*", die nur die Jugendgeschichte der Gräfin schildern und in denen Liszts Name nur flüchtig ohne Beziehung auf sie genannt wird, erschienen erst nach dem am 5. März 1876 erfolgenden Ableben der Autorin. Auf die von seinem Schwiegersohn Ollivier empfangenen Mitteilungen über ihr Ende erwiderte Ihm Liszt am 27. März[2]:

„Mich in Phrasen zu ergehen, geziemt mir nicht. Das Andenken, das ich Madame d'Agoult bewahre, ist ein schmerzliches Geheimnis. Ich vertraue es Gott und bitte ihn, der Seele der Mutter meiner drei Kinder Frieden und Licht zu verleihen. In ihren ‚*Esquisses morales*' schreibt Daniel Stern: ‚Das

[1] Übersetzt von Clara Crommelin. Bayr. Blätter 1914.
[2] „F. Liszts Briefe", Bd. VIII, Nr. 288.

Verzeihen ist nur eine Form der Verachtung.' Das ist anmaßend und falsch. In Wahrheit offenbart das Evangelium uns die erhabene Milde des Verzeihens. Bitten wir demnach unsern himmlischen Vater: ‚Vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unsern Schuldigern'!"

Christine de Belgiojoso

CRISTINA FÜRSTIN BELGIOJOSO

Nach einem Relief im Liszt Museum zu Weimar

Cristina Fürstin Belgiojoso.

In der Zeit der Beziehungen Liszts zur Gräfin d'Agoult entspann sich seine Freundschaft mit der italienischen Fürstin Belgiojoso und deren Gatten Emilio. Beide vereinte kein glücklicher Ehebund[1]. Der Fürst, ein schöner, eleganter Mann, suchte im Genuß des Lebens seine Freuden. Cristina Marchesa Trivulce, die, im Jahre 1808 geboren, ihm sechzehnjährig angetraut worden war, konnte bei der auffallenden Marmorblässe ihrer Gesichtsfarbe, der Strenge ihrer Linien, nicht als Schönheit gelten. Sie war so totenbleich, daß ein Pariser Gamin bei ihrem Anblick ausrief: „*Quelle paresse de ne pas se faire enterrer!*“ Voll Geist und Genialität aber richtete sie ihre Bestrebungen auf hohe Lebensziele. Sie gewann sich als Patriotin und Schriftstellerin Ruhm. Viele fremde Sprachen, sogar die chinesische, beherrschte sie. Eine herbe Aufrichtigkeit war ihr eigen, auch Liszt gegenüber, obwohl sie selber sich „rühmte, zu seinen besten Freunden zu gehören.“ Er nannte sie streng. „Ein gewisses bizarres *laisser-aller*“, schreibt er seiner Freundin

[1] Einiges, die musikalischen Beziehungen Liszts zur Fürstin Betreffende wurde der Ramannschen Liszt-Biographie entnommen.

Street, „das mir gleichsam zur zweiten Natur geworden war, trug mir den Vorwurf der Fürstin Belgiojoso ein, daß ich lebte, als ob ich unsterblich wäre."

Feurigen, unabhängigen Sinnes, ergab sie sich leidenschaftlich der Politik und trat in ihrem Vaterland offen als Beschützerin der geheimbündlerischen Carbonari und der politisch Kompromittierten auf. 1830 wandte sie sich nach Paris. Ihr Reichtum, ihre literarischen und künstlerischen Neigungen erhoben ihr Haus bald zum Mittelpunkt einer auserlesenen Gesellschaft. Männer wie Augustin Thierry, Mignet nannten sich mit Stolz ihre Freunde. In bezug auf Liszt äußerte — wie dieser selbst in einem Schreiben an die Fürstin Wittgenstein erwähnt — der Verfasser der *„Histoire de la révolution française"* einmal in des jungen Musikers Sturm- und Drangzeit zur Fürstin Cristina: „Im Kopf dieses jungen Mannes herrscht eine große Konfusion."

Mit ihrem Gatten, einem vortrefflichen Sänger, der sich auch als Liederkomponist betätigte und sich in beiden Eigenschaften sogar in einem mit Liszt von ihm veranstalteten Wohltätigkeitskonzert in Genf neben dem Vielbewunderten erfolgreich hören ließ, teilte Fürstin Belgiojoso die Liebe zur Musik. Liszt erwies ihr oft die Aufmerksamkeit, bei ihr zu spielen. Dann pflegte sie, wie er noch in späteren Jahren erzählte, „ihren berühmten Einladungskarten mit eigener Hand beizufügen: „Mr. Liszt jouera".

Höchstes Aufsehen insbesondere erregte ein von ihr am 31. März 1837 in ihren Salons zum Besten der italienischen Flüchtlinge gegebenes Konzert, in

dem Liszt und Thalberg mitwirkten. Der erstere trug seine „*Niobe*"-, der andere seine „*Moses*"-Phantasie vor. Es war dies in den Tagen des Liszt-Thalberg-Kampfes, den zwar nicht die beiden großen Künstler selber, wohl aber deren Parteigänger angefacht hatten und heftig ausfochten, ein Ereignis von außergewöhnlichem Belang. Die aller Eifersucht ferne Hochachtung, mit der sich beide begegneten, zog eine endliche Beruhigung der Gemüter nach sich.

Die Fürstin Belgiojoso stand von Anbeginn auf der Seite ihres Freundes. Sie auch prägte wohl das viel zitierte Wort: „Thalberg ist der erste — Liszt aber der Einzige." Die Zukunft gab ihr Recht. Daß er in Wahrheit „der Einzige" war und blieb, darüber wurde die Welt bald einig. Er widmete der geistreichen Frau seine 1836 entstandene „*Puritaner*"-Phantasie. Ebenso das von ihr zum Vorteil ihrer heimatlosen Landsleute angeregte „*Hexameron*", ein aus sechs Variationen über ein Bellinisches Thema bestehendes Werk, das sechs verschiedene Komponisten: Liszt, Thalberg, Pixis, Herz, Czerny und Chopin, zu Verfassern hatte und von Liszt durch eine Einleitung und ein Finale vervollständigt worden war. Letzterer selbst spielte es oft in seinen Konzerten und stattete es zu diesem Zweck auch mit einer Orchesterbegleitung aus, der später eine Bearbeitung für zwei Klaviere folgte.

Reisen unterbrachen Liszts Verbindung mit der Fürstin nicht; man setzte sie schriftlich fort. Aus Albano, wo er im Juni 1839 mit der Gräfin d'Agoult verweilt, erzählt er ihr, wie er zum Erfinder der Solo-Klavierabende wurde. Ihrer musikalischen

Soireen gedenkend, „bei denen ihr reizender Salon von herrlichen Harmonien widerhallte", ruft er aus: „Welch ein Kontrast mit den langweiligen musikalischen Selbstgesprächen (ich weiß keinen anderen Namen für diese meine Erfindung), mit denen ich mir einfallen ließ, die Römer zu beschenken, und die ich imstande bin, auch in Paris einzuführen — denn meine Unbescheidenheit wächst ins Unermeßliche!

Stellen Sie sich vor, daß ich des Kampfes müde — denn ich konnte kein vernünftiges Programm zusammenbringen — das Wagnis unternahm, eine Reihe von Konzerten allein zu geben und dem Publikum nach Art des vierzehnten Ludwig zu erklären: ‚Das Konzert bin ich.' Der Kuriosität halber, führe ich Ihnen eins der Programme an:

1. Ouverture zu „*Wilhelm Tell*", vorgetragen von Mr. Liszt.

2. *Réminiscences des „Puritains"*. Phantasie komponiert und vorgetragen von dem Genannten.

3. Etüden und Fragmente von demselben.

4. Improvisation über gegebene Themen — immer von demselben.

Das war alles. Nichts mehr, nichts weniger. Nur in den Pausen lebhafte Unterhaltung und Begeisterung, wenn man von einer solchen reden kann."

Fürstin Cristina berichtete dafür aus Locate, ihrem Landaufenthalt, wie ihre Tage daselbst durch ihre menschenfreundlichen Bemühungen als Gutsherrin, sei es als Leiterin dreier Schulen, sei es als Ärztin, sei es als oberste Instanz in Gemeinde- und Bezirksangelegenheiten, ausgefüllt waren; so daß

ihr kaum Muße blieb, einmal nach Mailand zu fahren, um Thalberg dort wieder seinen „*Moses*“ spielen zu hören. „Ich habe mir oft sagen lassen,“ schreibt sie, „daß ich Thalberg gegenüber ungerecht sei und daß meine Bewunderung für Sie mein Urteil trübe. Ich bewundere Sie nicht minder als früher — doch hat meine Bewunderung seit langem keine neue Nahrung erhalten, und da überdies zwischen Ihnen und Thalberg nun Frieden erklärt ist, könnte mich nichts mehr hindern, meine Augen diesem glänzenden Licht zu öffnen. Doch ach! sie blieben hermetisch verschlossen, so daß während des ganzen Konzerts die Dunkelheit für mich keine tiefere sein konnte. Diese Moses-Variationen erinnern mich an einen Italienischen Dichter, der behauptete, eine neue Bearbeitung des „*Befreiten Jerusalem*“ in *versi sdruccioli* (wissen Sie, was das ist?) geliefert zu haben, sich aber darauf beschränkt hatte, jedem Vers ein *lo* anzuhängen, zum Beispiel:

Canto l'armi pietose e il Capitanolo
Che il gran sepolcro liberò di Christolo

und so weiter bis ans Ende der Dichtung.

Die Begeisterung war für Mailand eine recht geringe.“

Liszts Verlangen nach einem Operntext erwies sich die Fürstin förderlich. Am 12. Mai 1846 meldet sie ihm aus Mailand:

„In meiner Schublade habe ich den schönsten ‚*Sardanapal*‘ von der Welt, die Frucht der Arbeit und der Sklavschaft des Dichters, an den ich mich schon früher gewandt und der Ihnen durch mich ein Szenarium geschickt hatte. Ich sagte Ihnen da-

mals, daß das Gefängnis meiner Nachtigall die Flügel gebrochen habe und daß ihre Lage ihr keinen dichterischen Aufschwung gestatte. Nichtsdestoweniger verließ er das Gefängnis, sein fertiges Manuskript in der Tasche und das Herz voll Mut, denn ich hatte ihm verkündigt, daß ihm sein Manuskript 2000 Frcs. eintragen würde, so daß diese Summe vor seinen Augen tanzte... Lassen Sie mich, lieber Liszt, sofort wissen, wem ich den *Sardanapal* übergeben und wer uns das Geld dafür zahlen soll; denn der Ort, an dem mein armer Freund ein Jahr zubringen mußte, ist kein Peru, und er kam noch weit ärmer heraus als hinein, was viel sagen will."

In Liszts Antwortschreiben heißt es:

„Ihr Brief war mir eine große Freude, vor allem weil er von Ihnen kam, sodann weil er mir die Verwirklichung eines Wunsches, einer Idee meldete, in deren Aufschub ich mich wohl oder übel ergeben, die ich aber nicht aufgegeben hatte. Ihr *Sardanapal* kommt mir sehr gelegen; ebenso werden die 2000 Frcs. für den Dichter bereit liegen... Nur erlauben Sie mir die Bitte, daß Sie sich der Mühe unterziehen, das Libretto noch einmal ganz zu durchlesen und die von Ihnen gemachten Bemerkungen dem Dichter nötigenfalls direkt mitzuteilen. Ihre sorgfältigst von mir verwahrten Randglossen zu Rotondis Libretto zeugen von einer so meisterlichen Beherrschung dieses Genres, daß man nicht klüger tun kann, als sich voll Vertrauen Ihren Bestimmungen zu überlassen.

Dank dem Himmel und dem guten Stern, der mir gestattete, einige Jahre leidlich rechtschaffen

zu leben, ‚als ob ich unsterblich wäre', wie Sie mir einst sagten, bin ich schon seit Ende September vergangenen Jahres aus dem Konzertieren heraus — und es hat nicht den Anschein, daß ich so bald in diese Galeere zurückkehre. Bis zum 15. August bleibe ich in Weimar, dann denke ich, mittels einer Donaufahrt die Krim zu bereisen und wahrscheinlich nach Konstantinopel zu gehen. Im künftigen Frühjahr wird der *Sardanapal* fertig sein."

Doch er wurde nie fertig. Die Arbeit daran kam nicht über eine Reihe von Skizzen hinaus, die sich im Weimarer Liszt-Museum befinden. Noch 1856 sprach Augustin Thierry der Fürstin Wittgenstein brieflich sein Bedauern aus, daß die Oper, die er bei dem damaligen Interesse für das Assyrische für zeitgemäß erachte, noch nicht zur Ausführung gelangt sei.

Mit rastlosem Eifer hatte Cristina Belgiojoso mittlerweile im Sinne ihrer freiheitlichen Bestrebungen gewirkt. Sie hatte schon 1843 die „*Gazetta italiana*" sowie die Wochenschrift „*Ausonia*" begründet. Sie arbeitete für den „*Constitutionnel*" und die „*Démocratie pacifiqae*". Sie übersetzte Vicos „*Scienza nuova*" und veröffentlichte 1846 anonym den vierbändigen „*Essai sar la formation du dogme catholique*". Als Pius IX., den italienischen Fürsten mit liberalen Reformen vorangehend, die Hoffnungen der Patrioten neu beschwingte, eilte Fürstin Cristina in ihr Vaterland zurück. Mit hinreißender Beredsamkeit forderte sie, von Ort zu Ort reisend, zur Erhebung für die Freiheit auf. An der im März 1848 zu Mailand ausbrechenden Revo-

lution beteiligte sie sich durch Errichtung eines Freikorps und Ausstattung von Schiffen, mit denen sie in Livorno landete, um ihre Scharen dem piemontesischen Lager znzuführen. Nach Einnahme Mailands durch die Österreicher im August 1848 verbannt und ihrer Güter beraubt, suchte sie in Paris und Turin für die italienische Sache zu wirken. Aus der französischen Hauptstadt richtete sie an Liszt am 15. Januar 1849 die nachstehenden Zeilen, in denen die vorausgegangenen tiefen Erregungen noch nachzittern.

„Endlich, mein lieber Liszt, erinnern Sie sich, daß ich existiere, und ich danke der ‚*Revue des Deux-Mondes*' dafür. Sie finden mich streng, und es ist möglich, daß ich es zu sein scheine, weil ich aufrichtig bin. Aber wenn ich Ihnen in bezug auf das Volk, es sei das lombardische oder das italienische im allgemeinen, streng erschienen bin, so hat mein Wort meine Gedanken verraten. Ich habe nicht ausgesprochen, in wie hohem Grade unwürdig sich das Königtum wie der Adel bei unsern letzten Ereignissen benommen haben; habe nicbt gesagt, wie tief ich sie verachte und verurteile; denn wahrlich der Anblick eines Standesgenossen verursacht mir Übelkeit. Was jedoch das italienische Volk betrifft, so wüßte ich nicht Gutes genug über dasselbe zu sagen. Es zeigte sich zuverlässig, reehtschaffen, mntig, wie man es nach so langer Sklaverei vernünftigerweise gar nicht erwarten konnte. Wir sind unterlegen, es ist wahr; aber wir werden nns revanchieren, und die jetzt gemachte Erfahrung wird für uns keine verlorene sein, sie wird uns lehren,

unser Vertrauen in die zu setzen, deren Treu und Glauben wir sicher sind. Ach, auch Ihr Vaterland ist gleich dem meinen besiegt, gleich dem meinen verraten worden; denn das ungarische Volk versteht zu kämpfen, und diesmal wich es ohne Schwertstreich zurück. Darüber scheint ein schreckliches Geheimnis zu schweben, das die Geschichte wohl niemals aufklären wird. Aber warum, lieber Liszt, nahmen Sie nicht am Kampfe teil? Ist Ungarn nicht nach Geburt und Wahl Ihr Vaterland? Haben Sie sich nicht selbst für einen Ungarn erklärt? Ich vermutete Sie jenseits der Donau und war in Unruhe, da ich Ihren Namen nicht hörte, um so mehr als Belloni[1] seit einiger Zeit unsichtbar geworden ist und man annehmen konnte, daß er Ihnen nachgereist sei. Ich weiß wohl, Sie nehmen sich die Politik nicht sehr zu Herzen, und doch, was wäre des Verweilens auf Erden wert, wenn nicht die Sicherung der Rechte aller, der Völker sowohl wie der Einzelnen? Wir sind freilich ein vergängliches Geschlecht, und es ist töricht, sich an Güter zu hängen, die wir hier zurücklassen; doch wenn wir diese Güter andern vererben, für die wir sie erwarben, ist es keine Torheit, ihnen nachzujagen. Nur das Erkaufen persönlicher Freuden lohnt nicht der Mühe.

Ich werde Ihrem Dichter schreiben, daß er Ihnen eine Szene, wie Sie sie wünschen, verfasse. — Haben Sie selbst sich nicht etwas Neues ausgedacht? Dann offenbaren Sie Ihrem Poeten das Geheimnis; denn ich zweifle sehr, daß ein armer Teufel, der

[1] Liszts Sekretär auf seinen Virtuosenreisen.

das Gefängnis mit dem Krieg und den Krieg mit der Verbannung vertauschte, in der Stimmung sei, dergleichen Geheimnisse zu erraten. Ich meinerseits würde Ihnen eine Orgien-Attrape vorschlagen, das heißt Imposante Festvorbereitungen, die auf einen Mondscheinspaziergang und ein philosophisches Gespräch hinauslaufen. Sardanapal hätte dergleichen wohl nicht verachtet.

Soll ich Ihnen von mir selber sprechen? Mein Unglück als Mutter hat mir alles übrige ertragen helfen. Die Arbeit wurde mir zur Notwendigkeit, seit Radetzky sich bei mir etabliert hat. Die „*Revue des Deux-Mondes*" gewährt mir, wie Sie wissen, Gastfreundschaft; ebenso andere Zeitschriften. Einige deutsche Blätter haben mich zum Korrespondenten angenommen — darans besteht heute mein Einkommen. Das einzige wohltuende Gefühl, das mich jetzt beseelt, ist das Bewußtsein, mir selbst zu genügen. Meine Tochter wächst in die Höhe und entwickelt sich, wie man findet, in außerordentlicher Weise. Das ist mir eine Quelle beständigen Glücks. Außer ihr und der Arbeit hat die Welt nur Dunkles für mich. Das Schauspiel, das man hier vor Augen hat, ist widerlich. Feigheit und Selbstsucht kämpfen miteinander um den Preis.

Ich glaubte Sie verheiratet, höchst-verheiratet. Die Wartezeit verlängert sich hoffentlich nicht zu sehr. Ich weiß, daß Ihre Braut — denn sie ist doch noch nicht Ihre Frau — schön, jung und reich ist und Sie sehr liebt. Vergelten Sie es ihr und entziehen Sie ihr nie, was Sie ihr einmal gegeben haben. Ihre einstige Beatrix ist, heißt es, sehr

verändert. Ihr Haar ist fast weiß und sie trägt ein kapuzinerartiges Gewand. Ich sah sie nicht selbst; man berichtete mich möglicherweise falsch, doch sagte man mir so.

Leben Sie wohl, lieber Liszt; vergessen Sie mich nicht in Ihrer neuen Glorie und bewahren Sie Ihre Freundschaft Ihrer sehr alten Freundin

Christine Trivulce de Belgiojoso."

Liszts „einstige Beatrix" zählte, gleich manchen ihrer Zeitgenossen — worüber uns beispielsweise die Aufzeichnungen Graf Rudolf Apponyis, österreichischen Gesandtschaftsattachés in Paris unter Louis Philippe, belehren[1] — nicht zu den Verehrern der Fürstin. Mit scharf satirischer Feder schildert sie die vielbewunderte Frau in ihren „Souvenirs". Da lesen wir: „Die Fürstin befand sich damals auf der Höhe ihrer theologischen Krisis. Besuchte man sie in ihrem kleinen Hotel in der rue d'Anjou, so überraschte man sie gewöhnlich auf ihrem Betschemel in ihrem Oratorium, von den orangefarbenen Strahlen eines gotischen Fensters umflossen, zwischen staubigen Folianten, einen Totenkopf zu ihren Füßen; ein Geistlicher — der beliebte Prediger Abbé Camhalot oder Abbé Cœur — verließ sie. — Bevor man in das Oratorium gelangte, durchschritt man ein in Weiß gehaltenes Schlafzimmer mit einem von mattem Silber verzierten erhöhten Paradebett, das dem Katafalk einer Jungfrau glich. Ein beturbanter Neger, der im Vorzimmer schlief und den

[1] Revue des Deux-Mondes 1914, 2. Maiheft.

Kommenden einließ, machte in dieser Unschuldsatmosphäre einen melodramatischen Eindruck. Nie verstand sich eine Frau besser auf die Kunst des Effektes als die Fürstin. Sie suchte und fand ihn in allem, heute in einem Neger und der Theologie, morgen in einem Araber, von dem sie ihre Kalesche fahren ließ, um die Spaziergänger des Bois de Boulogne zu verblüffen, gestern in Verschwörungen, im Exil, in den Eierschalen der Omeletten, die sie selbst am Feuer zubereitete, als es ihr eines Tages gefiel, die Verarmte zu spielen. Bleich, mager, knochig, mit flammenden Augen, hüllte sie sich mit Vorliebe in die Rolle des Gespenstes. Sie begünstigte gewisse Gerüchte, die ihr zur Steigerung des Effektes den Giftbecher oder den Dolch, nach Art italienischer Verräter der Borglazeit, in die Hand gaben. Wie dem auch sei, als sie mich besuchte, konnte sie ihre Enttäuschung nicht verbergen. Man hatte ihr gesagt, daß ich sterbenskrank sei; sie eilte an mein Lager, wollte mich pflegen, dem Tode entreißen, zum Glauben bekehren. Das hätte den Nimbus der barmherzigen Schwester, der Mutter der Frommen erhöht. Leider hatte ich nur den Schnupfen. Ich empfing sie außer Bett. Als sie bemerkte, daß bei mir und meiner Umgebung kein Effekt zu holen sei, gab sie es auf sich um mich zu bemühen und unser Verkehr beschränkte sich auf einen oberflächlichen Austausch von Höflichkeiten."

Die zunehmende revolutionäre Bewegung zog die Fürstin wiederum nach der ewigen Stadt. Am 9. Februar 1849 wurde daselbst die römische Republik proklamiert. Statt des nach Gaeta geflüch-

teten Papstes führten Mazzini und Garibaldi das Regiment. Freilich nur einige Monate. Der Einzug der Franzosen im Juni trieb sie ins Weite. Gleich ihnen die fürstliche Patriotin. Sie bereiste den Orient und ließ sich sodann in der Nähe von Konstantinopel nieder. Von dort sandte sie ihre berühmt gewordenen „*Souvenirs d'exile*" nach Paris, die, im „*National*" zuerst erscheinend, ihren Namen durch Europa trugen. Weitere Werke: „*Emina. Récits turco-asiatiques*" und „*L'Asie mineure et Syrie*", in denen sie in genialer Darstellung ihre Erlebnisse und Reiseeindrücke niederlegte, folgten 1856 und 1858.

Inzwischen war sie durch die Amnestie vom Mai 1856 wieder in Besitz ihrer Güter getreten. Der Februar 1858 hatte sie zur Witwe gemacht. Sie nahm ihren Aufenthalt in Paris wieder auf. Dort der Mitschuld an Orsinis Attentat auf Napoleon III. verdächtigt, wußte sie ihre Unschuld zu erweisen. Nach dem Frieden von Villafranca rief sie die Zeitung „*Italia*" in Mailand ins Leben. Dort verschied sie am 5. Juli 1871, nachdem sie in dem geeinten Königreich Italien ihre patriotischen Wünsche erfüllt gesehen hatte.

Alfred de Musset widmete ihr die giftgetränkten, von uns in reimlosen Dreizeilern verdeutschten Verse:

An eine Tote.

Schön war sie, wenn als schön man preist die Nacht
Buonarottis in der Grabkapelle,
Die seines Ruhms unsterblich Denkmal ist.

Gut war sie, wenn, um gut zu sein, es g'nügt,
Daß, ohne göttlich Mitgefühl, die Hand
Jewerlig sich zu reicher Gabe öffnet.

Des Denkens fähig wäre sie gewesen,
Wenn ernter Schmeichelstimmen süßer Klang
Sie an Gedanken hätte glauben lassen.

Sie betete, wenn man das beten heißt,
Daß zwei dem Ird'schen zugewandte Augen
Auch einmal aufwärts sich gen Himmel richten.

Sie hätte lächeln können, doch versagt
Blieb ihr's, der Blume gleich sich zu entfalten,
Um dann, vom Windeshauch geküßt, zu welken.

Sie hätte weinen können, hätt' ihr Herz,
Gerührt vom groß und kleinen Menschheitsjammer,
Empfunden je den Himmelstau der Tränen.

Sie hätte lieben können, hätte Hochmut,
Den Lampen ähnlich, die an Särgen leuchten,
Nicht Wacht gehalten über ihrer Seele.

Nun ist sie tot und hat doch nie gelebt,
Sie schien zu leben nur, und ihrer Hand
Entfiel das Buch, darin sie nie gelesen.

Pauline Viardot

Nach einer Lithographie im Besitz der Firma C. F. Peters, Leipzig

Pauline Viardot-Garcia.

Dem Freundeskreise George Sands gehörte, als eins seiner glänzendsten Elemente, Pauline Viardot-Garcia an, die der Dichterin für eine ihrer edelsten Gestalten: Consuelo, Modell saß. Liszt, dessen Laufbahn ihn naturgemäß mit allen Größen der Zeit in Berührung brachte, kannte sie seit ihrer Kindheit und nahm das außergewöhnlich begabte Mädchen zur Schülerin an.

In ihrer Familie schien das Genie erblich zu sein. Der Vater, Manuel Garcia, ein Sevillaner, — nach Liszts Zeugnis „der vollkommenste Typus eines passionierten, feurigen, an Talent und Kraft unerschöpflichen Sängers voll Phantasie, Wärme und künstlerischer Gewalt" — gewann sich zu dem klangvollen Namen, den er sich auf der italienischen Gesangsbühne erworben hatte, als auserlesener Lehrer seiner Kunst Weltruf. Seine Gattin, Joaquina geb. Sitchez, gleich ihm spanischen Geblüts, hatte ihr reiches Talent lange dem Madrider Theater gewidmet. Auf beider Sohn Manuel — den Erfinder des Kehlkopfspiegels, der, von unverwüstlicher Lebenskraft, seinen 100. Geburtstag noch um ein Jahr überlebte — übertrug sich der väterliche

Lehrerruhm. Das Gesangsgenie des Ehepaars empfingen beide Töchter zum Erbe. Maria, die um dreizehn Jahre ältere, eroberte sich unter dem Namen ihres Gatten Malibran die Welt. Ihrem glorreich aufgehenden Stern aber war nur eine kurze Strahlenbahn beschieden. Das rasch erloschene Gestirn lebte in ihrer Schwester Pauline von neuem auf.

Mit ihren ersten Atemzügen sog dies am 18. Juli 1821 geborene Sonntagskind Musik und Bühnenluft ein. Manuel Garcia liebte nach Sängerart das Wandern. Vielfach wechselte denn auch sein und der Seinen Aufenthalt. Seine Tätigkeit an der Pariser italienischen Oper vertauschte er 1824 mit einer gleichen in London, woselbst auch seine Tochter Maria ihre ersten Bühnenlorbeeren pflückte. Doch kaum nach Jahresfrist verlangte es ihn, sein Glück in der neuen Welt zu versuchen. Nur zögernd erfüllten sich dort seine Hoffnungen. Die vermeintlich glänzende Heirat Marias mit dem französischen Kaufmann Malibran in New York fiel unglücklich aus. Enttäuscht kehrte sie bald zur Bühne zurück. Als sodann Garcias Unternehmungen in New York und Mexiko goldene Früchte getragen hatten, die er im Begriffe stand nach Europa heimzuführen, wurde er samt seiner Familie auf dem Weg nach Veracruz von einer Räuberbande überfallen, die ihm nicht nur die ersparten 600000 Francs abnahm, sondern noch zwangsweise das Ansinnen an ihn stellte, ihr eine Probe seiner Kunst zum Besten zu geben. Die drastische Szene grub sich der Erinnerung seiner jüngsten Tochter unauslöschlich ein.

Zur Wiederaufnahme seines Berufs in Paris

genötigt, während er zu feiern gebofft hatte, fand Garcia in der achtjährigen Pauline schon eine treue Helferin. Sie diente, laut ihren eigenen uns gegebenen Mitteilungen, bei seinen Gesangstunden bereits als Begleiterin. „Ich glaube, ich profitierte dabei mehr noch als die Schüler", schrieb sie uns[1]. Dergestalt lernte sie fortwährend von des Vaters Lehre und Beispiel und bildete sich unter seinen Augen, wenngleich, ihrem Zeugnis zufolge, die Mutter ihr einziger wirklicher Lehrmeister war. „Im Jahre 1829", erzählte sie uns, „komponierte mein Vater mehrere Salon-Operetten, die er von Schülern in seinem Hause aufführen ließ. Auch ich erhielt meine Rollen darin zuerteilt. Ohne mich direkt im Gesang zu unterweisen, komponierte er doch für mich und ließ mich Stücke singen, die schwieriger sind als alles, was ich seitdem gesungen habe. Ich besitze sie noch und bewahre sie als kostbaren Schatz."

In Konzerten ihrer Schwester Malibran und Bériots, deren zweiten Gatten, trat sie, durch pianistische Studien bei Liszt dazu befähigt, mit vierzehn oder fünfzehn Jahren als Klavierspielerin vor die Öffentlichkeit, und zwar, wie sie uns berichtet, als „die erste, die Thalbergs große *Moses*- und *Hugenotten*-Phantasien in Belgien und Deutschland spielte".

Doch nur die klavieristischen Erstlingserfolge der jungen Schwester durfte die ältere erleben. Länger denn ein Jahr schon deckte sie die Erde,

[1] Eingehenderes siehe La Mara, „Musikalische Studienköpfe" Bd. V. 3. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1902.

als Pauline Garcia am 15. Dezember 1837 in Brüssel, wo sie, seit sie 1832 den Vater verloren, mit ihrer Mutter wohnte, in einem Wohltätigkeitskonzert, unter Mitwirkung Bériots zum ersten Male als Sängerin gehört ward. Ein Jahr später — wiederum mit Beteiligung ihres Schwagers, der sie auch auf Reisen begleitete — empfingen auch die Pariser den Eindruck ihrer Größe.

„Den Saal durchläuft ein Schauer", schreibt Alfred de Musset über dies Auftreten — „das ist die verjüngte Malibran! . . Derselbe Stimmklang, hell, dunkel, kühn, derselbe spanische Kehllaut, der etwas Hartes und Weiches zugleich hat. Sie hat das Genie der Malibran und auch das der Rachel."

Insbesondere erregte ihr Vortrag der nach Tartinis „Teufelstriller" eingerichteten „*Cadence du diable*" höchstes Staunen. Allen, auch den widerstrebendsten Anforderungen gehorchte ihr fabelhaft geschulter, vom kleinen F bis zum dreigestrichenen C hinaufreichender ausgiebiger Mezzosopran. Nichts durfte er ihr versagen, die selber ihr unerbittlichster Lehrer war und, durch kontrapunktische Studien bei Reicha geschult, die schwierigsten Solfeggien für sich komponierte.

Achtzehnjährig eröffnete Pauline Garcia am 9. Mai 1839 in *Her Majesty's Theatre* zu London als Desdemona in Rossinis „*Otello*" ihre theatralische Laufbahn. Erste europäische Gesangskräfte: Rubini in der Titelrolle, Tamburini als Jago, Lablache als Elmiro, standen neben ihr. Doch die gefährliche Nachbarschaft erhöhte nur den Triumph der jungen Debütantin. Begeistert erkannte man in ihr die echte

Tochter jenes Manuel Garcia, bei dessen dämonisch-leidenschaftlicher Darstellung des Otello seine eigene Tochter Maria als Desdemona einst für ihr Leben gezittert hatte. Begeistert meinte man, die Vielbeklagte in ihr der Welt zurückgegeben zu sehen. Als die junge Künstlerin dann als Cenerentola und als Rosine im „Barbier von Sevilla" die Vielseitigkeit ihres Genies offenbarte, konnten sich die Engländer nicht genug tun in Kundgebungen ihres Entzückens. Auch ihre Königin, die Pauline mehrmals zu sich entbieten und sich von ihr vorsingen ließ, kargte nicht mit Beweisen ihrer Gunst.

Als Desdemona erschien die neu aufgegangene Größe am 9. Oktober desselben Jahres, durch Louis Viardot, den Direktor des *Théâtre Italien*, seiner Bühne gewonnen, auch vor den Parisern. Inmitten einer Künstlervereinigung, der die Grisi, die Persiani, Rubini, Lablache, Tamburini angehörten, wie demnach die Jetztzeit eine ähnliche nicht mehr besitzt, sah sie sich als Ebenbürtige umhuldigt.

Am 18. April 1840 reichte sie ihrem bisherigen Direktor Viardot, dem geistvollen Schriftsteller und Vertreter der radikalen „*Revue indépendante*", ihre Hand. Von ihm, der die Opernleitung niederlegte und der Impresario seiner Gattin wurde, ließ sie sich jahrelang auf Kunstreisen durch Europa führen, die sie nur 1842 kurze Zeit unterbrach, um sich auf dem *Théâtre Italien* ihrer Vaterstadt wieder zu zeigen. Italien, Spanien, Deutschland, Rußland blieben ihr die gebührende Anerkennung nicht schuldig. Die Berliner, so ungemessen sie kurz zuvor Jenny Lind gefeiert hatten, konnten sich nicht verhehlen, daß

ihnen in der neuen Erscheinung eine ungleich höhere dramatische Begabung, eine großartigere Natur gegenüber stand. Ihnen imponierte es zumal, daß sie während eines Gastspiels 1846—1847, unmittelbar vor Beginn der Vorstellung von „Robert der Teufel", zufolge Erkrankung der Tuczeck, deren Partie der Isabella zu ihrer eigenen — der Alice — übernahm und dadurch die gefährdete Aufführung nicht nur rettete, sondern zu ungewöhnlich glanzvollem Gelingen brachte.

War es Meyerbeer zu verdenken, daß er seine Fides einzig dieser genialen Hand anvertrauen wollte, als er den „*Propheten*" am 16. April 1849 auf Frankreichs größter Opernbühne lebendig werden ließ, auf der nun Pauline Viardot den ihr geziemenden Platz einnahm? Wie viel von dem Erfolg auf ihre Rechnung kam, bezeugen die an seine Mutter gerichteten Worte: „Einen großen Teil der Wirkung bin ich der Viardot schuldig, die sich als Sängerin und Schauspielerin zu einer tragischen Höhe erhob, wie ich sie noch nie auf dem Theater gesehen habe." Gegen zweihundert Mal sang sie die anstrengende Partie. Dann tat ihre Vermittlung auch Gounod und seiner für sie geschriebenen „*Sappho*" die *Opéra* auf, und 1859 erweckte sie Glucks „*Orpheus*" und später „*Alceste*" zu neuem Leben. „Das ist Erhabenheit in der Anmut, das ist göttlich schön!" ruft der von ihr hingerissene Berlioz aus. „Sie vereinigt einen unwiderstehlichen, alles mit sich fortreißenden Schwung, ein unfehlbar zündendes Feuer der Begeisterung mit tiefster Empfindung und einer fast beweinenswerten Gabe,

die ungehenersten Seelenschmerzen zum vollkommensten Ausdruck zu bringen."

In jedweder ihrer zahlreichen Rollen — ob sie Norma oder Rosine, ob sie Fides oder Donna Anna, ob Sonnambula oder Orpheus hieß — stellte sie Vollendetes hin. Dank ihrer universellen Bildung sah sie sich in keine nationalen Schranken gebannt. Jeden Kunststil, den tragischen wie den heiteren, den italienischen, französischen und deutschen, den dramatischen wie den kolorierten Gesang beherrschte sie gleich meisterlich. So vermochte sie Wagner nicht minder gerecht zu werden als Berlioz, obgleich sie weder den einen noch den andern je auf der Bühne sang. Vor allen Nationalitäten bewährte sie ihren Ruhm. In Frankreich, in England wie in Deutschland und anderwärts gab es keinen gefeierteren Sängernamen als den ihren.

Im Frühjahr 1858 lud Liszt sie nach Weimar ein. Ihre charakteristische Antwort vom 10. April liegt uns in französischer Sprache vor. Sie lautet auf deutsch:

„Ich nenne Sie nicht ‚mein Herr', wie Sie mich ‚Madame' nennen, ich erwidere Ihren so höflichen, so förmlichen Brief nicht höflich und förmlich. Ich muß Sie vor allem schelten, daß Sie sich so wenig dessen erinnerten, daß Sie an eine alte Schülerin, eine alte Freundin schrieben, deren Zuneigung ihrer Bewunderung für Sie gleichkommt (was viel sagen will). Sie verschwenden schöne Redensarten, die, von Ihnen kommend, mir weh tun, statt mir einfach zu schreiben: ‚Liebe Pauline, kommen Sie, wenn Sie können, nach Weimar; das wird mir und Ihnen

eine Freude sein.' Damit hätten Sie mich froh gemacht, indes ich nun nur geschmeichelt war — was traurig ist; traurig sein aber ist nichts Angenehmes. Um so schlimmer für Sie, wenn Sie kein Gedächtnis haben. Was mich betrifft, so ist mein Herz reich damit begabt, und wenn mir dies auch zuweilen — wie eben in diesem Augenblick — Enttäuschungen und Schmerzen verursacht, gewährt es mir doch die besten Freuden meines Lebens, nämlich die, meine Freunde zu lieben und mich von ihnen geliebt zu wissen.

Nun ich mir ein wenig Luft gemacht habe, lassen Sie mich Ihnen, lieber Liszt, für Ihre freundliche Einladung danken. Kann ich am Ende meines Engagements über zwei Tage verfügen, so sollen Sie nur Ihnen gewidmet sein. Einstweilen wollen Sie Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Großfürstin für das mir gütig bewahrte Gedenken (vor dem das ihrige, Sie Undankbarer, erröten muß) danken und ihr sagen, daß es mich beglücken wird, das mir bei meinem ersten Aufenthalt in Weimar von ihr bezeigte Wohlwollen wiederzufinden."

Und Pauline Viardot machte ihre Zusage wahr. Nachdem sie Liszt im November 1858 von Pest aus um einige empfehlende Zeilen an dortige Familien gebeten hatte, denn „ein Wort Ihrer Hand gilt mehr als der Brief eines Kaisers", kam sie im Dezember für eine Woche nach Weimar. Im Hoftheater ließ sie sich als Norma und Rosine bewundern. Dingelstedt, der damalige Intendant der Hofbühne, — der, wie bekannt, an den sich gerade abspielenden Intrigen gegen Pater Cornelius und dessen *„Barbier von*

Bagdad" und damit indirekt auch gegen Liszt, der infolge dessen sein Amt niederlegte, beteiligt war — scheint der großen Künstlerin ihr kurzes Gastspiel nicht verangenehmert zu haben. Ein Brief von ihr an Liszt deutet darauf hin und schließt mit den Worten: „Wären Sie für mich nicht Weimar, ich wäre schon längst abgereist, oder vielmehr gar nicht hergekommen."

Der Fürstin Wittgenstein schrieb sie, nach Paris heimgekehrt, humoristisch:

„Sie sollten, Fürstin, nur die Fragen nach dem Meister hören, mit denen man mich hier überhäuft, und sollten das Erstaunen über meine Antworten sehen! Die Pariser sind naiver und absurder als die Yankees! Man will nicht glauben, daß Liszt nur auf seinen zwei Beinen geht, daß er nur mit seinen Augen sieht und wie ein anderer Mensch spricht! Seine Haare sind länger als der Schweif des Kometen, er mag keinen Ton auf dem Klavier mehr hören. Kurz die Märchen von ‚Tausend und eine Nacht' sind nicht so phantastisch als der Klatsch, der über die Altenburg verbreitet ist. Liszt sollte ein Ende damit machen, indem er selbst käme und seinen schönen edlen Kopf wieder einmal zeigte. Ein einziges seiner einfachen und doch so beredten Worte würde die Ungläubigen rasch genug überzeugen, daß er noch derselbe Liszt wie einst, nur einfacher und größer noch ist."

Der Meister aber dankte der genialen Frau ihr Kommen durch einen ihre Künstlerschaft würdigenden kostbaren Essay, den er im Februar 1859 in Brendels „Neuer Zeitschrift für Musik" erscheinen

ließ[1]. „Seit Anbeginn ihrer Laufbahn", heißt es darin, „hat Pauline Viardot ihren Namen in die Reihe der Kunstdichtenden erhoben . . . Seit ihrem ersten Auftreten gehörte sie zu den glänzendsten dramatischen Erscheinungen unserer Zeit und wird für immer zu den ehrengekröntesten Berühmtheiten dieser Epoche zählen. Sie wird für alle Zukunft eine der Ersten in der vornehmen Gruppe der Pasta, Malibran, Schröder-Devrient, Ristori, Rachel, Seebach und anderer bleiben und dabei durch die Mannigfaltigkeit ihrer Begabung, mit der sie die Vorzüge der italienischen, französischen und deutschen Kunst verbindet, durch hervorragende geistige Bildung, durch die bevorzugte Anlage ihrer Persönlichkeit, durch Noblesse des Charakters, durch die edle Haltung in ihrem Privatleben eine besondere Stellung einnehmen. Sie ist nicht bloß eine bedeutende Sängerin, deren musikalische Bildung jedem Maestro zur Zierde gereichen würde, deren Genie der Koloratur mit dem Genie der Darstellung auf einer Höhe steht: sie ist auch eine der anmutigsten geistreichsten Frauen, von einer literarischen Bildung, der selbst Wissenschaftliches nicht fremd ist, und die, in Verbindung mit gründlicher Kenntnis vieler lebenden und einiger toten Sprachen, ihr die eifrige Freundschaft einer ganzen Reihe von europäischen literarischen und künstlerischen Zelebritäten, wie des Orientalisten Renan, des Historikers Henri Martin, des Staatsmanns Mann, der Poeten, Maler, Kritiker, Komponisten, Tragöden, wie George Sand,

[1] Gesammelte Schriften, Bd. III, 1.

Ary Scheffer, Eugène Delacroix, Chorley, de Musset, Rossini, Meyerbeer, Gounod, Chopin, Adelaide Kemble, Adelaide Ristori, der beiden Grafen Wielhorski und vielen anderen, gewonnen hat . . .

Diese geniale und zugleich gelehrte Künstlerin, die uns das seltene Schauspiel eines für die Kunst um der Kunst willen begeisterten Frauenherzens bietet, komponiert auch selbst mit großem, sich in harmonischer Gewähltheit aussprechendem Feingefühl . . . Als eine treffliche Pianistin, welche mit Partitur und *prima vista*-Spiel der schwierigsten Begleitungen besser umgeht als mancher konzertierende Virtuos, sind ihr die Schöpfungen der großen Meister, deren Stil und Ausdrucksmittel genau bekannt. Sie weiß daher die Präzision des Orchesters mit Kapellmeisterohren zu überwachen... Freilich waren wir nie ein solcher Barbar, wie gewisse Journale uns schilderten und erzählten: wir hätten ihr geraten, den Gesang an den Nagel zu hängen und ‚nur mit den Nägeln das Klavier zu traktieren'; doch haben wir sie schon damals gleich gern in ihrer Doppelvirtuosität gehört, ja sogar auf der Orgel, die sie ganz meisterhaft spielt . . . Bei Frau Viardot dient, wie bei allen großen Vortragenden, denen das heilige Feuer der Poesie nicht mangelt, die Virtuosität nur zum Ausdruck der Idee, des Charakters eines Werkes oder einer Rolle."

„Aus den schwarzen Nebeln Newcastles heraus" erwidert ihm die Gefeierte darauf am 17. Februar 1859:

„Mein lieber teurer Meister,

Soeben empfange ich die ‚Zeitschrift für Musik' und will keinen Augenblick zögern, Ihnen von ganzem

Herzen für das herrliche Gedenkblatt zu danken, das Ihre Güte mir widmet. Es macht mich stolz und rührt mich zugleich tief. Die Künstlerin dankt dem Dichter, die Frau dem Freund. Nie, seit Beginn meiner Laufbahn, habe ich etwas über mich gelesen, das mir so große Freude bereitet, das meine künstlerische Begeisterung derart neu beschwingt hätte, wie Ihre Worte. O, warum bin ich zu dieser Stunde nicht in Deutschland statt in Englandi .. Sie wissen, lieber Meister, daß Sie in mir eine Ihnen von Grund der Seele ergebene Freundin besitzen. Lassen Sie mir auch ein wenig Zuneigung zuteil werden für die unwandelbare, die Ihnen entgegenbringt

Pauline Viardot."

Ihre rückhaltlose Freundschaft gab die vornehme Künstlerin ihrem Meister bald bei anderer Gelegenheit kund. Bülow hatte bei einer von ihm geleiteten Berliner Aufführung der Lisztschen „Ideale" durch eine erste Konzertrede, darin er einige zischende Zuhörer aufforderte, den Saal zu verlassen, unliebsames Aufsehen erregt, und Liszt hatte alsbald sein Werk an gleicher Stelle ohne jede Opposition selbst dirigiert. Nun schrieb ihm Madame Viardot am 14. März: „Ich bin glücklich, daß Sie selbst der Aufführung Ihrer ‚Ideale' in Berlin präsidierten. Ich zweifle nicht, daß das Publikum alles, was Sie ihm in eigener Person darbieten, günstig aufnimmt — aber ich sorge mich stets, wenn Hans v. Bülow und die anderen Fanatiker ihre Hände dabei im Spiele haben. Die mehr oder weniger heftigen oder

skandalösen Szenen, die sie herbeiführen, setzen nicht nur ihre eigene Person, sondern die Sache, Ihre Sache in ein lächerliches Licht.... Gebieten Sie diesen Unbesonnenen, Ungeschickten Schweigen und sprechen, handeln Sie selbst. Überall, wo der große Liszt als der Mann von Genie, der er ist, erscheinen wird, wird er den Sieg davontragen."

Als Liszt zum ersten Mal die Hofgärtnerei bezogen hatte, kam die geniale Künstlerin nach Weimar, um daselbst die Aufführung ihrer Oper „*Le dernier Sorcier*" anzubahnen. „Madame Viardot", berichtet Liszt am 18. Februar 1869 der Fürstin Wittgenstein, „ist unendlich liebenswürdig, *bonne enfant* und *grandissime artiste* zugleich. Wir vertragen uns prächtig, ohne uns allzu häufig zu sehen. Nachdem wir den ‚letzten Zauberer' bei Baron Loën zusammen gelesen haben, gab es ein kleines Abendessen beim Großherzog; am andern Morgen, Madame Viardot zu Ehren, ein kleines Konzert bei der Großherzogin und darnach ein Diner bei Frau Merlan."

Die Oper kam damals nach Verdeutschung des Textes durch Richard Pohl in Weimar, 1870 auch in Karlsruhe und später in Riga zur Aufführung, ohne, zufolge des mehr intimen Charakters der Musik, weiter auf den Bühnen durchzudringen.

Die zur Enttäuschung vieler zu Wasser werdende erste Aufführung des „*Rheingold*" hatte die Künstlerin, gleich unzähligen deutschen und ausländischen Gästen, Liszt obenan, im August 1869 nach München gelockt. Daß ihr auch Wagner keine fremde Welt war, hatte sie bereits 1860 bewiesen. Als es dem

Meister galt, der großherzigen Frau von Mouchanoff-Kalergis, die ihm durch Deckung des bedeutenden Defizits seiner in Paris gegebenen Konzerte einen wichtigen Dienst geleistet hatte, durch Vorführung größerer Bruchstücke aus „*Tristan*“ seinen Dank abzustatten, hatte sich Madame Viardot zur Übernahme der Isoldenrolle bereit finden lassen. Von Karl Klindworth begleitet, der um deswillen den Weg von London nach Paris nicht scheute, sang sie die in Karlsruhe für unmöglich erklärte Partie vom Blatte. „Es war bei dieser Gelegenheit“, lesen wir in Glasenapps Wagner-Biographie[1], „daß die berühmte Sängerin ihrer Verwunderung über die angeblich unüberwindlichen und von ihr mit Leichtigkeit überwundenen Schwierigkeiten dieser Rolle mit den Worten Ausdruck gab: ob denn die Sänger in Deutschland nicht auch musikalisch wären?“

Noch einmal, als Weimar, Liszt an der Spitze, im Mai 1870 den hundertsten Geburtstag Beethovens feierte, durfte man sich daselbst inmitten auserlesener Genüsse, einer Kunstleistung Pauline Viardots erfreuen. Hatte sie sich schon bei dem von Liszt und Spohr gemeinsam geleiteten Bonner Beethovenfest im August 1845 singend beteiligt, so lernte die diesmalige große internationale Festversammlung sie zugleich als Komponistin vier von ihr gesungener Lieder höchst origineller Gepräges kennen. Jubel ohne Ende löste namentlich das letzte effektvollste derselben: „Der Gärtner“ aus.

[1] Bd. III, S. 265

Von der Bühne hatte sich die große Sängerin inzwischen zurückgezogen. Nur noch ausnahmsweise betrat sie dieselbe. So schrieb am 28. September 1865 Frau von Mouchanoff ihrer Tochter aus Baden-Baden:

„Wir hörten gestern Madame Viardot im „Barbier von Sevilla". Da sieht man den Triumph des Genies und der Arbeit. Mit einer gebrochenen und erloschenen Stimme ruft sie frenetischen Beifall hervor. Am Ende legte sie einen Walzer von Balfe, ein glänzendes und leidenschaftliches Stück, ein, für das sie ihre Kräfte aufgespart hatte. Da glaubte man sie wieder zwanzig Jahre alt."

Seit 1863 hatte sie ihren Wohnsitz von Paris nach Baden-Baden verlegt nnd sich dort eine Villa erworben, in deren unmittelbarer Nachbarschaft sich auch Ihr nnd ihres Gatten getreuer Frennd Iwan Tnrgenjeff ankaufte. Dahin folgten ihr unzählige Lernbegierige. Dankten doch die ersten deutschen nnd ansländischen Bühnen ihrer Schule zum Teil ihre besten Kräfte. Désirée Artôt, Aglaja Orgeni, Pauline Lucca, Bertha Ehnn, Bianca Bianchi, Marianne Brandt nnd vieie, vieie andere wurden dnrch sie znr Größe geführt. Ihr Scharfblick, ihre Diagnose schienen unfehlbar. Als die geniale Marianne Brandt, die ihrer verehrten Meisterin Ende Mai 1910 ein warmes Erinnerungsblatt in der „Neuen Freien Presse" widmete, zn ihr kam, ermangelte sie des der Bühnenkünstlerin so nötigen Selbstvertranens. Da sporute sie der Spruch der Lehrerin an: „Sie sind das größte Taient, das mir seit meinem Abgange von der italienischen Oper vorgekommen ist.

Wenn Sie fleißig fortstudieren, können Sie in kurzer Zeit die beste dramatische Sängerin Deutschlands werden." Und die Folgezeit gab ihrem Urteil Recht.

Ihre allwöchentlichen musikalischen Matineen, wie die auf ihrer Hausbühne dargebotenen Vorstellungen selbstkomponierter kleiner Opern, zu denen Turgenjeff den Text geschrieben hatte, vereinten bei Frau Viardot die Elite der Kunstwelt, die sich damals im Taie der Oos zusammenfand. Auch das preußische Königs-, das nachmalige erste deutsche Kaiserpaar, der Großherzog und die Großherzogin von Baden stellten sich mit Vorliebe unter den Gasten der Meisterin ein.

Nach Aufführung dreier ihrer Operetten: „*Le dernier Sorcier*", „*Trop de femmes*" und „*L'Ogre, conte de fées*", schrieb Clara Schumann — mit der sich Pauline Viardot zwanzig Jahre später „die ältesten Freundinnen des Jahrhunderts" nannte — 1867 aus Baden: „Sie ist die genialste Frau, die mir je vorgekommen", und Frau von Mouchanoff erzählt 1866: „Madame Viardot hat Symphonien für ihre kleine Kinderwelt komponiert, die sie am Klavier begleitet. Das ist das Reizendste, was man hören kann, und ein entzückendes Familienbild. Der achtjährige Junge spielt Geige, die kleinen Mädchen haben Pauken und Tambourins." Von Frau Viardots Vortrag des Schubertschen „Doppelgängers" aber sagt sie aus gleicher Zeit, er sei „so erschütternd gewesen, daß sie alle geweint und gebebt hätten."

Der deutsch-französische Krieg vertrieb die Künstlerin, als Gattin eines Franzosen, leider aus ihrem

badischen Heim. Sie kehrte mit ihrer Familie — drei Töchtern und einem Sohn vererbte sie musikalische Begabung — nach Paris zurück. Dort starb Louis Viardot am 5. Mai 1883, und Turgenjeff, der unzertrennliche Gefährte seines Hauses, folgte ihm im September.

Im Frühjahr 1886 wurde Pauline Viardot die Genugtuung zu teil, ihrem Meister und Freund Liszt in demselben Paris, das ihn einst als Virtuos unter die Sterne versetzt, dann als Tondichter verfehmt und verleugnet hatte, noch kurze Wochen vor seinem Abschied von der Welt, als Schöpfer der Graner Messe, der „heiligen Elisabeth“ und verschiedener symphonischer Dichtungen, königliche Ehren dargebracht zu sehen. Sie selbst wirkte, des Alters spottend, als erste Stimmbildnerin ihrer Zeit, als die unbestrittene oberste Autorität ihres Faches, zum Segen edler Gesangskunst, bis sie am 18. Mai 1910 heimberufen wurde.

Die Zahl achtzehn dominierte wundersam in ihrem Leben. Ein achtzehnter war ihr Geburts-, ein achtzehnter ihr Hochzeits-, ein achtzehnter ihr Sterbetag.

Caroline Unger-Sabatier.

Liszts erste Bekanntschaft mit Caroline Unger geht weiter als die mit einer anderen seiner späteren Freundinnen zurück — sie reicht noch in seine Kindheit hinein. Als der elfjährige Knabe, da er noch Czernys und Salieris Lehre genoß, sich am 1. Dezember 1822 in einem eigenen, im landständischen Saal gegebenen Konzert den musikalischen Wienern zum erstenmal vorstellte und ihre helle Bewunderung entflammte, betrat nach ihm ein neunzehnjähriges Mädchen das Podium, um nach Vortrag einer Arie aus Rossinis Erstlingsoper „*Demetrio e Polibio*“ reichlichen Beifalls froh zu werden. Es war Caroline Unger, die nachmals zur europäischen Berühmtheit großwuchs, und deren Gestalt sich fortan mit der Erinnerung an Liszts erstes Wiener Debüt verknüpft[1]. Denn jenes spätere eigene Konzert am 13. April 1823, das ihm den ihn lebenslang beglückenden Weiheku& Beethovens eintrug und auf das die Feier seines fünfzigjährigen Künstlerjubiläums im Jahre 1873 zurückgriff, war nicht sein erstes Auftreten in Wien, wo man ihn inzwischen wiederholt gehört hatte.

Sechzehn Jahre später, im März 1838, vereinten

[1] Das beigegebene Bildnis zeigt sie in dieser Zeit.

Nach einer Lithographie von 1823 im
Besitz der Firma C F Peters, Leipzig

sich Liszt und die Unger, jetzt zu voller Größe gereift, abermals zu einem Konzert. Diesmal rissen sie die Venetianer zur Begeisterung hin. Ihre Bahnen begegneten sich nun oft während seines italienischen Aufenthaltes mit der Gräfin d'Agoult. Sie wurden Freunde; ja die Welt wollte von noch lebhafteren Empfindungen beider wissen. War sie doch immer bereit, dem von allen Seiten umschwärmten Künstler, dessen Magie des Klavierspiels nur in seiner Kunst die Herzen zu bezaubern ihresgleichen hatte, Romane anzudichten. Wie hoch er das Können seiner Freundin wertete, erhellt aus seinem vom November 1838 datierten Florentiner Reisebrief[1]. Darin lesen wir:

„Fräulein Unger, begabt mit tiefem Gefühl, bemerkenswerter Intelligenz und einer Willenskraft, der gegenüber sie sich vor Überanstrengung zu hüten hatte, hat, infolge eines im Zeitraum von zehn Jahren ununterbrochen fortgesetzten gründlichen Studiums, sich als das schönste dramatische Talent entwickelt, das seit den Damen Pasta und Malibran auf der Bühne erschienen ist. Immer wahr, immer edel und groß, ist sie durchdrungen vom Inhalt ihrer Rolle; und indem sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, die eisigen Schranken durchbricht, welche die Plattheiten eines albernen Textes oder einer farblosen Musik zwischen ihr und den Zuschauern aufgerichtet, wird sie da, wo es kaum möglich schien, erhaben, und da, wo andere kaum den Widersinn der Worte und der

[1] Gesammelte Schriften, Bd. II.

Musik zu bemänteln wissen, erzeugt sie die lebhafteste Rührung. Es ist ein interessanter und trauriger Anblick, dieses schöne weibliche Genie zu beobachten, wie es mit den Fesseln seiner mittelmäßigen Aufgabe ringt. Ich vergleiche sie oft mit einem kühnen Schwimmer, der sich in einem seichten Wasserbett jämmerlich abkämpft. Manchmal erinnerte sie mich an den großen Mozart, den man, um die Hofdamen zu unterhalten, zwang, mit einem Taschentuch über den Händen Klavier zu spielen, oder an den jungen Michelangelo, den der stolze Cosmo von Medici dazu verwandte, in seinem Garten eine Statue aus Schnee zu errichten.

Die Stimme der Unger ist umfangreich, rein und biegsam. Als vollendete Musikerin erfaßt sie alle Rollen mit Leichtigkeit. Mit dem komischen Repertoire ist sie so vertraut wie mit dem tragischen, und die Allseitigkeit ihres Talentes ist ebenso merkwürdig als seine Vertiefung."

Auch in Bellini, dessen Norma- und Romeopartien namentlich durch sie zu außerordentlicher Wirkung gelangten, besaß Caroline Unger einen warmen Verehrer. Nicht minder verstand Rossini „ihre eherne Lunge, ihre silberne Stimme und ihr goldenes Talent" zu preisen. Beide wußten, was sie für ihre Werke bedeutete. Kam doch das geniale Mädchen auch aus guter Schule. Mozarts Schwägerin und einstige Angebetete, Aloysia Lange, Johann Michael Vogl, Franz Schuberts Freund und der berühmteste damalige Interpret seiner Lieder, hatten, mit dem Mailänder Gesangmeister Domenico Ronconi im Bunde, der am 28. Oktober 1803 in Stuhl-

weißenburg Geborenen zur künstlerischen Ausbildung verholfen.

Mit Mozart, das ist als Cherubin im „*Figaro*", betrat sie in Wien 1819 zuerst die weltbedeutenden Bretter. Ihr wollte Beethoven die Hauptpartie der von ihm nach Grillparzers Dichtung geplanten Oper „*Melusine*" in die Kehle schreiben. Bei einer der letzten öffentlichen Konzertveranstaltungen dieses Größten, als die neunte Symphonie und drei Sätze aus der *Missa solemnis* am 7. Mai 1824 im Kärtnertortheater zum ersten Mal erklangen, sang Caroline an Henriette Sontags Seite das Sopransolo. Ungehört gingen damals die Jubelausbrüche der begeisterten Menge an dem schon ganz tauben Tondichter vorüber. Es bedurfte eines ihm von der Unger gegebenen Zeichens, damit er wenigstens mit Augen sah, was seinem Ohr unvernehmbar blieb.

Ein Jahr darauf entführte Barbaja, der allmächtige italienische Impresario, die Sängerin nach Neapel. Sie sang, überall gefeiert, in Turin, Mailand, Rom, wie später in Paris, London, Berlin.

In Wien verfiel im Sommer 1839 Nikolaus Lenau dem Zauber ihrer Kunst und ihrer Persönlichkeit. Der Dichter der Schwermut, der von sich selber sagt: „Ich bin ein Melancholiker; der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens", war der Musik nicht nur tief zugeneigt, er beherrschte die Geige, den geliebten Dolmetsch seiner düsteren Phantasien, meisterlich. Am Johannistag, nachdem er die Unger gehört, schreibt er: „Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie

ließ in ihrem Gesange ein Gewitter der Leidenschaft auf mein Herz los.“ Sechs Tage später verrät er seiner herrischen Freundin Sophie Löwenthal, für die seit vier Jahren „sein Herz in Flammen stand“: „Die letzten Tage vergingen mir sehr unruhig. Das Spiel und Singen der Unger machten auf mich die höchste tragische Wirkung. Seit dem alten Devrient hat mich im Theater die Luft aus jener Gegend nicht angeweht; gestern im Belisario kam mir von dorther ein voller Sturm herüber. Sie ist eine Künstlerin erster Größe. Auch im Umgang ist sie sehr liebenswürdig und gegen mich besonders freundlich. Ich war gestern nach dem Theater bei ihr, heute esse ich bei ihr zu Mittag. Du sollst sie kennen lernen[1].“

Schon am 11. Juli bekennt er Sophie: „Caroline liebt mich und will die Meine werden. Sie sieht es als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Carolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen.“ Doch Sophie, obgleich Gattin und Mutter, will im Herzen ihres Anbeters keine andere Göttin neben sich dulden. „Du bist mir verfallen“, hatte sie ihm schon früher geschrieben. Und dabei blieb es. Für sein Flehen: „O geliebtes Herz, mißbrauche deine Gewalt nicht!“ hat sie kein Ohr. Das kaum geknüpfte Band mit Caroline wird wieder gelöst, und

[1] „Lenau an Sophia Löwenthal“. Wiener Verlag. Wien und Leipzig.

nach einem fünf Jahre später erneuten, abermals gescheiterten Versuch des unglücklichen Dichters, sich mit der Frankfurterin Marie Behrends ein eheliches Glück zu gründen, versinkt er für den Rest seines Lebens rettungslos in geistige Umnachtung. Die schönen, kristallhlau strahlenden Sirenenaugen Sophie Löwenthals, deren kuhle Leuchtkraft ihr his ins hohe Alter etwas wie Jugendschimmer verlieh, und die uns, wie jedem, der sie kannte, unvergeßlich sind, waren über Lenaus Leben nicht als Heilssterne aufgegangen.

Am 18. März 1841 vereinte sich Caroline Unger dem um fünfzehn Jahre jüngeren französischen Schriftsteller Franz Sahatier zu glücklichstem Lehenshund. Er war ein bedeutender Mann. Wilhelm Lühke nennt ihn „eine höchst eigenartige Persönlichkeit, in der sich südfranzösisches Feuer mit ungewöhnlicher Gedankentiefe und hochidealer Auffassung des Lebens verhand[1]. Auf klassischer Grundlage allseitig ausgebildet, mit deutscher Literatur in intimer Berührung, die Malerei mit Feuereifer betreihend, hatte er sich das ganze Gehiet des Schönsten in den Künsten zur Heimat erwahlt. Dabei war er in nicht weniger als vierzehn Sprachen zu Hause, gönnte aber der Öffentlichkeit nur geringen Anteil an seinen Arheiten."

Seine Gattin verstand es, auf sein geistiges Leben einzugehen. Wenige Monate nach ihrer Verheiratung, am 5. Septemher 1841, nahm sie in Dresden in

[1] Beilage zur Münchner „Allgemeinen Zeitung" v. 6. Februar 1893.

Donizettis „*Belisario*“ Abschied von der Bühne und sah sich durch Wilhelmine Schröder-Devrient den letzten Lorbeer gereicht. Ihr Gesang aber verstummte damit nicht. Auf Antrieb Meyerbeers wurde sie 1842 nach Berlin gerufen, um, von Liszt begleitet, König Friedrich Wilhelm IV. verschiedenes aus den „*Hugenotten*“ vorzusingen. Als Liszt zu dieser Zeit in Berlin bis zur Vergötterung gefeiert wurde, erneuerte sich ihre alte Freundschaft, die nun auch auf Sabatier überging. Caroline wurde die erste Interpretin eines Lisztschen Liedes. In einer glänzenden Soiree bei Madame Beer, Meyerbeers Mutter, brachte sie die „*Loreley*“ zu tiefer Wirkung.

Später teilte sie ihren Aufenthalt zwischen Florenz, wo ihr Gatte die Villa *la Concezione* besaß, und seinem südfranzösischen Schloß Latour de Farges, namentlich an ersterem Ort eine edle Geselligkeit pflegend und sich daselbst mit jungen Talenten umgebend. Seit ihrem Rücktritt aus der Öffentlichkeit war ihr das Unterrichten Freude und Bedürfnis. Als ihre „beste Schülerin“ bezeichnete sie selbst in einem Brief an Liszt vom Januar 1869 ihre Nichte Anna Regan — eigentlich Anger —, die nachmalige Frau Schimon, deren kleine Stimmmittel und subtiles lyrisches Talent sie freilich auf andere Wege hinwiesen, als ihre Lehrerin sie gegangen war, und ihr gleicherweise die Bahn der dramatischen wie die der großen Koloratursängerin verschlossen. In der Arietta, dem naiven, oder innerhalb einer mittleren Gefühlstemperatur verharrenden Lied lag ihr begrenztes Gebiet. So konnte

sie auch keine rechte Liszt-Sängerin sein. Nur weniges aus seiner Lyrik lag ihr. Dennoch schrieb ihre Meisterin dem Freund nach Empfang seiner Lieder: „Ich bedauere nur, nicht mehr imstande zu sein, sie hinauszusingen in die weite Welt! Indessen werde ich die Freude haben, sie von meiner besten Schülerin zu hören, und ich stehe ihnen dafür, daß die Lieder, von solch wunderbar schöner und seelenvoller Stimme, die auch Verständnis hat, gesungen, nicht verlieren werden."

Noch zwei unveröffentlichte Briefe an Liszt finden sich von ihr im Weimarer Liszt-Museum. Auch in ihnen gibt sich ihr Eifer als Lehrerin kund, wenn der Name der Schülerin, die sie dem Meister empfiehlt, auch nicht ins Weite gedrungen ist. Aus dem charakteristischeren der beiden Schreiben — es ist vom 22. Mai 1856 aus Venedig datiert und in französischer Sprache geschrieben — sei Nachstehendes mitgeteilt:

„Fräulein von Meichsner strebt ein Engagement in Weimar in der Hoffnung an, daß Sie, indem Sie sie mit aller Strenge beurteilen, sie doch ermutigen werden. Ihre Verehrung für Sie als Künstler hat sich noch um vieles gesteigert, seit Ich ihr gesagt habe, daß Sie ein Mann von Herz sind, der sich nicht gleich so vielen andern dazu verstehen wird, zu loben, wo das Lob eine Beleidigung ist und somit zum Tadel wird . . . Die Rollen, die Wagner für seine Nichte geschrieben hat, liegen ihr sehr gut. Glauben Sie nicht, daß Ich ihr rate, Romeo und Lucrezia zu singen. Deren bin Ich überdrüssig. Sie singt sie auf Empfehlung Bordognis,

der sich von ihr sechs Louisdor für drei gräuliche Kadenzen zur Romanze der Lucrezia zahlen ließ, die sie niemals singen wird. Ihr Platz ist in der klassischen deutschen Oper . . . Aber lassen Sie sie jetzt nur einfach Probe singen, denn um nur in zwei Rollen aufzutreten, lohnt es für sie nicht, meinen Unterricht vierzehn Tage zu verlieren, in denen sie — verzeihen Sie meine Eingebildetheit! — mehr lernt als in drei Jahren bei den Bordognis, Lampertis usw., die sie um ihr Geld bestahlen, indem sie ihr weismachten, daß man mit einer solchen Stimme nicht singen zu lernen brauche! Sie ist ein gutes Kind, ist gut erzogen und nimmt die Kunst ernst; — das aber ist in unsrer Zeit der singenden *„précieuses ridicules"* eine zu große Seltenheit, als daß man sie nicht protegieren müßte" . . .

Fräulein Anna von Melchaner kam nach Weimar, machte jedoch, trotz Intelligenz und Fleiß, mit ihrer starken aber nicht schönen Stimme weder dort noch anderwärts Glück. Sie unterrichtete dann am Dresdner Konservatorium, später in Breslau, wo sie gestorben sein soll. In Dresden verkehrte sie viel mit Wieck und veröffentlichte ein kleines Buch: „Friedrich Wieck und seine Töchter Clara Schumann und Marie Wieck[1]".

Um Kraft und Fülle viel mehr als um Schönheit des Tons war Caroline Unger bei Ausbildung ihrer Schülerinnen bemüht. Dramatische Wucht, die ihr selber zu eigen gewesen war, wollte sie in erster

[1] Leipzig, Matthes 1875.

Linie selbst da entwickeln, wo die Natur sie versagte. So bekannte Frau Schimon-Regan wiederholt uns gegenüber, von Adolf Schimon, ihrem Gatten, der unter Frau Ungers Ägide in Florenz unterrichtete, viel mehr als durch ihre berühmte Tante in ihr eigentliches Fahrwasser, das Zart-Lyrische, geleitet worden zu sein.

Von der Freundschaft Liszts mit der großen Sängerin sind leider nur die genannten spärlichen Spuren auf uns gekommen. Seine an sie gerichteten Briefe wurden, gleich dem gesamten brieflichen Nachlaß des Ehepaars Sabatier, auf Anordnung seiner Pflegetochter und Erbin Signora Louise Amari, Gattin eines römischen Senators, den Flammen überliefert.

Vom Lebensabend und Ende der bedeutenden Frau hat die Welt wenig erfahren. Sie starb am 23. März 1877 in ihrer Villa *la Concezione* und hat auf einem der schönst gelegenen Friedhöfe der Erde, in San Miniato, ihr Grab gefunden. Einen rührenden Nachruf für sie bilden zwei in unserem Besitz befindliche Briefe, die ihr Gatte an den als hilfreicher Freund Franz Schuberts bekannt gewordenen Dichter und Schriftsteller Legationsrat Franz von Schober richtete. Hier sind sie:

„*Villa Carolina La Concezione,*
fuori Porta S. Gallo, Firenze,
25. April 1877.

Mein lieber Freund!

. . . Gestern sendete ich Ihnen die Todesanzeige meiner lieben, vielgeliebten verklärten Frau. Durch die Zeitungen ist Ihnen wahrscheinlich schon die

traurige Botschaft bekannt worden. Von vielen wird sie beweint. Ein hoher Geist, ein edles Gemüt, eine große liebevolle Seele ist uns, mir vor allen, von dem unerbittlichen Schicksal entrissen worden. Ich verauche nicht, was ich verloren habe und was ich leide zu schildern.

Alle beide waren wir krank zu gleicher Zeit, ich mit Gicht, sie mit einem Bronchialkatarrh, welcher nichts Gefährliches zu haben schien. Am 18. März, unaer Hochzeitstag vor 36 Jahren, stand sie auf, frisch, lebensfroh und kräftig, um zehn Jahre jünger, und brachte den ganzen Tag neben meinem Krankenlager zu. Wir waren glücklich wie vor 36 Jahren! Sie strengte sich zu viel an, erkältete sich wieder und hatte einen Rückfall. Den 22. konnte ich in ihr Zimmer gehen, brachte den ganzen Tag beinahe mit ihr zu. Sie hatte Fieber und atmete schwer. Aber die Ärzte schienen nicht zu glauben, daß es eine schlechte Wendung nehmen könnte. Sie plauderte und scherzte mit mir. Ich verließ sie, um wieder zu Bette zu gehen. Wir umarmten uns und sie sagte mir: „Auf morgen"!!! Um 5 Uhr früh weckte man mich. Ich ging zu ihr. Um 7 Uhr verschied sie ruhig in meinen Armen.

Ich danke Gott, daß ihr die Schmerzen des Scheidens erspart worden sind. Aber ihr letztes Wort habe ich nicht gehört, nur ihren letzten Händedruck gefühlt. So ist mein besseres Ich vor mir zu Gott gegangen! . . .

Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Sie werden der Verklärten das Andenken bewahren! Nie ist ein edleres Geschöpf gewesen!" . . .

„Montpellier, Rue Poitevine 16.
13/5 77.

Teurer Freund!

Du wirst mir verzeihen, wenn ich Dich mit dem Sie, statt mit dem einst zwischen uns angewendeten Du angeredet habe . . . Du wirst es mir verzeihen, wenn ich in dem Schmerz meines ungeheueren Verlustes alles andere, auch die besten Erinnerungen der Vergangenheit, ich sage nicht vergessen, aber doch mit trübem Blick nur halb gefaßt habe . . . Seit sie mich verlassen hat, lebe ich wie in einem Traum; ich denke nichts, oder denke nur an sie. Ich hoffe sie einmal wiederzufinden und mich ihr vereinigen zu können, um nie mehr von ihr getrennt zu werden; denn wir waren wirklich füreinander gemacht. War sie mir auch in jeder Hinsicht durch Genie und Güte überlegen, die Liebe macht alles gleich. Von ihr getrennt, atme ich, aber ich lebe nicht.

Vor gerade einem Jahr, am 12. Mai kamen wir nach Paris, wo meine gute Frau ihre Freunde noch einmal sehen wollte, wie sie sagte. Am folgenden Tag machten wir einen Besuch. Ich gehe voran, um den Wagen zu holen. Meine arme Frau stürzt und spaltet sich die Stirn und beschädigt sich das Bein. Ach! wie habe ich gelitten, als ich sie aufhob, mit Blut bedeckt, und glaubte, sie würde daran sterben! Sechs Wochen blieb sie liegen, aber ohne Fieber, so gesund war ihre Natur! Alle Freunde strömten zu ihr, und da hat sie wirklich Abschied von allen genommen. Dann gingen wir nach Karlsbad und kehrten endlich nach der *Concezione* zu-

rück. Und jetzt ruht sie, auf mich harrend, in *San Miniato* aus.

Sobald es mir möglich ist, werde ich mich an die Korrektur meines *Faust* (Übersetzung im Versmaß des Originals) setzen, um sie nach ihrem Wunsche zu veröffentlichen. Auf diese Übersetzung war sie sehr stolz und versprach sich davon großen Beifall. Ich glaube, sie ist in der Tat gelungen und gibt eine ziemlich treue Idee der Form und des Sinnes des Originalgedichtes wieder.

Lieder hat sie hinterlassen, einige sehr hübsch. Ich will sie in hundert Exemplaren drucken lassen mit meiner Übersetzung, um sie Freunden zu geben. Adieu, mein lieber Freund! Ich drücke Dir die Hand und bitte um einen Freundeskuß im Namen meiner unvergeßlichen Caroline." — —

Franz Sabatier überlebte seine Gattin vierzehn Jahre. 73jährig ging er am 30. November 1891 in seinem Schloß Latour de Farges aus der Welt. Sein Lebenswerk: eine französische Übertragung von Goethes „*Faust*", den er aus einer ihm von Liszt 1842 geschenkten Ausgabe kennen gelernt hatte, wurde erst 1893 herausgegeben. Sie wird als meisterhaft gerühmt.

C. M. Weyl

Nach einer Lithographie von Kriehuber 1839
im Besitz der Firma C. F. Peters, Leipzig

Marie Camilla Pleyel.

Im November 1839 berauschte Wien sich an den Konzerten des Meisters, der sich daselbst sechzehn Jahre früher, als Zwölfjähriger, wie erwähnt, einen Kuß Beethovens erspielt hatte und nun mit seinem Ruhme die Welt erfüllte. Als Großgewordener, Unerreichbarer war er bereits im April des vergangenen Jahres vor den Wienern erschienen, als er, seinen italienischen Aufenthalt unterbrechend, sein Genie in den Dienst seiner durch die Donauüberschwemmungen schwer heimgesuchten ungarischen Landsleute gestellt hatte. „Ein begeisterter Taumel", sagt Hanslick[1], „ergriff Wien. Die Damen verloren ihr Herz und die Kritiker den Kopf"; denn „die Anforderung Schubarts an einen wahrhaften Virtuosen, ‚er müsse dem Geist gebieten, in allen zehn Fingern zu brennen', sie wurde von Liszt buchstäblich erfüllt."

Karl Kunt, nach Hanslicks Urteil „damals wohl der geschätzteste und einflußreichste Musikkritiker Wiens", ließ sich in der Witthauerschen Zeitschrift 1839 über Liszt unter anderem in den Worten ver-

[1] „Geschichte des Konzertwesens in Wien." Wien, Braumüller 1869.

nehmen: „Das Blut wogt, die Pulse stürmen, die Nerven zittern, während seine Seele in olympischer Verklärung schweigt; jene Künstlerseele, die in solchen Augenblicken der Mittelpunkt aller Existenzen zu sein scheint, und in welche die Radien des ganzen Außenlebens zusammenlaufen, gleichwie die Radien der Schöpfung sich vereinen im ewigen Urgeiste. Eben dieser großartige, tragische Enthusiasmus ist es, der aus dem Spiele Liszts sprüht. Die Kunst ist sein Lebensnerv, sein Alles... Begünstigt von dem notwendigen Grade einer ausdauernden Seelenenergie, gibt er sich unbedingt, ja mit den edelsten Opfern seiner selbst, ihrem Tempeldienste hin; rastlos folgend seinen Schönheitsidealen."

In sechs, zwischen dem 18. November und 4. Dezember von ihm veranstalteten Matineen, denen er im Januar und Februar noch mehrere Abendkonzerte folgen ließ, schwang sich der Gefeierte zum musikalischen Beherrscher der Kaiserstadt auf. Nur für ihn war man noch Auge und Ohr. Henselt, Thalberg, Clara Wieck, denen man zuvor beifällig zugejubelt hatte, wurden verdunkelt durch sein strahlendes Genie. Leer blieben die Konzerte anderer. Eine einzige Auserwählte nur: die aus Paris kommende Madame Marie, oder wie sie sich lieber nannte, Camilla Pleyel, vermochte sich neben Liszt zu behaupten und, dank seiner ritterlichen Kollegialität, reiche Erfolge zu ernten.

Er kannte sie schon von Paris her und war daselbst bereits zwei Jahre früher mit Chopin — der ihr seine drei Nocturnes op. 9 widmete — Zeuge

ihrer künstlerischen Siege gewesen. Fétis sprach ihr sogar unter allen Klaviervirtuosen den Preis zu, und Liszt wollte, freigebig wie immer, eine sich Ebenbürtige in ihr erblicken. Als sie — die als eine der bewundertsten Schönheiten ihrer Zeit, einen doppelten Zauber ausübte — zum erstenmal in Wien auftrat, führte er sie selbst aufs Podium und wandte ihr — denn auswendig spielte damals nur er allein — die Notenblätter um. Auch ein vierhändiges Duo von Herz spielte er mit ihr.

„Wenn etwas noch gefehlt hätte, das Publikum für Madame Pleyel schwärmen zu machen", schreibt Hanslick, „so war es das." „Ihre äußere Erscheinung versetzt in das Fabelland einer Loreley", ruft der „Sammler"[1] aus und fügt hinsichtlich ihres Herz-Duos mit Liszt resigniert hinzu: „Alles Schreiben und Sprechen wäre hier eitles Gefasel." Loreley-Pleyel spielte Hummels H-moll-Konzert und Sextett, Webers Konzertstück und kleinere Sachen von Moscheles, Döhler und Hummel. „Eine französische Menter" nannte Liszt sie noch in den siebziger Jahren und stellte ihr Können damit dem seiner „Lieblingsklaviertochter" gleich.

Die schöne Frau kam zunächst aus Leipzig. Sie hatte im Oktober und November 1839 in zwei eigenen Konzerten, sowie dann in einem Gewandhauskonzert das Publikum entflammt. Mendelssohn, der an der Spitze des Orchesters stand, ging selbst als Beifallspender voran, und Robert Schumann hebt nach dem ersten Hören die „warme Leidenschaft"

[1] Ein Wiener Kunstblatt.

hervor, „mit der sie alle Musik aufzufassen scheint“, desgleichen „die freudige Stimmung des Publikums, wie sie nur nach Genuß und Wechselwirkung von Meisterwerk und Meisterspiel aufkommen kann.“

Nach ihrem zweiten und dritten Auftreten lautet sein Urteil: „Die genialische Frau hatte schön gewählt: das C-moll-Konzert von Beethoven und „Oberons Zauberhorn“ von Hummel, und im gestrigen Abonnementkonzert das Konzert in E-moll von Kalkbrenner und zum Schluß das Konzertstück von Weber wiederholt. Kalkbrenner war früher eine Zeitlang ihr Lehrer, daher die Wahl. . . Die vollendete Schule war in der Meisterin aufgegangen. Das Konzert von Beethoven trug sie würdig, ohne Fehl im deutschen Sinne vor, daß uns die Musik wie ein Bild ansprach, während es in der Phantasie von Hummel wie aus luftigem Geisterreich zu uns herabklang. Das Konzert von Weber zog einen freudigen Aufstand nach sich; es flogen Blumen und Kränze auf die Dichterin. Das Publikum schwärmte. ‚Es ist mehr Poesie in dieser Frau als in zehn Thalhergs‘, sagte jemand. . . Die feine blumenhafte Gestalt der Künstlerin, ihr kindliches Verneigen, als ob ihr dieser Beifall nicht gebühre, noch mehr was sie Tieferes durch ihre Kunst offenbarte, wird die Erinnerung noch in die Zukunft verfolgen. Mit den innigsten Wünschen sehen wir der scheidenden Künstlerin nach, und daß sie vom Glück, mit dem sie so viele erfüllt, auch an sich selbst erfahren möge[1].“

[1] Ges. Schriften, Bd. II, S. 124 u. 125. 3. Auflage. Leipzig, Wigand 1875.

Daß auch Schumann sich dem Zauber ihrer Persönlichkeit nicht ganz zu entziehen vermag, nimmt seine Braut Clara Wieck, deren Vater sich auch ihren schwärmenden Bewunderern beigesellt, nicht ohne Eifersucht wahr. Ihrem Tagebuch vertraut sie ihr Empfinden an: „Alles, was Ich über sie lese, ist mir immer deutlicherer Beweis, daß sie über mich zu stellen, und dann kann nun freilich von meiner Seite eine totale Niedergeschlagenheit nicht fehlen[1].“ Als sie später (1851) Madame Pleyel in Brüssel aufsucht, ist sie selber von ihrer Liebenswürdigkeit bezwungen.

Auch der uns bis zu seinem Tod befreundete originelle Ernst Ferdinand Wenzel — der, ein naher Freund Schumanns, dem Leipziger Konservatorium lebenslang seine ausgezeichnete Lehrkraft weihte und von dem man wissen wollte, er habe eine tiefe Neigung zu Clara Wieck im Herzen getragen, sie aber, da er Schumanns Liebe zu ihr gewahrte, still in sich verschlossen — verklärte sich noch im Alter, als der Name Camilla Pleyel genannt wurde, und bezeichnete ihr Spiel als vollendet und poesievoll, ihre ganze Erscheinung als ideal.

Schon lange bevor sie nach Leipzig kam, hatte die alle berückende Künstlerin schwere Herzenswunden geschlagen. Am 4. September 1811 zu Paris, als Kind einer deutschen Mutter und eines belgischen Vaters, Moke mit Namen, geboren, zog sie, von Jaquea Herz und Moscheles unterrichtet,

[1] Berthold Litzmann, „Clara Schumann“. Bd. I, S. 377. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1902.

bereits als neunjähriges Kind durch ihr Klavierspiel die Aufmerksamkeit musikalischer Kreise auf sich. Zwölfjährig folgte sie ihren Eltern nach Belgien, gab sich dann aber, nach Paris zurückgekehrt, unter Kalkbrenner erneuten Studien hin, die ihr einen früh sich verbreitenden Ruf verschafften. Im Umsehen ward sie eine der gesuchtesten Lehrerinnen der Aristokratie und der großen Pariser Pensionate.

In einem derselben, wo sie Klavierstunden erteilte, gab Berlioz Gitarrenunterricht. Auf seine Vermittlung hatte der ihm befreundete Ferdinand Hiller, der damals an Chorons Musikschule in Paris lehrte und für die schöne Camilla Moke lichterloh brannte, seine Hoffnung gesetzt. Er sollte die Flamme ihres Herzens für ihn schüren. Doch die ihm übertragene Mission war zu verführerisch für Berlioz' vulkanisches Naturell. Zwar war er seit langem von einer rasenden unerwiderten Liebesleidenschaft für Henriette Smithson, die in Paris als Shakespeare-Darstellerin gefeierte irländische Tragödin, besessen. Doch hinderte ihn dies nicht, an der reizenden Pianistin Feuer zu fangen und Freund Hiller gründlich bei ihr auszustechen. Die neue Gottheit „jagt ihm", laut seinen eigenen Worten, „das höllische Feuer ins Blut." Sie ist ihm „das schönste Talent von Europa." „O, mein Teurer", schreibt er seinem Vertrauten Humbert Ferrand, „wenn Sie hören könnten, wie sie den Meistern ihre erhabensten Gedanken laut nachdenkt, Sie würden davon den Verstand verlieren." „Ariel, Ariel, Camilla", seufzt er, „ich bete Dich an, ich segne Dich, ich liebe Dich mit einem Wort mehr

als die arme französische Sprache es sagen kann. Gebt mir ein Orchester von hundert Musikern und einen Chor von hundertundfünfzig Stimmen, und ich werde es euch sagen."

Geringeres Glück als bei der für Huldigungen nichts weniger als unempfänglichen achtzehnjährigen Schönen, die dem Komponisten des diabolischen „Traums in einer Sabbathnacht" den Kosenamen ihres Luzifers, ihres Satans gab, machte der exzentrische Liebhaber bei Mama Moke. Die auffällige geräuschvolle Art, in der er seine Leidenschaft zur Schau trug, erregte ihr lebhaftes Mißfallen und sie gelobte sich, daß der überspannte Mann nie ihr Schwiegersohn werden dürfe[1]. Nichtsdestoweniger wurde, nachdem Berlioz sich im Konservatorium mit seiner Kantate „*Sardanapal*" im Juli 1830 den großen Rompreis gewonnen hatte, der den Empfänger zu einem einjährigen Aufenthalt in Italien verpflichtete, die Hochzeit auf Ostern 1832 festgesetzt.

Den Verlobungsring am Finger, verläßt der Gekrönte gegen Ende Dezember 1830 Paris. „O, meine arme Camilla, mein Schutzengel, mein lieber Ariel, erst nach acht oder zehn langen Monaten soll ich Dich wiedersehen?" klagt er, als er bei seiner Familie zu *La Côte Saint-André* auf dem Wege nach Rom Rast hält. Anfangs März trifft er in der ewigen Stadt ein, um als Pensionär der französischen Akademie in der stolzen Villa Medici auf

[1] Vergl. Adolphe Jullien, „H. Berlioz, sa vie et ses œuvres". Paris, Librairie de Fert. 1888. Hier widerlegt der Autor, auf Grund von Hippeaus „Berlioz intime", Berlioz' eigene Mitteilungen in seinen Memoiren.

dem Monte Pincio Wohnung zu nehmen. Horace Vernet, der Direktor, und die jungen Akademiker heißen den düsteren Gesellen, den sie *„le Père la Joie"* taufen, willkommen. Zu seinen Füßen breitet sich das heilige Rom. Eine der schönsten Aussichten der Welt liegt vor seinen Augen. Kunstschätze in unabsehbarer Fülle laden ihn zum Genuß. Doch ihn läßt alles kalt. Ihm ist das herrliche Italien „ein von Affen bevölkerter Garten." Nur Eins ersehnt, nach Einem nur schmachtet er — nach einem Brief von seinem Ariel.

Doch der verheißene Gruß bleibt aus. Des Wartens müde, fiebernd vor Ungeduld, beschließt er, schleunigst nach Paris zurückzufahren. Wirklich begibt er sich am 1. April auf die Reise. Eine Kehlkopferkrankung hält ihn unterwegs in Florenz fest. Endlich bringt ihm dort der 14. April ein Schreiben; doch nicht von der Hand seiner Angebeteten, sondern von Madame Moke. Darin meldet ihm diese die Heirat ihrer Tochter mit Camille Pleyel, dem Chef der berühmten Pariser Klavierfabrik dieses Namens.

Der Getäuschte wütet. Er will furchterliche Rache nehmen — will die beiden Frauen, den Bräutigam und zuletzt sich selber umbringen. Um unerkannt zu bleiben, läßt er sich Frauenkleider anfertigen. Er kommt bis Genua. Dort verhilft ihm ein, wie es scheint, unfreiwilliger Sturz ins Meer zu einer heilsamen Abkühlung. Er entschließt sich, einen Reuebrief an Horace Vernet zu richten, und nachsichtig nimmt ihn dieser wieder in der Akademie an. So kehrt er, nachdem er, aus einem Extrem ins

andre fallend, in Nizza „die zwanzig glücklichsten Tage seines Lebens zugebracht“ und seine Ouvertüre zu „*König Lear*“ komponiert hat, nach Rom und zur Vernunft zurück. Aber er versagte es sich nicht, später literarische Rache an der einst heiß Geliebten zu nehmen. In einer 1844 in der „*Gazette musicale*“ veröffentlichten „Zukunftsnovelle“ „*Euphonia ou la ville musicale*“ — die er unter dem Titel „Der Selbstmörder aus Enthusiasmus“ auch in die „*Soirées de l'orchestre*“ aufnahm — erzählt er diese romantische Episode seines Lebens und kennzeichnet die Personen durch Umkehrung ihrer Namen. (für Hector Rotceh, für Camille Ellimac). Madame Moke beehrte er mit dem Namen Madame Canaille oder *l'Hippopotame.*

Camilla Pleyel bildete sich unter dem Einfluß ihres älteren, fein musikalischen Gatten, durch Thalberg und Liszt gefördert, inzwischen immer mehr zur unvergleichlichen Virtuosin aus. Ihr Vollendungsdrang tat sich trotz ihrer großen Erfolge nie genug. Inmitten derselben zog sie sich jahrelang von der Öffentlichkeit zurück, um sich in Brüssel bei ihrer Mutter erneuten eifrigsten Studien hinzugeben. Dort traf sie Liszts Sendung seiner ihr gewidmeten *Norma*-Phantasie. Sie hatte ein an Schwierigkeiten besonders reiches Konzertstück mit Thalbergscher Brillanz von ihm erbeten. Nun verband er dem eigens für sie bearbeiteten Werk ihren Namen und stellte ihm einen geistsprühenden faksimilierten Brief an sie voran[1]. Sie dankte ihm am 11. Februar 1843:

[1] So sagt L. Ramanna Liszt-Biographie Bd. II. — Wir

„Mein teurer Meister,

Verzeihen Sie, wenn der Dank, den ich Ihnen darbiete, Ihrer selbst und der mir erwiesenen Ehre wenig würdig erscheint. Doch kann Ihr wundervoller Widmungsbrief unmöglich eine ihm entsprechende Erwiderung finden. Auch macht er mich so stolz, daß, was ich auch sagen würde, ich das mich bewegende Gefühl doch nicht auszusprechen vermöchte. Das bißchen Geist, das Sie mir zuerkennen wollten, als ich das Glück hatte, Sie oft zu sehen, hat sich während meines langen hiesigen Aufenthaltes so ungeheuer provinzialisiert, daß mir nichts übrig bleibt, als nur von Grund des Herzens auszurufen: Dank, Dank und tausendmal Dank!" ...

Im nächsten Jahre war Liszt auf dem Wege nach Paris, wo er am 16. und 25. April seine letzten Virtuosenkonzerte daselbst gab, nach Brüssel gekommen. Am 26. April schrieb ihm Madame Pleyel nach Paris:

„‚Schreiben Sie mir,' sagten Sie, als Sie mich verließen; ‚ich werde Ihnen vielleicht nicht antworten, aber Ihr Brief wird mich unterhalten!' Obwohl vollkommen überzeugt, daß ich weder das Talent noch die tausend Eigenschaften habe, die dazu gehörten, Sie zu unterhalten, komme ich brutalerweise, mein lieber Meister, um mich in Ihre

---

versuchten darnach, leider vergebens, dieses Briefes habhaft zu werden und erfuhren von den Herren B. Schotts Söhne in Mainz, daß sich zwar das ganze Material der ersten Auflage der Phantasie, aber keine Platte des Faksimile bei ihnen vorfindet.

Erinnerung zurückzurufen. Es dünkt mich so hart, so demütigend, von Ihnen in den Strom der Vergessenheit geworfen zu werden, daß ich beim Öffnen meines Briefes lieber einen Schrei der Ungeduld als keinen Laut von Ihnen vernehmen will.

Hier gibt es nichts Neues, nichts was Sie interessieren könnte. Alle Zeitungen sind von Ihrem Namen voll. Salons wie Straßen und Plätze hallen von Ihren Triumphen wider. Wohl hatten Sie die Liebenswürdigkeit, mich zu einer Fahrt nach Paris aufzufordern; doch gestehe ich, hierin nur einen neuen Beweis Ihrer Nachsicht, Ihres Wohlwollens für mich erblickt zu haben. Auch scheine ich mir zu sehr Provinzlerin geworden, als daß ich wagen möchte, mich in meinem lieben abscheulichen Vaterland zu zeigen, und auch Ihnen würde dies, ungeachtet Ihrer alten Freundschaft für mich, nicht entgangen sein."

Nachdem Madame Pleyel das von Ihr angestrebte künstlerische Ziel erreicht zu haben glaubte, kehrte sie 1845 in ihre Vaterstadt zurück. In einer Soiree im Saal des Klavierfabrikanten Pape trat sie wieder vor das Publikum, das aus den ersten Künstlern von Paris, Auber voran, bestand. „Ihr seelenvolles Spiel", heißt es, „übte eine fast magische Gewalt aus." Auf das Drängen aller, sich der Öffentlichkeit mehr zuzuwenden, gab sie zwei Konzerte im *Théâtre Italien* mit unbeschreiblichem Erfolg. Er wiederholte sich gleicherweise in London, wohin sie im nächstfolgenden Jahre ging. In Brüssel war man so umsichtig, sie dem Konservatorium als erste Professorin des Klavierspiels zu gewinnen. Von

1848 bis 1872 — ihr Gatte starb 1855 — verblieb sie in dieser Stellung. Ihre Lehrkunst stand an Vorzüglichkeit ihrem Spiele nicht nach, und so durfte man die hohe Stufe des Klavierspiels in Belgien ihrem Einflusse zuschreiben.

Eins seiner glänzendsten Virtuosenstücke noch eignete Liszt ihr zu: Die *Tarantella di Bravura* (nach der in Aubers „*Stumme*“ enthaltenen). Darüber äußert sie sich am 2. Juni 1849:

„Wie Sie vermuten, habe ich die für mich geschriebene Tarantella, von der Sie sprechen, nicht erhalten. Da ich aber ihre Geburt erfuhr, wollte ich sie kennen lernen, und Schott hat sie mir endlich zugesandt. Ich danke nochmals und werde mein Bestes tun sie zu spielen; doch bin ich dessen nicht sicher, denn seit etwa sechs Monaten hat mich der tiefste Widerwillen gegen den hölzernen Kasten befallen, den man Klavier nennt. Bis dahin hatte ich ihn dummerweise ernsthaft genommen; nun grolle ich ihm um so mehr, daß ich ihm so viel Zeit geopfert habe, die ich viel besser hätte anwenden können.

Wir werden uns also in diesem Jahre nicht noch sehen? Das ist eine schlimme Botschaft, die Sie mir mit großer Gleichgültigkeit künden. Suchen Sie doch die wichtigen Angelegenheiten, die Sie fern halten, rasch zu erledigen und beleben Sie durch Ihre liebe Gegenwart alle, die Sie lieben und die es bekümmert, Sie nicht mehr zu sehen und zu hören.“

Die Abneigung der Künstlerin gegen den „hölzernen Kasten“ war eine vorübergehende, wie die Scheu vor einem Wiedererscheinen in Paris es zu-

vor gewesen war. Sie spielte und unterrichtete weiter, und der Ruhm blieb ihr treu zur Seite. Ein Echo ihrer Erfolge klingt auch durch die letzten Briefe, die uns von ihr überkommen sind. Aus London schreibt sie ihrem lieben Meister im Mai 1852:

„Sie waren von je anbetungswürdig gütig zu mir, und so oft ich Sie spiele, kommt ein Gefühl des Glücks und der Dankbarkeit über mich, das mir die Ausführung Ihrer Werke gelingen läßt. Auf beifolgendem Programm sehen Sie Ihren illustren Namen zweimal dem meinen verbunden, und ich hoffe, Sie werden mir's verzeihen.

Ihre „*Patineurs*“[1] hatten einen ungeheueren Erfolg, schon in Brüssel, wo ich sie dreimal spielte. Immer mußte ich sie wiederholen. Hier ist es aber noch amüsanter, denn zum Beispiel gestern im Konzert der „*Musical Union*“, wo es nur erlaubt ist ‚Ausgrabungen‘ hören zu lassen, haben sie das Publikum unglaublich elektrisiert.“

Und in einem späteren Schreiben heißt es: „Alle *gâte-metier*, wie Sie sie so gut bezeichnen, geben sich hier ein Stelldichein, und da ich viel Erfolg habe, scheint es, daß ich den Zorn der Notenverschlinger beider Geschlechter errege. Im vorletzten Artikel, den die „*Times*“ über mich bringen, hat man sich Ihres berühmten Namens bedient, um mir weit über mein Verdienst — ich weiß es — Lob zu spenden. Aber da man sich in bezug auf mich einer Meinung mit Ihnen fühlte, scheute man sich

[1] Propheten-Phantasie.

nicht, mich sehr, sehr hoch zu stellen. Gott! welche Aufregung unter den Klavierspielern! Die Cliquen und Gegencliquen haben mich verurteilt, aber noch nicht hingerichtet! —

Ich würde glücklich, tausend und abertausendmal glücklich sein, Ihnen in Person für Ihre gütige Einladung zu danken und mancherlei Rat von Ihnen zu erbitten. Doch Sie haben an den Anfang Ihres Briefes ein großes Madame gesetzt, das mir einen grausigen Eindruck gemacht hat; denn wenn ich Madame bin, werde ich nicht, so wie ich möchte, als alter Kamerad empfangen werden, der sehr glücklich ist, Sie wiederzusehen — und also tue ich besser, nicht zu kommen. Überdies hält mich Mr. Fétis an seiner Kette als Direktor fest... Doch wie es auch komme, mein lieber Liszt, immer, immer bleibe ich Ihre

ergebenst ergebene

M. Pleyel."

Ihr letzter Brief vom Juli desselben Jahres schließt mit den Worten: „Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Etüden und Fugen... Das Studium Ihrer Werke ist der Ruhm und die Freude meiner Schüler."

Ihre Beziehungen zum Meister spannen sich noch lange fort. So oft seine Reisen Brüssel oder Paris zum Ziele hatten, sahen sie sich. Er sandte ihr Joachim, Bülow und andere zu, und Briefe flogen wie früher zwischen ihnen hin und her. Die seinen gingen leider nachmals, sei es durch Vernichtung, sei es durch Verstreuung in fremde Hände, verloren. Auf die Familie vererbten sie sich nicht.

Fehlte es der bevorzugten Frau in ihrem Berufe nicht an Genugtuung jeder Art, so wurde ihr solche zunächst auch als Mutter zuteil. Ihr ward das Glück, in ihrer einzigen Tochter eine große gesangliche Begabung pflegen und sie in einem im Herbst 1855 in Paris von ihr gegebenen Konzert, in dem sie selber spielte, der Öffentlichkeit zuführen zu dürfen. Die Verheiratung der achtzehnjährigen Sängerin mit einem belgischen Offizier, Monsieur de Preter, der später zum General aufstieg, verwehrte ihr jedoch eine künstlerische Laufbahn. Erst dreißig Jahre alt, wurde sie aus dem Leben abberufen. Sie hinterließ eine zehnjährige Tochter, die, als Gattin des Generals de Bray, gegenwärtig in Brüssel lebt und die Erinnerung an die „wunderbare Stimme" ihrer Mutter noch bewahrt.

Eine kurze Mitteilung Hans von Bülows, der die einsam gewordene Künstlerin besuchte, gibt uns noch letzte Kunde von ihr. Am 3. Februar 1869 meldet er Liszt aus Brüssel: „Madame Pleyel fand ich durch den Tod ihrer einzigen Tochter tief niedergedrückt, aber von derselben geistigen Lebendigkeit und derselben Anhänglichkeit für Sie."

Das in Ruhm und Treuen verwaltete Lehramt legte sie 1872 nieder. In geistiger Trübung verbrachte sie ihre letzten Lebensjahre, und am 30. März 1875 beschloß sie in Saint Josse ten Noode bei Brüssel ihr an Erfolgen selten reiches Leben.

Charlotte von Hagn.

Man schreibt das Jahr 1842, das „große", das Höhenjahr in Liszts Virtuosenleben. Berlin schwimmt in einem Begeisterungstaumel, wie es einen solchen nie zuvor, nie darnach erlebte. Das Wunderspiel des Unerreichten bringt die Stadt der Intelligenz um Maß und Besinnung. Zur Wirklichkeit geworden scheint das Märchen vom Rattenfänger von Hameln. Vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV., seinem Bruder, dem damaligen Prinzen von Preußen, und dessen Gemahlin Augusta bis herab zum einfachen Kind des Volks huldigt alles dem königlichen Genie.

Man muß die Berichte jener Zeit, vornehmlich die Ludwig Rellstabs, des angesehensten der derzeitigen Berliner Kritiker, lesen, um ein ungefähres Bild zu gewinnen. Er nennt Liszts Aufenthalt in Berlin „ein Ereignis des öffentlichen Lebens". Sein Spiel schildernd, sagt er charakteristisch: „Er lebt die Musikstücke in sich, die er vorträgt. Während er mit der staunenswürdigsten Gewalt der Mechanik eigentlich alles leistet, um es mit einem Wort auszudrücken, alles, was bisher von irgend jemand einzeln bezwungen worden ist, und außerdem noch ein ganzes Füllhorn neuer Erfindungen, völlig ungekannter Effekte und mechanischer Kombinationen

Charlotte von Stein

Charlotte v. Stein

Ölbildnis von Josef Stieler in der Schönheiten-Galerie der Münchner Residenz
Aus „Bühne und Welt". Verlag von Georg Wigand, Leipzig

vor uns ausschüttet, so daß die aufs höchste gespannte Erwartung und Forderung sich weit überflügelt sieht: bleibt doch der eigentümlichste Geist, den er diesen wunderwürdigen Formen einhaucht, das bei weitem anziehendere, anregendere und fesselndere Element. Diese geistige Bedeutsamkeit seines Kunstwerks prägt sich aber auf das lebendigste in seiner Persönlichkeit aus. Die Affekte seines Spiels werden zu Affekten seiner leidenschaftlich aufgestürmten Seele und finden in seiner Physiognomie und Haltung den treuesten Spiegel. Das ist der Zauber, mit dem er seine Hörer und vorzüglich die Hörerinnen so unwiderstehlich packt[1]."

Nach dem ersten Konzert, am 27. Dezember 1841, zeichnet Varnhagen von Ense in sein Tagebuch ein[2]: „Abends im Saale der Singakademie Konzert von Liszt, ohne Orchester; er spielte ganz allein, wunderbar, beispiellos, zauberhaft, mit allgemeinem heftigstem Beifall. Seit Paganini habe ich keinen solchen Meister gehört. Die Ouvertüre zu „Wilhelm Tell", eine Phantasie über Motive aus „Robert der Teufel" und „Erlkönig" von Schubert waren am schönsten. Wir hatten ganz nahe Plätze und sahen den geistvollen, feinen, schönen Mann ganz genau. Zuletzt spielte er einen chromatischen Galopp, den ich nicht aushalten konnte. Er hatte meine Pulse in seiner Gewalt und sein Spiel be-

[1] „Franz Liszt. Beurteilungen, Kritiken" usw. Berlin, Trautwein 1842.
[2] Bd. II.

schleunigte sie so, daß mir schwindlig wurde. — Der König war in seiner Loge, der Graf von Nassau, Prinz und Prinzessin Karl, Prinz August, der Kronprinz von Württemberg. Ferner Meyerheer, Felix Mendelssohn, Spontini, Rellstab usw.“

Zehn Konzerte gab der Bewunderte in der Singakademie[1]. Da der Raum sich für den Zudrang als nicht ausreichend erwies, wurden die nächsten ins Opernhaus verlegt. Von einundzwanzig öffentlichen Konzerten, die Liszt bis zum 2. März veranstaltete, waren neun offiziell wohltätigen Zwecken geweiht. Aber auch der Ertrag der übrigen floß großenteils andern zu; appellierten doch innerhalb dieser kurzen Wochen tausende von Bittschreiben an sein nie versagendes gütiges Herz. Außerdem widmete er den Mitgliedern der königlichen Kapelle wie der Theater je eine Matinee und wirkte auch noch in Konzerten andrer mit. Seine Programme umfaßten fast die ganze Klavierliteratur jener Zeit von Bach bis zu seinen eigenen Werken, und die große Mehrzahl dessen trug er den staunenden Hörern auswendig vor; ward doch durch ihn erst das Auswendig- oder, wie Bülow sagte, das Inwendigspielen gebräuchlich.

Allen Konzerten wohnten der König und andre Mitglieder des königlichen Hauses bei. Friedrich Wilhelm IV. sowohl als die Prinzessin von Preußen, die Tochter Maria Paulownas, gehörten seit jener Zeit zu den ausgesprochensten Gönnern und Verehrern des Künstlers. Sie wußten es ihm insbe-

[1] Siehe L. Ramanns Liszt-Biographie II.

sondere Dank, daß er ein Quartett des für die Befreiung Deutschlands gefallenen Prinzen Louis Ferdinand in einem seiner Konzerte zur Aufführung brachte, und die Prinzessin ließ ihm dafür eine Sammlung der Werke des genialen Prinzen und das Autograph eines Flötenkonzerts Friedrichs des Großen überreichen. Liszts Danksagung dafür bestand in der Zueignung seines „Buchs der Lieder" und einer „Elegie über Motive des Prinzen Louis Ferdinand" an die hohe Frau.

Er wurde viel bei Hofe gesehen. Im weißen Saal des königlichen Schlosses wie im Palais des Prinzen von Preußen sah sich die geistige Elite Berlins häufig zu glänzenden Abendunterhaltungen versammelt, deren Mittelpunkt Liszts flammensprühendes Spiel bildete. Männer wie Alexander von Humboldt, Varnhagen, Cornelius, Raueh schenkten dem um vieles Jüngeren ihre Freundschaft. Feste über Feste, Ehrungen über Ehrungen feierten „den Genius, den Künstler von Geist und Gemüt, den Ehrenmann von Gesinnung und Charakter", wie die Inschrift auf einem großen goldnen Medaillon mit seinem Bildnis lautete, das ihm Kunstgenossen und Kunstfreunde als Ehrengabe darbrachten. Die Akademie der Künste ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied, die Akademie für Männergesang zum Ehrendirektor. Der König heftete ihm den Orden „pour le mérite" auf die Brust. Man ersann nie dagewesene Huldigungen. Hundert kleine Kinder brachten ihm zum Dank für eine reiche Spende ein Morgenständchen und streuten ihm Blumen. Konzertanzeigen durften nur mit dem

Zusatz: „Herr Liszt wird zugegen sein“ auf Erfolg rechnen. Familien, die er besuchte, bewahrten Gläser und Tassen, aus denen er getrunken, als Reliquien. „Man hat ihn fetiert“, spöttelte die Dresdner „Abendzeitung“, „man hat ihm Serenaden gebracht, eine Dame ist vor ihm niedergekniet und hat ihn gebeten, seine Fingerspitzen küssen zu dürfen, — eine andre bat ihm im Konzertsaal publice umarmt, — eine dritte hat den Überrest aus seiner Teetasse in ihr Flakon gegossen, — hunderte haben Handschuhe mit seinem Bild getragen, — viele haben den Verstand verloren ... Die Hauptsache bleibt der Abschied. Liszt saß mit den Senioren der Universität in einem mit sechs Schimmeln bespannten Wagen“ usw.

Und so war es. Die Studierenden Berlins, für die er wiederholt gespielt, gaben ihm, nachdem er nach seinem Abschiedskonzert am 2. März noch am 3. eine Matinee in seinem Hotel gegeben hatte, unter der Teilnahme und den Hochrufen unabsehbarer Volksmassen, ein Ehrengeleit. Dreißig vierspännige Wagen folgten dem seinen, von 51 Reitern im akademischen „Wichs“ und Chargierten umgeben, denen sich hunderte von Privatequipagen anschlossen. Auf allen Straßen und Plätzen drängte sich die Menge zum letzten Gruße. Selbst das Königspaar war in die Stadt gekommen, um den Festzug mit anzusehen. „Nicht gleich einem Könige, sondern als ein König zog er aus, von jubelndem Volksgedränge umringt“, schreibt Rellstab, „als ein König im unvergänglichen Reiche des Geistes.“ —

Inmitten dieser von Begeisterungsüberschwang

getragenen Wochen, in denen sich Liszt, selbst seinem heimatlichen Boden fern, die ungeheuere Wirkung seiner Kunst in ungeahnter Weise offenbarte, trat er in Berührung zu einer Künstlerin, die nicht nur zu den auserwählten Lieblingen Berlins, sondern zu den leuchtendsten Gestirnen am deutschen Theaterhimmel gehörte: Charlotte von Hagn. „Die schöne Hagn" wurde sie genannt, und im Preise ihrer Schönheit herrscht in der Tat unter allen Stimmen, die über sie laut werden, die reinste Harmonie. Doch sie war nicht nur schön. Gleichzeitig schmückten sie Grazie, Liebenswürdigkeit, Geist und Genie und machten sie zu einer in ihrer Art vollkommenen Erscheinung, die im Salon nicht minder als auf der Bühne bezauberte.

Familientradition führt den Ursprung des Geschlechts auf einen vom Niederrhein stammenden Christof Hagn zurück, der als Geheimschreiber Kaiser Rudolfs II. († 1612) von diesem geadelt worden sein soll[1]. Doch fehlen alle Nachweise darüber, und Ludwig von Hagn, Ältester und Haupt der Familie, der Bruder der großen Künstlerin, der gleich dieser auf Titel, Adel und dergleichen Vorrechte keinen Wert legte, tat, trotz öfterer dahin zielender Angebote, nichts, um ihnen nachzuforschen.

Charlottens Vater, der Sohn des ob seiner derben Originalität in München stadtbekannten Kabinettsrats

[1] Die biographischen Angaben stützen sich auf Mitteilungen von Frau Marie von Hagn in München, Charlotte von Hagns Schwägerin. Einige Künstlerurteile wurden einem Aufsatz Eugen Isolanis („Bühne u. Welt", 2. Aprilheft 1909) entnommen.

von Hagn, betrieb, nachdem er das Gut Rotenhuch nicht glücklich bewirtschaftet hatte, „unbeschadet seines adeligen Charakters", wie man sich ausdrückte, ein Kaufmannsgeschäft in München. Daselbst kam Charlotte von Hagn, als zweitgeborenes unter sechs Kindern, am 9. November 1809 zur Welt. Der Vater verkehrte viel mit Mitgliedern des Theaters und Orchesters, auch mit dem berühmten ersten Liebhaber der Hofbühne Ferdinand Urban, der mit der Familie Hagn im gleichen Hause wohnte. Dieser wurde bei Gelegenheit kleiner Vorstellungen seiner und der Hagnschen Kinder auf einem den letzteren zugehörigen Haustheater, zuerst auf das Talent Lottchens aufmerksam, die sich für derlei Zwecke mit eigener geschickter Hand ihre Schleppen aus Seidenpapier anfertigte.

Schwer war der Widerstand der Familie gegen eine theatralische Laufbahn zu besiegen. Endlich aber entschloß man sich, die Ausbildung des jungen Mädchens der großen Sophie Schröder anzuvertrauen. Unter dem maßlos heftigen Temperament der Meisterin hatte die Schülerin viel zu leiden; äußerte sie doch noch in späten Jahren: „Hätte ich nur die Haare noch, die mir einst die Schröder ausraufte!" Bei einer zweiten Lehrerin, der Hofschauspielerin Marianne Lang, hatte sie ruhigere Tage. Diese ging oft mit ihr spazieren und setzte den Unterricht im Gespräche fort. Dabei pflegte sie ihren Zögling dicht zu verschleiern, damit niemand die seltene Schönheit vor der Zeit entdecke.

In einem Kotzebueschen Schauspiel: „Graf Benjowsky" führte sich Charlotte als Afanasia 1826

zuerst in der Welt des schönen Scheins und zwar auf der Hofbühne ihrer Vaterstadt ein. Sofort legte man der erfolgreichen Debütantin Fesseln an. So rasch auch drang ihr Ruf ins Weite, daß sie schon in den nächsten Jahren im Wiener Burgtheater und an den Hoftheatern zu Dresden und Berlin mit glänzendem Gelingen gastierte. In Berlin zumal rief ihre Kunst wie ihre Schönheit eine an Tollheit grenzende Begeisterung hervor.

Sie entzückte, wohin sie kam. Der Wiener Costenoble, ein anspruchsvoller Richter, der neben dem schönen Gast in „Kabale und Liebe" den Miller gab, gestand: „Keine der mir bekannten Luisen hat mich so hingerissen als die Hagn. Ich umfaßte meine Luise mit wahrhaft väterlicher Empfindung und hatte das Wesen in meinen Armen von ganzer Seele lieb." Und später äußert er: „Die Hagn besitzt die Liebe des ganzen hohen Adels; selbst Könige und Prinzen sind vernarrt in die Anmutige."

Fünf Jahre nur erfreute sich München, wo König Ludwig I. zu ihren größten Verehrern gehörte, ihres Besitzes. Im Jahre 1830 verlor sie in tragischer Weise ihren Vater. Von Stund an übernahm die 21jährige die Sorge für die mittellos Hinterbliebenen. Ihren dringenden Bitten um Erhöhung des dürftigen, nun ganz unzulänglichen Gehalts ward nicht willfahrt. In Berlin bot man ihr glänzende Bedingungen. So brach sie ihren Kontrakt und ging dahin, wo man sie mit Jubel empfing. Hier blieb sie bis zum Abschluß ihrer künstlerischen Tätigkeit; denn Berlin säumte nicht, sich des allgemeinen Lieblings lebens-

länglich zu versichern. Gastspielreisen durch ganz Deutschland, Ungarn, Rußland mehrten noch ihren Ruhm als schönste und auch geistig graziöseste der munteren Liebhaberinnen ihrer Zeit.

Mutter und Schwestern ließ sie zu sich kommen. Zwei derselben, Auguste und Louise, wählten, die eine als Schauspielerin, die andere als Sängerin, die Bühnenlaufbahn. Sie verlief bei beiden nicht sonderlich. Louise, am Koburger Theater engagiert, verlor ihre Stimme. Auguste blieb unbedeutend und gedieh, am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater angestellt, nur im Schatten ihrer größeren Schwester. Später verheiratete sie sich mit Eduard Fischer, dem Chef der durch E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient weltbekannt gewordenen Berliner Weinhandlung Lutter & Wegner. Eine dritte Schwester wurde Kammerfrau der Prinzessin von Preußen. Die älteste, Josefine, blieb die Führerin der Angelegenheiten Charlottes und ihre treue Gefährtin in allen Wechselfällen ihres Lebens. Das jüngste der Geschwister, der in München zurückgebliebene Bruder Ludwig, ging vom Kadettenkorps in die Akademie über, den militärischen Beruf mit dem ihm gemäßeren des Malers vertauschend, als welcher er sich den Ruf eines der vornehmsten Koloristen Deutschlands erwarb.

Charlotte von Hagns Repertoire umfaßte im Tragischen alle Hauptrollen in Lessings, Goethes, Schillers, Shakespeares Dramen, sowie in den Werken der zeitgenössischen Dichter, vor allen denen des damals beliebten Raupach. Gleichwohl war die Tragödie, so Glänzendes sie auch darin leistete, nicht

ihr eigentlichstes Gebiet. Man warf ihr hier öfter Manier vor. Unbestritten, unvergleichlich glanzvoll aber waren ihre Erfolge als muntere Liebhaberin und im feinen Lustspiel, so beispielsweise in Calderons „lautem Geheimnis", Moretos, „Donna Diana", Goldonis „Wirtin" (Mirandolina), im „Kriegsbefehl", „Ball von Ellerbrunn", in den „Erziehungsresultaten" u. a. m. Sie war zu einer Macht am Theater geworden und verfehlte nicht, dieselbe geltend zu machen, wenn es ihr gefiel. Gab ihr auch die Rivalität der Schwestern Stich, der Töchter Auguste Crelingers, manches zu schaffen — sie verstand zu siegen. Kaprizen waren ihr wohl ebenso wenig als anderen Bühnengrößen fremd. Wenigstens erzählt Eduard Devrient, sie habe einmal die Annahme einer Rolle verweigert, „weil sie nicht immer Rollen spielen wolle, in denen sie gebessert werde."

In seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" fällt Devrient über sie das Urteil: „Sie vereinigte die ausgezeichnetste Begabung, die vielleicht jemals auf der Bühne erschien, vollendete körperliche Schönheit und Anmut, eine von Natur wohlklingende Stimme, ausgiebig und biegsam, das entschiedenste Darstellungstalent, voll Erfindungskraft, charakteristischer Mannigfaltigkeit, Leidenschaft und tiefer Empfindung, Scharfsinn, Witz, Eleganz und Feinheit. Alles dies hätte sie zu der größten deutschen Schauspielerin machen müssen, wenn die unbesiegbare Eitelkeit sie nicht in die moderne Virtuosenrichtung und damit in Übertreibung und Affektation gerissen hätte." Und Gustav zu Putlitz gedenkt ihrer in seinen „Theatererinnerungen" mit

den Worten: „Charlotte von Hagn kann man mit Recht die glänzendste Erscheinung im deutschen Lustspiel nennen, unerreicht in dem Genre, das sie selbst schuf, ja unerreichbar, weil das Genre eine Spezialität war. Über das Genre ließe sich streiten, über Charlotte von Hagns Meisterschaft in demselben nicht. Die geistvollen, von blendender Schönheit der ausdrucksvollen Züge und der ebenmäßigsten Gestalt unterstützten Darstellungen fesselten durch eine ununterbrochene Kette immer neu überraschender Pointen. Selbst das Gewagteste erschien im Maße der Anmut ... Ich habe nach ihrer Verheiratung eine Saison in Ostende mit ihr verlebt. Alles, was sie sprach, dachte, tat, war voll Esprit, und daß ich ein französisches Wort für die Künstlerin wählen muß, mag zeigen, daß ihre künstlerische Begabung ein gutes Teil französischen Elementes an sich trug. Vielleicht ist sie die einzige deutsche Schauspielerin gewesen, die es vermocht hätte, sich auch in Paris eine glänzende Künstlerlaufbahn zu erringen, und neben einer Mars, sicher neben einer Madeleine Brohan Triumphe zu feiern."

In Berlin wie andernorts verkehrte die geniale Künstlerin mit den Erlesensten ihrer Zeit. Schlegel, Tieck, Immermann, Varnhagen und Rahel, Bettina von Arnim, Gutzkow, Fürst Pückler, die Familie Mendelssohn, die Mutter Meyerbeers u. a. zählten zu ihren Intimen. Raupach, damals Beherrscher der Berliner Bühne, vergötterte sie. Auch Laube und besonders Ferdinand Raimund, Alexandre Dumas, Emile de Girardin, Rachel Felix, die große Tragödin, nannten sich ihre Freunde. Später wurde Tieck

ihr Widersacher. Er mißbilligte ihre, trotz seines Abmahnens festgehaltene, kokette Auffassung des Puck im „Sommernachtstraum", so sehr sie dem Publikum gefiel, und warf ihr, gleich Laube und Seydelmann vor, daß ihr die eigene reizende Person weit wichtiger als des Dichters Absicht sei — eine Rüge, die freilich mehr oder weniger wohl auf jede schöne Bühnenkünstlerin Anwendung leidet.

Auf der Höhe ihrer Künstlerschaft und ihres Ruhms lernte Liszt Charlotte von Hagn kennen. Wie hätte er kühl bleiben können ihren Reizen gegenüber, die alle an sie gebannt hielten? Sie sahen sich bei den Soireen im Schlosse, wo sie, wie überall, ein gern gesehener Gast war, sahen sich allerorten. Er zeichnete sie aus, sie befreundeten sich alsbald. Einem kurzen Gedicht von ihr gab er zu jener Zeit ein tönendes Gewand. Es findet sich unter seinen Liedern:

Dichter, was Liebe sei, mir nicht verhehle!
„Liebe ist das Atemholen der Seele."
Dichter, was ein Kuß sei, du mir verkünde!
„Je kürzer er ist, um so größer die Sünde."

Einmal, in einem kritischen Augenblick kam ihm Charlottes berühmte Schlagfertigkeit zu Hilfe. Noch bevor der König ihm den Orden „pour le mérite" verlieh, sandte er ihm nach einem Konzert im Opernhause durch seinen Adjutanten einen kostbaren Brillantring. Das verletzte Liszts Künstlerstolz. Er wollte sich nicht wie andre durch dergleichen Geschenke abfinden lassen. „Ich brauche ja so etwas nicht!" murmelte er und warf das Etui in die Kulissen. Da sprang zur selben Minute Char-

lotte von Hagn als guter Genius aus den Kulissen hervor und reichte ihm das Etui mit dem Ausruf: „Herr Liszt, aus lauter Freude lassen Sie die Freude aus den Händen fallen!“ Rasch die Herrschaft über sich zurückgewinnend, wandte sich der Künstler zum Adjutanten, noch ehe dieser sich der Situation recht bewußt geworden war: „Majestät sind sehr gütig gegen mich.“ Die Hand seiner Freundin aber zog er ehrerbietig an die Lippen. „So eine wohltätige Hand“, sagte er, „muß man segnend küssen.“ Das Etui nahm er nicht. Als er abreiste, legte es Charlotte in die Hand Bellonis, seines Sekretärs.

An Liszts Freundschaft für Charlotte von Hagn wagte sich in diesen Tagen der Spott heran. Unter dem Titel eines vom 28. Januar 1842 datierten „Sendschreiben Liszts aus Berlin“ an den Redakteur der „Rheinlande“ erlaubte sich Glasbrenner — der Autor des mit wenig Witz und viel Behagen verfaßten „Liszt 'gen Berlin“[1] — eine Mystifikation, die die Berliner Gesellschaft lächerlich machte und die betreffenden Persönlichkeiten begreiflicherweise arg verstimmte. Nichts davon ahnend, erschien der vermeintliche Autor des taktlosen „Sendschreibens“ auf einer Assemblée bei Meyerbeers Mutter. Er spürte alsbald eine ungewohnt kühle Temperatur des Empfangs, selbst seitens seiner Freundinnen Hagn und Unger-Sabatier. Als er den Grund erfuhr, war er verletzt, daß man ihn eines so verräterischen Streichs fähig halten konnte. „Sie müssen widerrufen!“ rief ihm Charlotte von Hagn

[1] Drei Hefte. Berlin, Eyssenhardt 1842.

zu. Doch sein Stolz verschmähte einen Widerruf. Ohne sein Wissen schlug sich dann sein Freund Fürst Felix Lichnowsky ins Mittel und ließ in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", scheinbar in Liszts Auftrag, durch dessen Sekretär eine diesbezügliche Erklärung veröffentlichen, die alle Schatten um ihn verscheuchte.

Vier Jahre nach jenen erregungsvollen Wochen, im März 1848 trat Charlotte von Hagn von der Bühne zurück. Ein in der Lausitz ansässiger Rittergutsbesitzer, Alexander von Oven, trug die Hand der Gefeierten davon. Sie lebte anfänglich mit ihm teils auf seinen Gütern, teils in Berlin, dann in München. Zwei Kinder starben ihr bald nach der Geburt. Glück brachte ihr die Verbindung mit dem jüngeren Manne nicht. Sie wurde bereits 1850 auf ihren Antrag wieder gelöst. Fortan nahm sie mit Schwester Josefine in München ihren Wohnsitz, daneben viel reisend und den Verkehr mit nahen und fernen Freunden pflegend. Die der Ausübung ihrer Kunst nun Beraubte krankte, so erzählt Putlitz, „am Heimweh nach der Bühne, nicht an dem sentimentalen, an dem das Herz bricht, sondern an dem zürnenden, sich selbst ironisierenden, das gegen die Fesseln grollte, die sie von dem Felde ihrer Triumphe zurückhielten. Ihr Traum, ihre glühendste Sehnsucht war es, zur Bühne zurückzukehren, auf der noch ein großes Feld der Tätigkeit, der Erfolge sie erwartet hätte. Sie hat dieselbe nie wieder betreten, denn als die Hindernisse fortgeräumt waren, die sich damals ihrer Sehnsucht entgegenstellten, machte eine lange

lähmende Krankheit die Erfüllung unmöglich." Ein schwerer Schlaganfall, der lebenslang seine Spuren zurückließ, betraf sie 1854. —

Die Fäden, die sie Liszt verbanden und die auch die Fürstin Wittgenstein veranlaßten, sie in München zu besuchen, zerrissen nicht. Sie wurden zeitweilig aufgenommen. Einige Briefe im Besitz des Liszt-Museums sagen es uns. Blicken wir hinein:

„Es ist mir eine große Freude, daß ich endlich nach so langer Zeit Gelegenheit habe, Sie an mich, die — vielleicht — Vergessene, zu erinnern, wohl von Ihnen selbst zu hören, wie es Ihnen geht. — Wenn Sie sich meiner noch entsinnen, so haben Sie mich immer noch ein wenig lieb und tun nur, was ich tue.

Also — zum Zwecke dieser Zeilen. Ich habe gehört, daß Sie sich für den Augenblick stark für Singvögel interessieren, um sich dadurch den stillen Aufenthalt in Weimar („Weh mir", wie unser unvergeßlich teurer Freund Fürst Lichnowsky es nannte) so heiter wie möglich zu machen, und das gibt mir Hoffnung, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen.

Ein schönes talentvolles Mädchen, 20 Jahre alt, hat keinen lebhafteren Wunsch, als sich von Ihnen protegieren zu lassen. — Die Ärmste! sie ahnt nicht, welche Gefahr sie läuft! Für Sie, mein teurer Freund, dem alles so leicht wird, ist es eine Kleinigkeit, der jungen Künstlerin, Mlle. Fastlinger dort Gastrollen zu verschaffen, NB. wenn es gewünscht wird, auf Engagement.

Mlle. Fastlinger ist erst seit einem Jahre auf der

Bühne, und da sie am hiesigen Hoftheater früher im Chor gesungen, so ist es der Intendanz, die grundlos wenig versteht und sehr aristokratisch, das heißt voller Vorurteile und Albernheiten ist, ein Gräuel, daß sie, das Kind des Volkes, welches so lange in einem Vorstadtviertel gelebt, sich nun zur Primadonna erheben soll, und will lieber Mlle. Haller, die ich nicht kenne, gegen die ich aber ein wenig eingenommen bin, aus Gründen, die Sie erraten, teurer bezahlen, weil sie in ihrer Armut nicht früher hier gelebt.

Mlle. Fastlinger legt das Repertoir bei; es sind Rollen, die sie hier mit vielem Beifall gesungen, und ich lege es in Ihre schützenden Hände und sage: bitte, bitte!

Kommen Sie denn nie hierher in das bornierte München? Vielleicht bleiben Sie diesen Sommer in Deutschland, und ich finde Sie irgendwo auf meinem Wege, denn es sind mir Bäder verordnet — ich weiß noch nicht wo —, wie würde ich mich freuen, Sie zu sehen!

Adieu, mein Freund, lassen Sie bald von sich hören, daß es Ihnen gut, recht gut geht

Ihre

Charlotte von Oven
Charlotte von Hagn.

München, d. 7. April 1849. No. 10 Ludwigstraße."

Vom 29. April 1849 datiert ist das zweite Schreiben:

„So viel Liebenswürdigkeit in der Erfüllung eines Wunsches, so schnelle Ausführung dieses Wunsches

kann nur von Franz Liszt kommen. So viel Anerkennung, so viel Anhänglichkeit aber auch — sollte ich meinen — nur von Charlotte. Wenigstens bilde ich mir ein, daß ich es in letzterer namentlich allen andern zuvortue. Also Dank — tausend Dank für Ihre Güte!

Die junge Person, der Sie sich teilnehmend bewiesen, ist überglücklich. Sie ist im Anfang Ihrer Laufbahn und da ist alles rosenrot, hoffnungsgrün; nun habe ich ihr erlaubt, die Rollen, die sie Ihnen in Weimar vorspielen darf, bei mir einzustudieren, und denke mit meiner Rekommandation keine Unehre einzulegen. Sie ist so arm, mußte bis jetzt jede Annehmlichkeit des Lebens entbehren, hat aber eisernen Fleiß, Liebe und Enthusiasmus für die Kunst. —

Wie beneide ich das junge Mädchen! Wie so gerne wäre ich an ihrer Stelle! Mit welchem Entzücken wollte ich jene holden Stunden wieder durchleben, die mir Herz und Phantasie beglückten! Aber leider — die Poesie ist abgestreift, die prosalsche Wirklichkeit des Alltaglebens lastet wie Alpdrücken auf den beschnittenen Flügeln, die aufwärts streben, sich aber immer wieder herabgedruckt fühlen. „Die Maiblümchen"-Zeit ist vorbei!

Von dem, was ich am liebsten erführe, weiß ich leider nur wenig . . . Sonst gaben doch noch die Zeitungen Nachricht über Sie, jetzt liest man nur Politik. Als ob auch alle Welt interessieren müßte, was alle Welt bewegt! Wenigstens hoffe ich, daß diese Wirren keinen Bezug haben auf jene mystische Stelle Ihres Briefes, worin es heißt „sie sei ernst

und entscheidend für Ihr Schicksal;“ sie hat mich viel nachdenken gemacht. Ich dachte znerst an den ungarischen Krieg, und das stimmte mich sehr ernst — dann fiel es mir ganz heiß auf's Herz: „Heirat“! und ich hekam beinahe das Fieber, denn jetzt erst weiß ich, welches Übel in der Welt das größte ist, und wollte, ich hätte die tugendhafteste Handlung meines Lebens nicht begangen. — Vorbei! vorbei!

München d. 29. April 1849.“

„München, den 24. Mai 1849.

Wenn der Neid ein Bekannter von mir wäre, so stünde er jetzt neben mir und freute sich, daß ich gar so gerne mit der Fastlinger tauschen möchte, um an ihrer Statt nach Weimar zu reisen. So mag sie in Gottesnamen hingehen und ihr Glück suchen, sie ist gesichert, denn Liszt — mein immer teurer Franz Liszt steht ihr zur Seite. Es sind Jahre verflossen, seit ich Sie gefunden und verloren, aber ich muß gestehen, ich hin durch Sie für alle andern Menschen verdorben; denn keiner, auch keiner hält nur den leisesten Vergleich aus. Sie sind und bleiben einzig.

Bitte, machen Sie mir die Freude, mir Nachricht von sich zukommen zu lassen, schreiben Sie mir, ob Sie zufrieden sind, ob glücklich. Auch wie Ihnen meine Empfohlene zusagt — sie ist von mir beauftragt, ohne Bedenken sich Ihrer Leitung zu überlassen. Sie müssen ja schon als Kapellmeister ungemein viel Takt haben!

Adieu! Adieu! Ihre Freundin fürs Leben

Charlotte.

Lola Montez ist nach Amerika. Ich habe einen Brief von einem Missionär gelesen, der auf demselben Schiffe mit ihr ging und sich über einen furchtbaren Sturm beklagt, den sie ausgestanden und den die Reisenden dieser gefährlichen Hexe zuschrieben."

Vorübergehend hatte die genannte „gefährliche Hexe", die bekannte schöne andalusische Tänzerin und Abenteurerin, ihren Schatten auch in Liszts Leben geworfen. Sie gab, wie wir sahen, den letzten äußeren Anstoß zu seinem Bruch mit der Gräfin d'Agoult.

Der Schützling Charlotte von Ovens, die Sängerin Fastlinger, erreichte in Weimar das Ziel ihrer Wünsche. Dort engagiert, kreierte sie bei der denkwürdigen Uraufführung des *„Lohengrin"* am 28. August 1850 die Ortrud. —

Im Herbst 1863 besuchte Frau von Oven die Tiberstadt. Sie sah Liszt wieder. Seine langjährige Lebenshoffnung: seine Verbindung mit der Fürstin Wittgenstein, war gescheitert. Die Wandlung zum Geistlichen lag noch vor ihm. Um dem lästigen Andrang von Besuchenden, die in ihm eine Art Sehenswürdigkeit der *santa Roma* erblickten, auszuweichen, hatte er seine Stadtwohnung mit dem Hause der Oratorier, Madonna del Rosario auf dem Monte Mario, vertauscht. Einer der wundervollsten Ausblicke des an unvergleichlichen Umsichten und Bildern überschwenglich reichen römischen Geländes liegt da oben dem Beschauer offen. Weithin sichtbar grüßt eine einsame Pinie von dort herab. Liszts Freundin Elpis Melena nannte ihn gern „die Pinie des Monte Mario".

Nach Heimkehr Frau von Ovens empfing er ein Gedicht. Ihm sind in der im Liszt-Museum geborgenen Handschrift die Worte vorangestellt: *„pour lui seul“*. Nun *lui et elle* längst nicht mehr von dieser Welt sind, braucht auch ein empfindliches Feingefühl nicht das Licht der Öffentlichkeit für die warm empfundenen Verse zu scheuen.

Ich kehrte wieder aus dem Wunderlande,
Dem ew'gen Rom, der Stadt der Welt, zurück
Nach meiner Heimat an der Isar Strande —
Ach! wie so schnell entschwand der Tage Glück,
Wo mit andächt'gem Staunen ich geschauet,
All jene tausendjähr'ge Herrlichkeit,
Darüber stets der Himmel heiter blauet,
Die widerstand der Macht der Zeit.

Nun sitz' ich oft, versunken still in Träumen,
Es weilt im fernen Lande dort mein Geist,
Ich seh im Morgengolde sich umsäumen
Des Klosters Kuppeln — hör's, wie ehern preist
Der Türme Glockenmund im Morgenliede
Den Schöpfer über'm hohen Himmelszelt —
Noch waltet rings ein stiller Gottesfriede,
In tiefer Ruhe liegt da noch die Welt.

Jetzt schau ich auch die hohe Pinie wieder,
Die einsam steht auf gottgeweihter Höh',
Sie blickt wie träumend zu der Erde nieder,
Hinab auf Rom mit sehnsuchtsvollem Weh.
Durch ihre Krone ziehts wie flüsternd Rauschen,
Wie vieler Geisterstimmen dumpfer Laut.
Welch sterblich Ohr wohl mochte je erlauschen,
Was sie dem Morgenwinde anvertraut?

Und aus des frommen Klosters heil'gen Hallen
Herunter in die stilla Einsamkeit

Hör' Himmelsharmonien ich erschallen
Mit solcher glaubensvoller Innigkeit,
Als ob zum Willkommgruße alle Chöre
Der Engel vor des Weltenschöpfers Thron
Ein Jubellied anstimmten, Ihm zur Ehre
Und seinem eingebornen großen Sohn.

Und endlich seh ich selbst Ihn vor mir stehen,
Den frommen Meister, dessen göttlich Spiel
Die Seele macht vor Himmelslust vergehen
In unnennbarem, seligem Gefühl.
Die heilige Kapelle seh' ich wieder,
Wo Er an meiner Seite fromm gekniet
Und wo sein Mund geflüstert Gottesglieder,
Sein Aug und Herz in Andacht still erglüht.

O schöne Stunden! voll von heiterm Glücke,
Die ich verließ — warum entschwandet ihr!
Ach, daß ihr wieder kehrtet mir zurücke,
Denn ewig unvergeßlich bleibt ihr mir.
Drum soll mein einzig Glück, mein Trost auf Erden,
In aller künft'gen Tage Lust und Leid
Die süße selige Erinn'rung werden
An jene glückliche Vergangenheit.

1842—1863."

Darauf wurde der Dichterin die Antwort[1]:

„Während winterlicher Reif und Schnee die symbolische Pinie bedrohten, haben Sie sie geschützt und gesehmückt, sie in Blüten der Poesie, in den Duft der Erinnerung eingehüllt. So wird ihr Saft nicht erstarren, und ihr immergrünes Gezweig kann wieder neu beginnen zu lächeln, zu träumen und sanft zu säuseln.

[1] Nach dem französischen Original im Besitz von Dr. Braun in München, veröffentlicht Liszt-Briefe Bd. VIII.

Ein großer Dichter spricht von den Klagen der Lüfte, wenn der Meerwind durch das Geäst der Pinien Italiens streicht. Oft lauschte ich einst in der Piniera von Pisa diesem wundersamen Konzert und badete meine Seele in unbestimmter Wonne und Pein. Hier aber neigt man mehr zum Nachdenken denn zum Träumen. Die Pinie, die die Hügel Roms beherrscht, einem Einsiedler gleichend, den eine geheimnisvolle Betrachtung an der Schwelle der heiligen Stadt zurückhält, läßt den Gedanken nicht ins Unbestimmte schweifen. Sie streckt ihre Zweige nach den Höhen aus, wo das Zeichen der Welterlösung einst Konstantin siegverheißend erschien. Bevorzugt vor allen, ist sie der Baum, dessen Blattwerk, Früchte und Keime all die Gnade, den Segen bringen, von denen sie Zeugnis gibt, und der mich auffordert, die Hymne vom Kreuze zu singen.

Wie Sie wissen, befindet sich die der Erinnerung an die Kreuzerscheinung vor Konstantin am Monte Marie geweihte Kapelle ganz nahe der symbolischen Pinie und meiner Wohnung in Madonna del Rosario. Zwei Dominikaner haben den Gedanken gehabt, die Offenbarung des göttlichen Zeichens, die den Cäsar an dieser Stelle zum Christentum bekehrte, aufs neue durch Reden und Musik zu feiern. Ausgezeichnete hohe Geistliche sind dem Gedanken beigetreten und der heilige Vater hat ihn gnädigst genehmigt. Man gedachte erst, ihn in der kleinen Kirche von Madonna del Rosario zu verwirklichen; doch der große Menschenandrang, den eine derartige Feierlichkeit mit sich bringt, bedingt eine Änderung

der Örtlichkeit. Ich werde Ihnen demnächst das Programm schicken, in dem mir eine bescheidene Stelle vorbehalten ist.

Heute lassen Sie mich Ihnen nur für Ihr anmutiges Gedicht Dank sagen. Ich möchte ihm besser entsprechen können. Da Sie mir indessen so viel Wohlwollen bewahren, hoffe ich, daß Sie reichlich alles das ergänzen werden, was mangelt

Ihrem ergebensten Diener

16. Februar 1864. F. Liszt."

Wir wissen nicht, ob Charlotte von Oven die „Pinie des Monte Mario" noch einmal mit Augen geschaut hat. Ihr war ein langer Lebensabend beschieden. Stiller und stiller wurde es um sie her. Die Schwestern starben, auch ihr getreues Faktotum Josefine schied 1881 von ihr. In ihrem Münchner Hause am Odeonsplatz, das sie seit Mitte der fünfziger Jahre besaß, war sie allein zurückgeblieben. Doch ihrem Bruder, dem feinsinnigen Genremaler Ludwig von Hagn, und dessen geist- und gemütvoller Gattin Marie geb. Löhr, eng verbunden, lebte sie mit beiden in täglichem Verkehr. In Tagen der Krankheit, auch in ihrer letzten, von ihrer Schwägerin liebevoll gepflegt, ging sie am 22. April 1891, 81 Jahre alt, ins Land der Ruhe ein.

Bettine

BETTINA VON ARNIM

Nach einem Gemälde von A. von Arnim-Bärwalde

Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Bettina von Arnim.

Eine andere bedeutende Frau noch durfte sich in der Berliner Schwärmzeit vom Jahre 1842 der besonderen Bevorzugung Liszts rühmen. Es war Bettina von Arnim, deren origineller, exzentrischer sprunghafter Geist ihn fesselte. Wer kennt nicht die Autorin von „*Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*“ und mit ihr die Dichterin zweier vielumstrittener angeblicher Briefe Beethovens, die sie einem echten nachgebildet hat? Nicht Historikerin, Dichterin wollte sie sein. Sie nahm keinen Anstand, Eigenes für Fremdes auszugeben und die Welt zu mystifizieren. Es gelang ihr. Man tat ihr den Gefallen, Dichtung für Wahrheit zu nehmen, bis letztere sich geschärften Augen als unecht enthüllte. Wie Bettina Goethe gegenüber, obgleich weit über die Kinderzeit hinaus, das „Kind“ bleiben wollte, gefiel sie sich lebenslang in der Rolle eines *enfant terrible*, die freilich ihrer Jugend besser als ihrem Alter zu Gesicht stand, alle aber durch die naive Keckheit verblüffte, die sich bei ihrem widerspruchsvollen Naturell mit oft tiefsinnigen Reflexionen, edlem Empfinden und einer hinreißenden Beredsamkeit vertrug. Genug, Genialität wird ihr auch gegenwärtig niemand absprechen können, ob auch ihre

phantastisch schweifende, vom Tatsächlichen unbekümmert abirrende Art, ihre ganze Schwebe- und Lebewelt, die mehr in und über den Wolken, denn auf unsrer Erde und ihrer Wirklichkeit heimisch war, dem heutigen Geschlecht um vieles ferner gerückt ist, als der romantischen Zeit, in der sie wurzelte.

Dichterblut und -glut waren ihr vererbt. Eine Enkelin Sophie Laroches, Schwester Klemens Brentanos, die Gattin Achims von Arnim, Freundin Caroline von Günderode, lebte sie von Jugend auf im engsten Verkehr mit fabulierenden Geistern, haftete ihr, gleich Bruder und Gatten, etwas Bizarres an. Eben darin aber beruhte ihre Eigenart.

Als Liszt sie kennen lernte, hatte sie, die am 4. April 1785 in Frankfurt am Main ihren Erdengang begann, bereits 57 Lenze hinter sich und war seit elf Jahren verwitwet. Zu den Größten ihrer Zeit, Goethe und Beethoven allen voran, hatte sie den Weg gefunden und ein reiches Leben gelebt. Ihrem geistsprühenden Geplauder, so wird erzählt, lauschte der dreißigjährige Musiker stundenlang. Auch schriftlich sprach sie zu ihm in der nur ihr eigenen Weise.

Es haben sich Zeugen davon erhalten. Dem ersten ihrer Briefe fehlen Datum und Unterschrift. Seinem Inhalt nach dürfte er im Februar 1842, also noch vor Liszts Aufbruch von Berlin, oder unmittelbar darnach entstanden sein. Man spürt die Schreiberin noch unter der Gewalt der empfangenen Eindrücke. Wir lesen:

„Ist es schwer mir zu schreiben, so ist auch

schwer von Dir gelesen zu werden. Die Ähnlichkeit haben meine Blätter mit denen der kumäischen Sibylle bei Dir, daß sie ein Spiel der Winde werden. Ich hätte ohne Ende mit Dir zu reden, aber Dein leiser Verrat in dem Namen, den Du mir beilegst, hält mich in Schranken.

Es ist das Tiefste und Innigste, was auch das Einfachste ist. Dies allein kann dem Freund etwas gelten. Ich möchte Dir mit keinem prahlerischen unnützen Wort entgegentreten. Was es auch sei, was mich in Dir berührt, es weckt einen Trieb, etwas Besseres aus mir zu machen, eine Begierde der Anstrengung wie im ersten Lebensreiz, und doch: wie das Kind vom Schlaf befallen wird, während es Nahrung saugt, so geht mirs, ich muß gleich träumen, wenn ich an Dich denken will. Du bist ein Organ der Zeit; ich weiß auch Wie und Warum, aber ich bin mit im Werden in Dir begriffen und muß mich leidend verhalten. —

Alle Regung ist ein Beginn; wer kann ihr universales Wirken voraus abmessen? — Wer kann abwagen, was die Begeisterung fortbewegt? — Künstler sein! was ist's? — wenn nicht, daß er die Zeit in sich reife? — Welche Zeichen blühen auf Deinem Weg? — Die Jugend! möchte sie als einzige Vermittlung Dir gelten, Deiner Unsterblichkeit! Wie ist ihr strebsamer Geist umgarnt, es ist keine Rede, dem Licht und Wärme zu gönnen; alles ist darauf angelegt, die Geistesfreiheit zu ersticken, die der einzige Keim des Werdens ist. Und wir alle müssen die Fesseln des Unverstandes und hochmütiger Tyrannei schleppen. Du kannst

es nicht vertragen, im Gefühl Deiner Selbstheit angetastet zu werden. Wir wollen es uns nicht zu Schulden kommen lassen, daß wir es anteilios dulden und ansehen, wie diese Selbstheit der Jugend von den Philistern mit Füßen getreten werde. Begeisterung ist nichts, wenn sie nicht das Palladium der Menschheit verteidigt, wenn sie nicht zur kristallhellen Gesundheitsquelle wird für alle, denen sie strömt. Du hast nicht für Dich zu sorgen. Du hast kein Glück in Anspruch zu nehmen, keine Hoffnung der Zukunft: — Was wolltest Du noch für Dich? — Sieh, andere seufzen, haben Forderungen, Bedürfnisse, verwirken die Zeit im vergeblichen Mühen um die Güter der Zeit. Sind es Güter? — Nein, es sind nur Leerheit und Wahn: aber Du, der das Haupt untertaucht in den Quellen der Harmonie, wie könntest Du nach anderem Dich sehnen als nach Ihr, die eines Vaters Tochter ist, der des Himmels Schöpfer ist nnd der Erde, nach der Natur. Du mußt ihn fühlen, den Geist der Welt, er muß aus Dir hervorquellen, sie müssen ihn durch Dich verstehen lernen, die jungen Adler, Du mußt sie herauslocken aus dem Nest und den Weg zur Sonne weisen. Du weißt es wohl, von allen, die Dich feierten, waren wenige, die Dich verstanden haben. Die Jugend aber hat den heiligen Willen von Deinem Genius wohl geahnt. Die Lust Dich zu krönen hast Du dem Wohlgetöne Deiner musikalischen Geisteskraft zu danken, sie stromt nicht durch die Finger, sie bildet Dein ganzes Sein. Der hat es in der Gewalt, neuen Lebensreiz in jenen zu wecken. Es war das erste Selbstgefuhl, was Dir im lauten Hurra

der Studenten entgegenströmte, sie widerhallten die Melodien Deines Wesens in ihrer Brust, und das war göttlich. Ach, ich gönne Dir die Allmacht ungeteilter Begeisterung; sie weilt nicht auf der Oberfläche, sie geht durch Tiefen und Höhen. — O reinige Dich von allem jenen, was Menschen Dir zuteilen könnten als Ehrenzeichen, in Deinem Busen allein die Seligkeit der Schönheit, die Dich hinaufhebt, wo Deine Seele den Tau trinkt.

Ich bin Dir gut, ich liebe Dich. Die Tage haben mich wie mit fruchtbarem Regen übergossen, es quillt und berstet jeder verborgene Keim eines höheren Willens in mir. Das habe ich dem Lauschen zu danken Deiner Musik. Du hast sie hundertmal gespielt vielleicht, Du warst müde, aber die Gewalt des Göttlichen ist ihr eingeboren. Ach, die ausgestorbenen Schalen, sie begrünen sich wieder mit Jugendbegeisterung! — Freue Dich doch! — Fordere nichts mehr vom Schicksal, als daß Du die Heroenwelt, dieses Zauberland, vor der Jugend wieder aufschließest.

Und verstehe mich doch willig, verschließe Dich nicht vor mir, die Dir gern die fruchtbare Erde anhäuft um die jungen Sprossen des Lorbeers."

Unterdessen hatte Liszt seinen Triumphzug über Königsberg, wo ihn die philosophische Fakultät der Universität zum Doktor der Musik ernannte, nach Petersburg fortgesetzt, und sodann in Paris eine Wohltätigkeits-Matinee gegeben, um weiter der Einladung zu musikalischen Festen in Belgien zu folgen.

Aus Ems schreibt ihm Bettina am 20. Juni nach Köln:

„Lieber Freundlicher!

dem ich nicht auf die liebsten Zeilen geantwortet, die Bezauberung enthalten, wie dies Dir, lieber Dutzbruder, empfindlich bewiesen wird auf allen Lebenswegen. Daß Menschen mit tiefer Aufregung Deine Musik in sich trinken, wie neugeborene Kinder die Muttermilch, beweist, daß auch außerdem noch, daß wir namentlich im Lande der Franzosen, rufen: Freiheit und Gleichheit! die Ungleichheit der Preis und die Köstlichkeit ist des Lebens. Fänden wir an jeder Straßenecke unsresgleichen, so würden wir selbst nach unserm eigensten Sein nicht mehr fragen. So aber im Empfinden, daß von Deinem Überfluß die süßeste naturgerechte Nahrung ihr zufließe, strömt die Menschheit Dir zu, und Freiheit und Gleichheit, die der eigentliche Sperrbaum ist aller geistigen Verhältnisse, gilt ihr nichts mehr; sie will nicht Dir gleichen und im Bewußtsein, daß sie auf gleicher Stufe mit Dir stehe, ihre Wege gehen, nein, sie will Dir huldigen und sanft sich an Dich herandrängen, und genährt und gepflegt will sie sein von der Ihrer höheren Entwicklung so angemessenen Nahrung, die aus gegenseitiger Begeisterung sich auch in Dir immer gewaltiger und kräftiger erzeugt. Und wer wollte Dir streitig machen, daß dies alles, was Dir widerfährt, die anmutigste Allegorie ist auf das, woranf Deine Seele Anspruch macht: nämlich die Menschheit zu begeistern. Und wer weiß, unter welcher Form und Bedingung noch manche Forderung das Leben

gemacht wird werden an Dich. Denn Musik strömt nicht allein aus den Fingerspitzen eines solchen Geistes, und nicht allein in Tönen dem Ohr erklingt sie. . . .

An Spontini hab ich mein Wort gehalten, indem ich sieben Lieder, mit samt ihren ganz eigensinnigen Akkompagnements ihm zugeeignet, habe stechen lassen. Es tat ihm wohl, wie Balsam auf die Wunde. Wer wollte nicht, hielt er ein solches Elixier in Händen, mit Sanktion dem, dem Unrecht geschehen, diesen Balsam auflegen! Und welche größere Ehre könnte mir widerfahren, als daß Einer, dem alle in wilder Ausgelassenheit weh getan, zu mir sage: Du tust mir wohl! — Was nun die musikalischen Wendungen, klippenvollen Fehltrittswege dieses Produkts betrifft, so konnte ich mich nicht entschließen, auch nur, um der närrischen Perücken willen, die Gesetze machen über eine Kunst, welche viel zu gewaltig ist für pedantische Ohren, eine einzige falsche Quinte aufzuheben. Wie hab ich als Kind mit klopfendem Herzen auf dem Instrument herumgesucht, um dem tief in mich geprägten Rhythmus zu genügen. Wie viel tausendmal wiederholte ich mit Entzücken diese mir allein wohlgefälligen Töne, an deren Stelle ich nie irgendandre gerecht fand, als nur diese allein, wenn man mir auch noch so schöne Harmoniengänge vorspielte! Drum mußte alles so bleiben, wie die wirklich originalen, erste Liebe stotternden Unterhaltungen meiner Seele mit der Musik gewesen sind; und ich hab nicht gelitten, daß man meinen Baß, der wie ein Reh oft die Melodie mit raschen Sätzen und Sprüngen umtanzt,

oft hineinklingt und deutlicher in seiner Empfindung widerhallt, was die Melodie nicht vermag: daß man sein eigensinniges Wenden und Drehen meistere.

Damit will ich nicht sagen, daß es so sehr der Mühe wert sei, nein! aber ich habe ein Projekt dabei; nämlich diese ersten Lieder sind die zahmen; noch war ich teilweise dem zugetan, was ich, die auch in jedem Sinn das Unfreie nicht begreifen kann, also von den Generalbaßregeln zwar nichts verstand, aber doch abergläubig für wahr hielt. Was ich aber später herausgeben werde, das hat den Zaum zerbissen und ist seinem Begeisterungslauffeuer nicht mit Löscheimern von Generalbaßregeln nachgelaufen, um die Lebensflamme im erstickenden Rauch ihrer zündenden Kraft zu berauben. Ich mußte also einen Übergang machen, und dazu sind dergleichen fehlerbezeihte Sätze ganz angemessen, daß man sich allmählich dran gewöhne. — Nun könntest Du glauben, Wunder was für überraschende Erscheinungen kommen werden! Ja, sag ich heimlich zu Dir! — Und wärst Du nicht gewesen, ich hätte vielleicht nie daran gedacht sie ans Licht zu ziehen; aber Dein Spiel machte mir gewiß, daß ich Dir verständlich sein würde. Und nach dem Rhein werde ich kommen im August, da werd ich Dir ein Heft Melodien mithringen, die ich dem König widmen will, weil sie ihm einen Begriff geben sollen, daß jene Musik der Antigone mit der griechischen nicht kann auch nur eine Spur anklingen; und diese hauen freilich über die Schnur und befinden sich auf dem Spielplatz des noch nie Dagewesenen. Für solche Dinge kann ich keine

fremde Meinung, keine Hand, die mich meistere, brauchen. Ob sie den Menschen heutzutage zusagen werden, das weiß ich nicht; aber sie werden Wege zeigen, damit die Musik nicht wie jener Sumpf der christlichen Religion, den die Prediger um und um wühlen, um nur noch ein Thema drin zu finden, das dem Zuhörer nicht wie der gewohnte Trapp des Müllereselsl autet: damit sie nicht auch zum stehenden Sumpf werde. Und Du sei kein Narr, erst den Finger an die Nase zu legen. Ich weiß, welche Begeisterungsglut des tiefsten Einverständnisses mit dem Text darin verborgen liegt. — Und Du hast hundertmal in Deinen unwillkürlichen musikalischen Bewegungen das Rätsel, was in meinen sogenannten Kompositionen keimt, in voller Blüte um Dich her ausgestreut.

Adieu! am Rhein sehen wir uns, wenn Du willst; die Kinder freuen sich unendlich darauf. Armgart singt: Kennst du das Land?[1]"

Im September versucht Bettina nochmals Liszt nach Ems zu locken:

„In den Zeitungen liest man von Dir, daß auf Deinem Herzen zwei Orden prangen, aber in Deinem Herzen liest man nicht, und die Ahnungen mögen auch nicht hell aufleuchten in der Brust eines vom Gaudium der Adelsherrlichkeiten genährten Meteors, sonst hätten diese schon mit Briliantfeuer erleuchtet, daß ein Nest voll Freunde in Ems weilt; bis zu Ende September werden wir hier bleiben."

Wohl möglich, daß das von der Schreibenden ge-

[1] Von Liszt komponiert.

wünschte Wiedersehen stattfand; denn der Begehrte hatte inzwischen mit der Gräfin d' Agoult und den Kindern seinen Sommeraufenthalt auf der rheinischen Insel Nonnenwerth genommen. Er, dessen Kunst Bettina wie alle Welt bezauberte, wäre ihr, so sagt man, ein erwünschter Schwiegersohn gewesen. Sicher begegneten sie sich im Oktober des nächsten Jahres in München und pflogen wieder täglichen Umgang. Damals wollte die Freundin den Tondichter auch zum Wortdichter machen. Ihm müßten auch Verse gelingen, meinte sie. Zur Erwiderung sandte er ihr einen in einem Glas auf der Leiter sitzenden Laubfrosch, dem er den Reim zum Geleite gab:

„Ich kraxele auf der Leiter
Und komme doch nicht weiter."

Lina Ramann, die dies erzählt, bezeichnet den Vers als „den ersten und einzigen seines Lebens." Er hatte jedoch einen Vorganger: nämlich den kindlichen, an eine ungenannte Exzellenz gerichteten Stammbuchsreim vom November 1823, mit dem wir den VIII. Band der Briefe Liszts eröffneten:

„Stets zählen Sie der Freuden viel
Und wenig — wenig Schmerz;
Dies wünsche ich mit kindlichem Gefühl,
Mir bleibe stets Ihr Herz.
Der Liebe verdank ich jedes Glück,
Darum gebe ich nichts als Liebe zurück."

War der Liebe Geben und Nehmen, von dem sein Leben viel zu erzählen weiß, demnach schon dem zwölfjährigen Knaben gelaufig?

Zur Feier des Weimarer Goethe- und Herderfestes im August 1850, dem Liszt durch die von ihm

geleitete denkwürdige Uraufführung des „*Lohengrin*“ an Goethes Geburtstag eine einzigartige Weihe gab, stellte sich unter einer reichen Zahl fremder Gäste auch Bettina von Arnim ein. Verständnis für den sich darin ankündigenden Geist einer neuen Kunst aber war ihr ebensowenig als der Überzahl der Hörer gegeben. Es kam zu heftigen Erörterungen. Bei einem Künstlersouper namentlich machte sich Bettina zum Dolmetsch der Mißbilligung von Wagners Werk und Liszts Wahl desselben. Da rief der Meister in edler Erregung den Verständnislosen die Worte zu: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Mit Wagners Opern stehe und falle ich!“ Mit diesem seinem durch die Tat unablässig bestätigten Glaubensbekenntnis entfesselte er den Kampf aller Parteien gegen seine eigene Kunst, der bis an seinen Tod währte und selbst über seinem Grabe noch nicht völlig verstummt ist.

Ende des Jahres 1850 erschien Liszts Werk: „*De la Fondation-Goethe*“. Bettina von Arnim empfing es und bot ihr Buch „Gespräche mit Dämonen“ als Gegengabe dar. In ihrem Dankbrief vom 9. August 1852 erwähnt sie:

„Seit vorigem Sommer bis jetzt beschäftigt mich das Monument von Goethe; in einer kleinen Dachkammer ist es nach meinen Zeichnungen von Steinhäuser, der deswegen von Rom hierher kam, skizziert und nun endlich so weit gediehen, daß es auf allgemeinen Beifall rechnen kann. Wenn nicht ein deutscher Fürst, der schon früher Ansprüche darauf hatte, oder die Reichsstadt Frankfurt, die sich seiner Geburtsstätte erfreut, die Summe zu seiner

Vollendung aufbringt, so wird sie durch allgemeine Subskription zusammengebracht werden, wozu schon bedeutende Beiträge zugesagt sind. Dann bin ich dafür, daß es in Weimar aufgestellt werde, auch habe ich schon einmal mit dem Erbgroßherzog darüber gesprochen, dessen Lieblingswunsch es war. Da er nun jetzt auf einer Reise durch Italien begriffen ist, so täten Sie wohl, ihm zu empfehlen, Steinhäusers Atelier zu besuchen, wo Goethes Statue schon in Marmor kolossal fertig steht und allgemeine Bewunderung erregt."

Das in übergroßen Dimensionen gehaltene Denkmal gelangte bekanntlich zuvörderst im Tempelherrenhaus im Park zu Weimar zur Aufstellung, ehe es seinen endgültigen Platz im dortigen Museum fand.

Bettinas Besuche in Weimar wiederholten und verlängerten sich. Einmal — es war 1852 — verweilte sie mit kurzen Unterbrechungen vom Oktober bis zum neuen Jahresanfang. Man sah sie viel auf der Altenburg, dem berühmten Musensitz, den die Fürstin Wittgenstein sich und Liszt errichtet hatte. Zwei Töchter begleiteten Frau von Arnim: Armgart, die älteste, nachmals Gräfin Flemming, die Mutter der Frau von Heyking, die sich mit ihren „Briefe, die ihn nicht erreichten," einen großen literarischen Erfolg erschrieb, und Gisela, Hermann Grimms spätere Gattin, von der zwei Bände „dramatischer Werke" herausgegeben worden sind. Die zu jener Zeit in Weimar anwesende Frau Franziska von Bülow, Hans von Bülows Mutter, schildert in einem Schreiben an ihre Tochter die ihr vertraut

gewordene Dichterin, die Peter Cornelius „die kleine schwarzhemäntelte Hexe“ nennt, folgendermaßen[1]:

„Bettina ist eine kleine, nicht dicke, aber eher starke Frau; kräftig, lebendig in ihrem ganzen Wesen, ihre mobile Physiognomie anzusehen ist mir immer ein Vergnügen; sie sieht oft schön aus, von Geist und Poesie durchleuchtet, und spricht oft so schön, daß es mir leid tut, ihre Worte nicht aufschreiben zu können; zuweilen ist sie sehr übermütig, dann wohl auch einmal abgespannt und traurig. Im Äußern ist sie durchaus nicht, wie man sie oft schilderte, sondern immer äußerst anständig, ordentlich und reinlich gekleidet.“ Und an anderer Stelle:

„Lust, geistreicher Scherz, Fülle von den wunderlichsten Einfällen, so ist diese Frau fast immer... Sie hat ein wohlwollendes allgemeines Interesse an der Menschheit, aber durchaus nicht subjektiv.“

Liszt hatte im November eine Berlioz-Woche veranstaltet, in der er, dem anwesenden Komponisten zu Ehren, dessen Oper „*Benvenuto Cellini*“ zur Aufführung brachte, und Berlioz selbst seine dramatische Symphonie „*Romeo und Julia*“ und zwei Stücke aus „*Fausts Verdammung*“ dirigierte. Feste wurden für ihn gefeiert, es ging hoch her in der Residenz. Eine Konzertfahrt der Weimarer Künstler wurde mit den Arnims unternommen. Franziska von Bülow meldet: „Ganz Jena war en émol, weil es verlautet hatte, Bettina sei da...

[1] „Hans von Bülow, Briefe“, Bd. I, herausgegeben von Marie von Bülow. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1895.

Bettina und Gisel waren überströmend von Geist nnd nalvster Liebenswürdigkeit, in high spirits! Es war eine sehr gelungene Partie."

Am 11. Februar 1853 sandte Richard Wagner aus Zürich die ersten fertig gewordenen Exemplare seiner Nibelungendichtung an den Weimarer Freund. Dieser, unausgesetzt bemüht, der Sache zu dienen, die ihm wie eine eigene am Herzen lag, bat Bettina von Arnim, das neue Dichtwerk den Brüdern Grimm, Deutschlands größten Germanisten, anznempfehlen. Ihre Entgegnung charakterisiert das Vorurteil gegen den kühnen Neuerer, das jene Zeit beberrschte. Ihr Freund empfing die Zeilen:

„Lieber Liszt!

Ich stehe in keiner Berührung mit den beiden Grimm; ihr Haus habe ich schon seit vielen Jahren meiden iernen und habe daher keinen Einfluß auf sie; auch findet man nicht geraten, den Text dieser musikalischen Überschwemmung, die manche wilde Wasser mit sich führen mag, zwei Gelehrten zu empfehlen, deren gewissenhafter Forschungsgeist an jedem Buchstaben Ärgernis nehmen könnte.

Hier will man aus den Tannhäuserbedingungen die Tyrannei des Demokraten von Anno 48 erklären und ein gespenstisch Wesen darin erkennen, das in seiner Schreckengröße Rameaus zweideutige Verdienste nachahme, die das sonderbare Schicksal hatten, großes Glück zu machen, ohne daß sie weder erkannt noch beurteilt wurden: man fühlte sich von ihrem Platzregen überrascht, und die Befriedigung, sich wieder trocken zu fühlen, galt für Kunstgenuß. Du bist ein guter Schwimmer und

schlägst die Wellen nieder, die Dich nicht tragen wollen und den Ungeübten über dem Kopf zusammenschlagen.

Lemuren (Nachtgespenster, Larven) bewegen sich immer in den Grenzen ihrer Manen. Rameaus Schüler sah man von allen Seiten auf Unkosten ihres Meisters Frankreich mit schlechter Musik überschwemmen; jetzt auch werden sich genug Insekten erzeugen, die des Rameau Lemuren umschwärmen.

Ich weiß nicht, ob Du, Liszt, meiner warnenden Rede Dich noch erinnerst, diese Lemuren-Dichtungen gelten zu lassen, solange sie Dich nicht behelligen; aber selbst auf ihrer Straße weiter zu gehen, verbiete Deiner Ursprünglichkeit ihre zu enge Grenze! — — ja zu eng ist diese Grenze, als daß noch ein Keim des ursprünglich Unmitteilbaren in ihr Platz fände. Du willst doch wohl nicht entgegnen: sie umfasse alles? — Du weißt wohl, daß Kunst ein Fortstreben ist und ein Erobern immer neuer Reiche; — daß Unsterblichkeit nicht ein ausdehnendes Allumfassen ist; daß sie auffährt wie ein Pfeil und aus höheren Regionen wieder herabfährt in den Geist, und diese Wunde entzündet ihn zur Liebe des Unsterblichen. —

Musik ist gewaltsamer wirkend, als daß sie behandelt werde; nur der nicht sie entwickeln mag, der durch sie entwickelt wird, ist der echte Schüler. Musik ist nicht Kunst, sie ist Element der Kunst Noch ists nicht ausgesprochen in Euch, wie dies Element des Überganges — Musik — die Stufen zu noch höheren Sphären bilde, die wieder Über-

gang noch höherer sinnlicher Kräfte sind; aber die Stufe, worauf Ihr Halt macht, ist nicht die des Hingebens — sie ist die des Bemeisterns. Obschon in rührendem Sehnen danach, bestreitet dennoch Dein eigner Kunstreichtum, daß Du selber aufgehest in ihr. Dein Wahn, das Höchste, das Unübersteigliche, das Ewigallumfassende bewirken zu müssen ist es, der Dich endlich in die Arme dieser Lemure des Rameau wirft und Dich zum Schildträger der Larve eines schon Dagewesenen macht, dessen höchstes Verdienst war, den kleinen Zirkel der noch kleinern Musik zu durchbrechen und das Lyrische über die gemeinen Bretter zu erheben. Dieser Verdienste braucht es heute nicht mehr, denn wir fühlen des Elementes Gewalt im Keim und in seinem Wachstum uns durchströmen; ob mit Flügelkräften, wie sie dem Beethoven entströmten, oh mit dem ersten Lallen der saugenden Lippe, oder mit dem Biß heißester Leidenschaft an ihren Busen uns hängend — Eins ist's! — Alles ist den Flug des Geistes weitübergreifendes Zukunftselement.

Ehrgeiziger! der so edle Nahrung verschmäht! — Aber kein Reicher will Bettler werden an der Großmutquelle! — Nein, Du bist nicht Bettler, — Reichtum hat um dies Vertrauen Dich gebracht, das endlich den Geist des Gottseins sich erflehen würde.

Dein großmütiges Anerbieten für das Goethemonnment nehme ich nicht an; ich gehöre nicht zu der Religion, die für andre tun lehrt, was man für sich selbst verlangen würde; ich gehöre vielmehr zu der Religion, die mit einer Hand die andre wäscht, nicht die des Nachbarn, sondern beide

eignen Hände waschen einander. Auch glaube ich, daß die Hand, welche gibt, der, welche nimmt, den Rang der Großmut abtreten muß. Ich kann diesen Rang Dir nicht abgewinnen wollen, indem ich nehme, was Du bietest, und biete Dir dafür das, was anzunehmen in Deinem Belieben steht: Eine Sammlung falscher Quinten in Liedern, zum Besten vom Goethemonument Dir zugeeignet. Ja! oder Nein! Bedingungen würden für abschlägige Antwort gelten; — Ich warne Dich! mein Musikeigensinn macht den Leuten die Zähne stumpf und Musikverständigen die Haare zu Berg stehen; sie erinnern stark an jenen Schwarm geschwänzter Gaste, deren Märzstimme durch ihr Sprudeln, Heulen, Kratzen, Zischen die Steine erweichen und Menschen rasend machen kann.

Den Cornelius kann ich nicht brauchen, seine Stelle ist schon besetzt; ich habe dies auch vor zwei Monaten an Bülow geschrieben, daß ich nicht mehr reflektiere auf jemand, der auf zwei meiner Briefe nicht antwortete, denn weder Leichtsinn noch Ungezogenheit kann ich vertragen.

Ich habe indes die beiden Söhne des Grimm aufgefordert, den Nibelungentext Ihnen von Deiner Seite zu übergeben; sie haben mir es abgeschlagen und mir beteuert, daß sich kein gutes Resultat daraus erwarten ließe, selbst wenn sie Zeit dazu hergeben könnten, die sie jetzt nicht haben. Ich möchte auch nicht, daß Schaden daraus erwüchse, da Dein Eifer für diesen Freund doch immer etwas Heiliges hat, das weit schöner ist wie das, worum es sich handelt. —

Wenn Du also noch etwas darüber beschließen willst, so schreibe darüber. Bleibe mir freundlich und grüße die Fürstin und ihr Kind.

am 19. März 1853. Bettine.

Von ihrer Tochter Gisel begleitet, suchte Bettina die Stadt der Musen und ihren Freund Liszt im November 1853 abermals auf. Sie kam von Hannover, wo sie dem dort konzertierenden Berlioz einen Besuch gemacht hatte — „nicht um ihn zu sehen, sondern um ihn anzusehen", wie sein Biograph Jullien boshaft bemerkt[1].

Zwischen ihr und der Altenburg entstanden damals Verstimmungen. Ihre Freundschaft trübte sich dadurch, daß, wie Liszts Schüler Cornelius seiner Schwester schrieb[2], „Bettina sich in Goethe vernarrt hat, in dem sie ihr ein und alles sieht und alles auf ihn bezieht, während Liszt vorzugsweise an dem idealen Schiller hängt, sowie auch die Fürstin. Beides ist gewiß einseitig und gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten bei geistvollen Menschen. Bettina nennt die Vorliebe für Schiller jesuitisch."

Es wurde nicht besser, als Mutter und Tochter Arnim auch im nachstfolgenden Jahre wiederkehrten. Den sie besuchenden Liszt, dem sie seine „jesuitische" Schillerliebe nicht vergab, empfing Bettina — wie sie selbst Cornelius berichtete — mit den Worten: „Nun, Du bist immer noch der alte Jesuit!"

---

[1] „Hector Berlioz, sa vie et ses œuvres." Paris, 1888.

[2] „P. Cornelius, Ausgew. Briefe", herausgeg. v. seinem Sohn. Bd. I, S. 147 u. 181. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1904.

und warf ihm vor: „Du nennst Dich meinen Freund, bist es aber nicht!“ Liszt antwortete: „Umgekehrt!“ — Kurz beim Abschied sagte sie zu ihm: „Ich seh Dich heut nicht mehr, morgen nicht mehr, niemals mehr!“

Blieb es in der Tat bei diesem Abschied? —

Am 20. Januar 1859 legte sich die originelle Frau für immer schlafen. Auf dem Arnimschen Gute Wiepersdorf fand sie ihre letzte Ruhestatt.

Das Liszt-Museum hütet außer ihren Briefen eine eigenartige Malerei ihrer Hand: einen mit Genien und Arabesken verzierten meterlangen musikalischen Glückwunsch. Den Noten sind die Worte unterlegt „*Elyen Franz Liszt.*“ Daneben steht: „*Bettina pour féliciter.*“ Man sieht, obwohl Bettina sich theoretisch den Idealen Wagners verschloß, hielt sie es in der Praxis doch mit der Allkunst.

Marie von Mouchanoff-Kalergis.

Marie von Mouchanoff, oder Marie von Kalergis, welchen Namen sie in erster Ehe trug, eine geborene Grafin Nesselrode, trat Liszt im Jahre 1843 als eine der gefeiertsten Erscheinungen ihrer Zeit entgegen[1]. Eine nordische Schonheit, imposant und leuchtend, entzückte sie die Welt. Dichter und Schriftsteller wetteiferten, ihren schneeigen Teint, den venezianischen Goldglanz ihres Blondhaares, das Veilchenblau ihrer Augen, ihre hohe königliche Gestalt zu schildern. Majestätisch war ihre Haltung, ihre Gebärde wie ihre Sprache gelassen; hinter anscheinendem Gleichmut verbarg sie ihre heiße impulsive Seele, ihr glühendes Temperament.

Doch nicht Schönheit allein, auch Geist und Genie, eine seltene künstlerische Begabung, die sie zur Virtuosin und Poetin am Flügel machte, eine allzeit zur Hilfe, zur Aufopferung bereite Herzensgüte gaben ihrer Persönlichkeit ein verführerisches Gepräge. Bedeutende Männer der verschiedensten Nationalitäten verloren ihr Herz an sie. Wie einer Königin huldigte man ihr, wo sie erschien. Nannte

[1] Vgl. La Mara, „Marie von Mouchanoff-Kalergis in Briefen an ihre Tochter." Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1907. 2. Aufl. 1911.

MARIE VON MOUCHANOFF

Nach einem Ölgemälde von Lenbach

sie doch auch Kaiser und Königinnen ihre Freunde. Wie zum dritten Napoleon stand sie nachmals zu dessen Besieger Wilhelm I. und seiner Gemahlin Augusta in nahen Beziehungen. Nicht minder zum russischen Hof, zu den Königinnen von Holland und Württemberg. Die europäischen Höfe sahen in ihr einen stets willkommenen Gast. Waren Cavalgnac und Thiers ihre feurigen Anbeter, so verkehrte sie auch mit Bismarck häufig. Als dessen Gattin sie befragte, ob sie an die papstliche Unfehlbarkeit glaube, entgegnete sie schlagfertig: „Ich glaube an drei Unfehlbarkeiten: in der Kirche an den Papst, in der Politik an Bismarck, in der Kunst an Wagner."

„Wohl keine Frau ihrer Zeit", sagt der englische Diplomat Sir Horace Rumhold, „war der Gegenstand so aufrichtiger und hingehender Bewunderung wie sie, die in der Gesellschaft ihrer Generation eine so bedeutende Rolle spielte, daß sie der Zeitgeschichte angehört."

Zur Kosmopolitin war sie geboren und erzogen. Das slavische Blut, das sich dem deutschen in ihr vermischte, gab der deutschen Tiefe und Wahrheitsliebe, dem deutschen Idealismus ihres Wesens das Gegengewicht geschmeidiger Liebenswürdigkeit, graziöser Pikanterie.

Dem alten niederrheinischen Adelsgeschlecht der Nesselrode väterlicherseits entstammend, kam sie 1823 in Warschau auf die Welt. Dort stand ihr Vater, der eine Polin, Thekla Natecz von Gorska, geheiratet hatte, als Generalleutnant und Kommandant der Gendarmerie in russischen Diensten. Da die Eltern getrennt lebten, erhielt die Tochter —

ihr einziges Kind — im Hause ihres Onkels, des berühmten Reichskanzlers Graf Nesselrode, in Petersburg mit dessen Töchtern gemeinsam ihre Erziehung. Sechzehn Jahre alt, wurde sie im Januar 1839 dem Gubernialsekretär Johann von Kalergis, einem ausnehmend reichen und edelsinnigen, aber äußerlich häßlichen und unansehnlichen Griechen, angetraut. Er hatte sie und ihre Kusinen kaum gesehen, als er erklärte: „Die große Blonde gefällt mir am besten. Die wünsche ich zu heiraten." Seinen Antrag befürwortete die Tante mit den Worten: „Er ist ein braver Mann, hat ein schönes Vermögen, und ich glaube, Du wirst glücklich mit ihm werden."

Die Erwartung der Gräfin Nesselrode sollte sich jedoch nicht erfüllen.

Bei der Verschiedenheit ihrer Naturen und der krankhaften Eifersucht des Gatten fiel die Ehe so unglücklich aus, daß beide schon nach wenigen Monaten auseinander gingen und er nach Geburt einer Tochter — nachmals Gräfin Coudenhove — Petersburg 1840 für immer verließ, um nach London überzusiedeln.

Seither durchflog die junge schöne Frau, deren unruhvoller Geist nicht danach verlangte, sich dauernd an einen Aufenthaltsort zu binden, Europa nach allen Richtungen, bald in Warschau oder Petersburg, bald in Berlin, Wien, München, mit besonderer Vorliebe aber in Paris oder in Baden-Baden — wo sie sich anbaute — lebend. Wo der Strom europäischer Berühmtheiten zusammenfloß, fühlte sie sich bei ihrem lebhaften Weltbedürfnis am wohlsten. Im Verborgenen zu leben, war ihre fas-

zinierende Persönlichkeit nicht geschaffen. Unter den Ersten nur war ihr Platz. In ihrem Salon, wo sie, wie allerorten, wann immer sie sich zeigte, souveränen Geistes die Konversation beherrschte, versammelte sie Männer und Frauen von Rang und Bedeutung, insbesondere die Spitzen der politischen und musikalischen Welt um sich.

Wen sah ihre Villa Kalergis in Baden-Baden nicht alles zu Gaste! So luden sich eines Abends alle anwesenden Fürsten bei ihr ein: die Großherzöge von Mecklenburg und Weimar, zwei hessische Prinzen, Prinz Albrecht von Preußen. Unerwartet erschien auch noch der sie sehr verehrende damalige preußische Prinz-Regent Wilhelm, der nachmalige König und Kaiser. Einmal gedachte ihr die Behaglichkeit liebender Vater bei seiner Tochter in Baden im Oktober eine Zeit der Ruhe zu genießen. Aber „in welch ein Wespennest bin ich geraten!“ schreibt er humoristisch dem Gatten seiner Enkelin. „Ich habe hier vorgefunden: den König und die Königin von Preußen, den König der Belgier, den Großherzog von Baden nebst Gemahlin, den Prinzen von Wasa, Prinzen von Hessen, die Großfürstinnen Marie und Helene ... Nach einer gestrigen Soiree sagte sie mir heute: ‚Es war wunderhübsch; doch waren wir nicht einmal 50 Personen. Ich habe sie gezählt, um Dir zu beweisen, wie leer Baden schon ist.‘ Nun bedenke aber, daß die Soiree für das preußische Königspaar gegeben wurde, also nur die von der Königin bestimmten Personen eingeladen waren. Aber wie das der Marie ähnlich sieht! 50 Personen ist für sie nicht der Rede wert!“

„Klug wie ein Staatsmann", wie man von ihr rühmen durfte, war sie auch gleich einem solchen geschult. Als Pflegetochter und Vertraute des Reichskanzlers Nesselrode, der ihr seine Memoiren in die Feder diktierte, in die Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht, mit gekrönten Häuptern nahen Umgang pflegend, galt sie ihrer Zeit als politische Autorität, deren Stimme und Urteil man besonderes Gewicht beilegte. Gleichwohl trug die Politik einen schmerzlichen Zwiespalt in ihr Leben. Als geborene Polin und Tochter einer polnischen Mutter, ihrem Vaterland leidenschaftlich anhängend, anderseits durch Vater und Onkel, durch die sie auszeichnende Zarenfamilie in regen Beziehungen zu Rußland erhalten, hatte sie sich's in edlem Eifer zur Herzenssache gemacht, die beiden einander bekämpfenden Nationalitäten, die polnische und die russische, in deren Mitte sie jahrelang lebte, zu versöhnen. Die Aufgabe war, den tiefbegründeten Gegensätzen beider zufolge, an sich eine unlösbare. Sie war es zwiefach für sie, die gerade in dieser ihrer Doppelstellung von den einen wie den andern beargwöhnt und in ihrem Idealismus mißkannt wurde. Dies Scheitern eines sich gesetzten hohen Zieles blieb der geheime Kummer ihres Lebens. Es nährte die Melancholie, die ihre schwarzen Schatten ohnehin über die Seele der anscheinend so Glücklichen breitete. Als sie vollends, nach dem Tode ihres Gatten Kalergis, mit dem Russen Serge von Mouchanoff — Oberst und Polizeichef, später Theaterintendant in Warschau — 1863 eine zweite Ehe geschlossen hatte, wurde sie um dieser Verbindung willen eine

Beute so bitterer Selbstvorwürfe, daß sie vorübergehend einem Gemütsleiden verfiel und in der Nervenanstalt Illenau in Baden Heilung suchen mußte. Dort fand sie, die selbst eine aufopfernde Freundin war, in der ihr innig nahestehenden edlen Fürstin Natalie Schahawskoy, geb. Fürstin Swiatopolk-Czetwertynska, eine treue Pflegerin.

Unvermischtere Freuden erwuchsen der großsinnigen Frau aus ihrer künstlerischen Betätigung. Ihre Künstlerschaft war ihr Leben. Saß sie am Flügel, so erwartete sie auch inmitten ihrer Angehörigen andachtsvolle Stille. „Wenn ich spiele, schweigen die Könige", lautete einmal ihr imponierendes Ruhegebot, als ihre kleine Enkelin zur Unzeit lebhaft wurde. Wiederholt ließ sie sich zum Besten mildtätiger Zwecke hören und mit unbeschreiblichem Erfolge. Je mehr sie sich in späteren Jahren aus der großen Welt zurückzog, desto beglückter fühlte sie sich im Verkehr mit der idealen Welt der Töne und mit deren hervorragendsten Vertretern.

Von Chopin, ihrem Meister, dessen Schule sie glänzend vertrat, heißt es, er sei ihr glühender Bewunderer gewesen. Gewiß ist, daß er seiner Schwester Louise am Weihnachtstag 1847 nach Warschau schrieb: „Ich gebe Madame Kalergis Stunden. Sie spielt in Wahrheit bewundernngswürdig und hat in jeder Beziehung ungeheueren Erfolg in der großen Pariser Welt[1]." Auch Liszt

[1] M. Kartowicz, „Frédéric Chopin." Paris et Leipztg; Welter, Librairie Universitaire. 1904.

stimmte in diese Bewunderung ein. „Sie spielt wie niemand sonst, und wer sie jemals gehört hat, wird ihre einzigartige Interpretation nie vergessen," äußerte er zur Fürstin Pauline Metternich, einer ihrer nächsten Freundinnen. Ihr auserlesenes Musikgefühl, ihr feines Verständnis seiner Natur wie seiner Kunst wußte er, der in ihr „eine gute Fee seines Lebens" sah, vollauf zu würdigen. Als er im April 1843 in Warschau konzertierte, hatte sein poesievolles Chopin-Spiel, seine hinreißende Improvisation über „Noch ist Polen nicht verloren", die ihm am Petersburger Hofe verübelt wurde, die schöne Polin im Einklang mit ihren Landsleuten für ihn begeistert. Seitdem waren sie Freunde. Die Enthüllungsfeier des dank Liszts Großmut zustande gekommenen Beethoven-Denkmals zu Bonn im August 1845 verherrlichte Marie von Kalergis durch den Zauber ihrer jungen Schönheit. Sie pflegte danach den dort erkrankten Meister, stets bereit, wie sie war, bei ihren Freunden barmherzige Schwesterdienste zu üben, und Liszt zeichnete sie durch die Zueignung seiner Transkription von Verdis „*Salem Maria de Jerusalem*" aus.

Später ward es ihr zur Gewohnheit, alljährlich ein paar Wochen in Weimar zuzubringen, um Liszt nahe zu sein. „Wenn ich mich geistig herabgestimmt fühle, treibt es mich immer nach Weimar, um dort wieder aufzuleben", schreibt sie dem Künstler im Februar 1854. „Das Genie schafft, um sich verständlich zu machen, Seelen nach seinem Ebenbild und offenbart ihnen seine eigene zündende Gewalt." Häufig wechselte sie Briefe mit ihm, in

denen sie sich, ebenso wie in den Briefen an ihre Tochter, als Meisterin der schriftlichen Rede zeigt. Für eine Empfehlung Alfred Jaells an sie dankt sie Liszt im Oktober 1858 mit den Worten: „Er ist, so wenig sein Aussehen es ahnen läßt, ein trefflicher Künstler und hatte hier größten Erfolg. Seine Kompositionen sind nicht aus seiner Überzeugung herausgeboren, doch spielt er aus Überzeugung vieles bewundernswert, was ich adoriere, wie Ihr Konzert und Ihre symphonischen Dichtungen. Überhaupt alle, die in Ihrem Namen zu mir kommen, bereiten mir schon dadurch eine wahre Freude. Sie haben Sie gesehen, sie sprechen mir von Ihnen — und der Erfolg ist ihnen sicher."

Nach dem im Dezember 1859 erfolgten Tod seines hochbegabten Sohnes Daniel gibt sie dem Meister am 1. Januar 1860 ihr Mitgefühl kund: „Sie sind hart geprüft worden, mein lieber Herr Liszt. Ich las Ihren Verlust in den Zeitungen und wagte doch nicht, Ihnen sofort zu schreiben. Aber nicht wahr, Sie erlauben meiner alten Freundschaft, sich Ihrem Schmerz zu vereinen? Ich darf nicht sagen, mein Teil davon zu tragen. Es ist uns leider ja nicht verstattet, die Steile derer zu vertreten, die wir lieben, um ihr Kreuz für sie auf uns zu nehmen. Unter dieser Bedingung wäre das Leben schön."

Als Rom Liszt der Welt zu entrücken drohte, mahnt sie ihn im Januar 1868: „Ich behaupte, Ihre Werke, Ihre Individualität, Ihr Apostolat müssen im vollen Leben stehen. Sie haben das Ideal der Kunst und der Künstler zu bisher ungeahnter Höhe erhoben. Sie sind ein Seelenfischer, wie Pater Gratry

sagt. Woher sollten die Seelen ihr Licht, ihre Kraft, ihre Hoffnung schöpfen, wenn Sie ihnen entschwänden? Ich weiß, wen dies bitter und mutlos machen würde! Sie gehören uns allen, den Großen wie den Kleinen. Wir können und wollen Sie nicht entbehren!" Gleichen Sinnes fragt sie im Herbst 1870: „Kann man, wenn man Sie ist, fern von Deutschland leben?"

Aus selber Zeit, nämlich der des deutsch-französischen Krieges, lesen wir in einem ihrer hier mehrfach benützten ungedruckten Briefe[1]: „Wann werden wir den Frieden haben? Und wenn alle Familien in Trauer, alle Herzen voll Betrübnis sind, wer bleibt dann noch übrig, um sich des Daseins zu erfreuen? Meine armen Nerven wollen die Angst, die Aufregungen schlecht vertragen. Wie Sie hatte ich den Gedanken, mich den Verwundeten zu Diensten zu stellen. Doch wir sind nicht kräftig genug. Man nimmt nur sehr erfahrene, starke Leute an." Und an anderer Stelle heißt es: „Die einzige Daseinsberechtigung, die ich auf der Welt noch habe, besteht darin, daß ich dahin gehe, wo man meiner bedarf."

Dankerfüllt für Liszts sie „verwöhnende" Freundschaft, schreibt sie ihm, nachdem sie im Juli 1871 Weimar verlassen hat: „Die Dankbarkeit kann zur Strafe werden, wenn sie sich bis zur Anmaßung und Geschwätzigkeit fortreißen läßt. Ich fasse darum in das kurze: ‚Haben Sie Dank!" alle die alten und jungen, leidenschaftlich bewundernden

[1] Im Weimarer Liszt-Museum aufbewahrt.

und immer demütigen Gefühle zusammen, die man in Ehren halten, bekämpfen und verschweigen muß, um Oberhofmeisterin zu bleiben und andern das Leben angenehm zu machen."

Im November 1871 bittet sie: „Mich verlangt es, Ihre Handschrift wieder zu sehen. Es gibt so wenig Dinge, die mir wahrhafte Freude machen, indem sie mich mir selber entreißen oder mich mit meinem traurigen, mutlosen Ich versöhnen, dessen ich zuweilen recht überdrüssig bin. Also vergessen Sie mich nicht! In Ihrer Erinnerung zu leben, ist eine Art Existenz, die mir etwas wie Frieden verleiht."

Auch die junge Weimarer Schule erfuhr den Schutz der seltnen Frau. Ihr besonderer Liebling war Tausig, dessen „verklärte Objektivität und unergründliche Tiefe der Gestaltungskraft" sie entzückte und den sie noch in seiner Todeskrankheit in Leipzig pflegte. „Meines Wissens hat niemand den Genius Tausigs, sein dämonisch-ideelles Wesen so scharfsinnig fein und ich möchte sagen mit so schöner weiblicher Divination erfaßt, als Frau von Mouchanoff", schrieb Liszt uns nach seines großen Schülers Hinscheiden. Auch Bülow und Cornelius verehrten in ihr eine edle Gönnerin. Von der Sterbenden, der er in ihren letzten Lebenstagen noch vorspielte, sagt Bülow im April 1874: „Mit ihr geht eine der hochherzigsten, geistvollsten, universalgebildetsten Frauen aus der Welt."

Auch die Freundschaft Richard Wagners und seiner Gattin Cosima verklärte ihr Leben. Der letzteren war sie, schon als diese noch Frau von Bülow hieß, eng verbunden. „Ich sehe sie täglich, doch nie

genug für mich. Sie flößt allen, die sie zu verstehen vermögen, Sympathie und Bewunderung ein," berichtet sie deren Vater im Oktober 1867, und im November 1871: „Unter dem Schutze des Genius, den sie ergänzt und zu voller Harmonie mit sich selber bringt, ist alles in ihr aufgeblüht. Ihre mütterliche Tätigkeit, ihre weibliche Güte, ihre ernste Heiterkeit, ihre Schönheit, ihr Reiz. Sie wird geliebt, gewürdigt, verstanden wie nie zuvor. Ihr innerer Beruf war ein zu gebieterischer, um unerfüllt zu bleiben. Nichts konnte diese zwei Wesen voneinander trennen."

Wagner widmete bekanntlich Frau von Mouchanoff sein „Judentum in der Musik." Noch da sie ihn kaum kannte, im Jahre 1860 hatte sie 10000 Franken geopfert, um das Defizit seiner in Paris gegebenen Konzerte zu decken. Was galt ihr das Gold? Es hatte keine Macht über sie. Großmütig schenkte sie, solange sie über Reichtümer gebot, ja oft gab sie mehr als sie hatte. Ihren Schmuck verkaufte sie, um Freunden aus der Verlegenheit zu helfen, sodaß ihr in ihrer letzten Lebenszeit kein einziges ihrer Schmuckstücke mehr geblieben war.

Den aufsteigenden Glanz Weimars und Bayreuths hat sie bewundernd miterlebt und zu seiner Verbreitung das Ihre beigetragen. Doch war es ihr nicht beschieden, das große Jahr der ersten Nibelungen-Festspiele mit zu feiern. Bayreuth in der Verwirklichung seiner Ziele blieb für sie — wie sie im Vorgefühle dessen äußerte — „das gelobte Land, das sie nicht erreichen durfte."

Bis zuletzt aber schenkte die edle königliche Frau, von uns allen, die zu Liszts Kreise gehörten, geliebt und bewundert, den musikalischen Festen, die Liszt zum Mittelpunkt hatten, als eine seiner Getreuesten, ihre Gegenwart. Der von ihm geleiteten Beethoven-Zentenarfeier im Mai 1870, der Uraufführung seines Christus-Oratoriums zu Weimar im Mai 1873, seinem fünfzigjährigen Künstlerjubiläum in Budapest im November desselben Jahres wohnte sie, obschon schwer krank, noch bei. Dann legte sie sich, das Martyrium eines langen Siechtums in Seelengröße ertragend und ihrer einzigen fernen Tochter die Tiefe ihres Leidens heldenmütig verbergend, zum Sterben nieder. „Es ist leichter dem Tod entgegen zu gehen, als die Kümmernisse dieses Lebens zu ertragen," äußerte sie zu einer Freundin. Am 22. Mai 1874 schlug ihr in Warschau, ihrer Geburtsstadt, die ersehnte Stunde der Erlösung.

„Das Gute und Schöne des Ideals sehnsüchtig suchend, erfassend und verwirklichend, ging sie", nach Liszts Worten, „durchs Leben." In einer Elegie: „Schlummerlied im Grabe" und einer musikalischen Gedenkfeier im Tempelherrenhaus im Weimarer Park, zu der er ihre nächsten Freunde von nah und fern entbot, brachte er der geschiedenen Freundin ein Totenopfer dar. Ihre von Godebsky geschaffene Marmorbüste bildete eine Zierde seines Salons in der Hofgärtnerei.

Rosalie Gräfin Sauerma.

Braunschweig war in Aufregung. Es sollte den Wundermann Liszt kennen lernen. Für den 13. März 1844 war ein Konzert von ihm angekündigt. Das mußte hören, wer Ohren hatte — so dachte die fünfzehnjährige Rosalie Spohr, die Nichte des Komponisten Louis und Tochter des Kammerbaumeisters Wilhelm Spohr in Braunschweig[1]. Doch ihre Mutter dachte anders. Sie war der Ansicht, daß ein Schulkind, zumal eine Konfirmandin, nicht in den Konzertsaal gehöre; daß ferner ihr Gatte reichlich das Seine tue, wenn er ihr und ihrer ältesten Tochter je einen der teuren Plätze spendiere. Rosalie aber wußte sich zu helfen. Sie wollte sich das Recht zum Besuch des Konzertes selbst erwerben, und ihr Enthusiasmus fand Mittel und Wege dazu. Der Tag war lang voraus bekannt gegeben. So sparte sie sich monatelang jedes Stück Zucker vom Munde ab, bis sie einen erklecklichen Vorrat zusammen hatte. Pfund für Pfund wurde dann an Mama verkauft. Freilich reichten ihre Ersparnisse nicht zum Erwerb einer Eintrittskarte hin. Frei-

[1] Mitteilungen von Gräfin Sauerma bilden die Grundlage der Skizze.

Rosalie Sauerma

ROSALIE SPOHR, später GRÄFIN VON SAUERMA

Zeichnung von L. Nieper

gebig aber legte sich der Vater ins Mittel: sein Liebling sollte nicht leer ausgehen bei dem von ihm und allen so heiß ersehnten Genusse.

Und nun war der große Tag gekommen. Spohrs wohnten auf dem Johannishofe vor dem „medizinischen Gartensaal." In diesem, dessen ausgezeichnete Akustik der berühmten des alten Leipziger Gewandhaussasles verglichen wurde, sollte das Konzert um 7 Uhr abends beginnen. Schon um 2 Uhr sah Rosalie ungeduldige Zuhörer in Scharen herbeiströmen. Da litt sie's nicht länger daheim. Mutter und Schwester mußten mit. Für die lange Wartezeit umsichtig mit Backwerk versorgt, fanden sie noch in der zweiten Reihe Platz — denn numerierte Sitze gab es damals noch nicht — und in Grimms Märchen vertieft, vergingen Rosalie die Stunden.

Endlich schlägt es sieben. Der Gefeierte erscheint. Er eröffnet das Konzert mit einer auf dem Programm nicht genannten Phantasie über ein Lied von Fesca, einem jungen Braunschweiger Tonkünstler, der dadurch schnell zu Namen kam. Andern zu nützen, zum Emporkommen zu verhelfen, das war ja Liszts Art. Dann folgen, abwechselnd mit Vorträgen des vortrefflichen Flötenvirtuosen Giulio Briccialdi, zwei Transkriptionen Schubertscher Lieder vom Konzertgeber, sein „*Galop chromatique*" und seine „*Don Juan*"-Phantasie. In letzterer entzückte und verblüffte er das Publikum aufs höchste, besonders durch einen darin angebrachten „Donnereffekt", den er durch im Prestissimo ausgeführte chromatische Oktavengänge erzielte. Man schwelgte.

Beglückt hatte Rosalie — ob der Geistliche auch mit seiner Mißbilligung nicht zurückhielt, daß sie sich so zerstreuendem Genusse hingebe — in diesen Stunden die größten Musikeindrücke ihres jungen Lebens empfangen. Sie weihte selbst ihr Leben der Musik und wurde „der Liszt der Harfe".

Als solchen pries sie die Kritik, als sie am 13. Dezember 1849 in einem von Jenny Lind im Hamburger Stadttheater gegebenen Konzert auf Bitten der Theaterdirektion mitwirkte und zum erstenmal vor die Öffentlichkeit trat. Damals zählte sie zwanzig Jahre. Am 22. Januar 1829 in Braunschweig geboren, hatte sie, durch ihre geistvolle, sehr musikalische Mutter frühzeitig angeregt, sich eher den Noten als dem Alphabet befreundend, im siebenten Jahre, unter Leitung des trefflichen Musikpädagogen Louis Köhler, das Klavierspiel begonnen.

Doch ihre Träume waren auf eine goldene Harfe gerichtet. Sie verwirklichten sich bald. Das Christkind brachte ihr 1840 eine kleine Pedalharfe, und an ihrem zehnten Geburtstag erhielt sie bei einem Kapellmusiker F. von Roda die erste Stunde. Nervöse Reizbarkeit machte zunächst den eifrigen Studien des Kindes ein Ende. Erst als siebzehnjähriges Mädchen nahm Rosalie das Instrument, das ihr durch das Spiel der Mutter und der Tante lieb und vertraut geworden war, wieder zur Hand. Eine Reise führte sie im Juni 1847 mit der Mutter und einer jüngeren, malerisch ungemein talentierten Schwester[1] auf mehrere Wochen nach Berlin. Hier

[1] Ihr, der mit 26 Jahren Verstorbenen, hat Gräfin Sauerma durch das im Mai 1910 von ihr herausgegebene „Ida-Spohr-

besuchte sie Louis Grimm, den ausgezeichneten Harfenkünster, und bat, ihm vorspielen zu dürfen, ohne daß man nur entfernt an eine öffentliche Verwertung ihrer Begabung dachte. Er erkannte sofort ihr seltenes Talent und nahm sie für die Dauer ihres Berliner Aufenthaltes zur Schülerin an; überließ ihr auch sogleich eines seiner schonen Instrumente, das ihr Vater dann kaufte. Täglich gab er ihr eine Stunde, spielte ihr selbst viel vor und empfahl ihr, zwei Stunden des Tages Tonleitern zu üben. In diesen, die sie, wie der Klavierspieler, in Oktaven, Terzen, Sexten, in gerader und Gegenbewegung ausführte, bestanden im wesentlichen auch weiterhin ihre Studien. Einzelne Stellen übte sie nie.

In den beiden nächsten Jahren stellte sie sich wiederum, einmal für drei, das andere Mal für zehn Wochen zur Fortsetzung des Unterrichts in Berlin ein; zunächst unter Hut ihres Vaters, der sie abwechselnd mit der Mutter auch auf ihren Konzertreisen zu begleiten pflegte und über Studien und Erfolge seiner Tochter ein interessantes Tagebuch führte. Jetzt spielte ihr berühmter Lehrer, sich und ihr zur Freude, häufig Duos mit ihr. „In einem Jahr sind Sie die erste Harfenspielerin der Welt", lautete sein zuversichtliches Urteil, und zu einem Freund gewandt, fügte er hinzu: „Sie spielt wie ein Mann, ich wie ein Weib."

Album", das eine Anzahl ihrer überaus feinen und erfindungsreichen, an Schwind und Ludwig Richter erinnernden Zeichnungen und Aquarelle vortrefflich wiedergibt, ein pietätvolles Denkmal gesetzt.

So empfing sie im ganzen hundert Stunden. Dann bildete sie sich selber durch Üben und, auf Rat ihres Onkels Spohr, durch tägliches mehrstündiges Vorspielen weiter. Während sie Tonleitern spielte, las sie Geschichtswerke und andere ernste Bücher, und am abendlichen Teetisch fanden sich Künstler und Gelehrte bei ihren Eltern ein, von denen sie begierig lernte. Bällen und Gesellschaften aber entsagte sie zum Besten ihrer Studien. Der Erfolg derselben war, daß sie den Schritt in die Öffentlichkeit, zu dem der Harfenist nach Grimms Ansicht einer zehnjährigen Vorbereitung bedarf, nach drei Jahren mit vollstem Gelingen wagen durfte.

Das öffentliche Auftreten erregte sie nicht. Unmittelbar vor ihrem ersten Debüt legte sie sich in aller Ruhe schlafen und bat ihre Mutter, sie, wenn die Reihe an sie komme, zu wecken. Auf das Programm hatte sie nur setzen lassen: Phantasie von Parish Alvars, die Wahl derselben der Eingebung des Augenblicks überlassend. Sie spielte „*La Danse des Fées*“ und willfahrte den stürmischen Bitten um eine Zugabe durch die „*Lucrezia*“-Phantasie.

Der Erfolg war glänzend — und er blieb ihr treu. Im Umsehen wurde sie berühmt. Wohin sie kam: in Berlin, wo sie gleich bei Hofe spielen mußte, im Leipziger Gewandhaus, in Kassel, in Hannover — dahin der damalige Kronprinz und spätere König, dessen Familie sie dauernd verbunden blieb, sie lud —, in Dresden, Prag, Wien, überall schwärmte man von ihrer Künstlerschaft, die in einer äußerst reizvollen Erscheinung überdem einen mächtigen Bundesgenossen hatte.

Da rief sie eine Einladung Liszts, ihres Ideals, zu einem Hofkonzert nach Weimar. Neben ihn und Joachim sollte sie sich stellen. Nach sieben Jahren sah, hörte sie ihn wieder, war sie wieder im Banne seines Genies. „Das ist eine intelligente und interessante junge Künstlerin. Sie trägt das Haar wie ich", teilt er am 7. Februar 1851 der Fürstin Wittgenstein mit, die in Bad Eilsen erkrankt war, und tags darauf: „Von ½7 bis 9 Uhr war ich im Russischen Hof bei der Spohr, die mir ein halb Dutzend Pariah Alvarscher Stücke in wirklich ausgezeichneter Weise vorgespielt hat. Ich hätte gewünscht, daß Sie sie hören könnten." Auch eine kleine musikalische Soiree gab er ihr auf der Altenburg. So vermerkt sie in ihrem Tagebuch: „Er war überaus liebenswürdig, gütig und nachsichtig für mein Spiel", und ihrem Onkel Spohr berichtet sie: „Er hat ein solches Interesse für die Harfe, wie ich sonst bei keinem Klavierer gefunden." Er spielte ihr während ihres mehrtägigen Verweilens viel vor und erteilte ihr manch goldenen Wink, so daß sie bekennt, viel von ihm gelernt zu haben.

Schon im nächsten Sommer arrangierte er ihr in Eilsen, wo er sich im Juli aufhielt, ein Konzert, und zwar „auf eine ganz eigene Weise". Er hatte angekündigt: „Konzert von Rosalie Spohr, wozu einladet F. Liszt. Entrée 1 Gulden." Nichts weiter. Als ihm darauf die Leute sagten: „Schreiben Sie doch, daß sie Harfe spielt und welche Stücke", erwiderte er: „Wenn Ihr gebildeter wäret, müßtet Ihr längst wissen, wer Fräulein Spohr ist, und wer es nicht weiß, braucht nicht zu kommen." Aber sie

kamen in Scharen herbei. Das Konzert hielt den erwünschten Erfolg nicht schuldig, und Liszt schrieb seiner jungen Freundin ein paar Wochen darnach, daß „ihre Töne noch immer in Eilsens Wäldern wie in den Seelen ihrer Zuhörer nachhallten.“ In Eilsen lernte Rosalie Spohr die Fürstin Wittgenstein und ihre Tochter Prinzessin Marie kennen, wie ihr Leben überhaupt an Begegnungen mit hervorragenden Menschen reich war.

Bei dem von Liszt im Juni 1852 geleiteten Ballenstedter Musikfest — dem ersten, dessen Programm den neudeutschen Standpunkt betonte und bei dem auch Hans von Bülow sich als Virtuos öffentlich vorstellte — wirkte sie auf des Meisters Wunsch mit. Ebenso im Juli beim Musikfest ihrer Vaterstadt Braunschweig. Liszt kam, wie er sagte, „nur um Fräulein Spohr zu hören“, und brachte den Abend in ihrer Familie zu, die, wie es in einem Briefe an die Fürstin heißt, „den guten Gedanken hatte, niemand sonst einzuladen. Es sind vorzügliche Menschen, als welche Sie sie ja kennen.“

Seitdem kam er öfters, und auch Rosalie Spohr war wiederholt der Gast der Altenburg. Einmal geschah es, daß der Meister der anwesenden Jugend zum Tanze aufspielte, und Rosalie bewahrte es als eine ihrer liebsten Erinnerungen, daß sie sich damals nach seinem „chromatischen Galopp“ — einem seiner bewundertsten Virtuosenstücke — im Kreise schwingen durfte. Mit Stolz erfüllte es sie vollends, als zwei Phrenologen ihr sagten, ihr Schädel zeige Verwandtschaft mit dem Liszts. Dem großen Künstler machte dies Spaß, und gern wiederholte er scherzend,

se eft der jungen Virtuosin Meinung sich mit der seinen berührte: „Das kommt von der Schädelähnlichkeit."

Reisen nach Paris, nach Holland nnd Belgien folgten. Ungemeines Aufsehen erregte die geniale Harfenkünstlerin namentlich in der Hauptstadt Frankreichs. Liszt hatte ihr inshesendere durch Empfehlungen an den Ihm befreundeten Erard den Weg vorbereitet. Der Chef der berühmten Klavier- und Harfenfabrik erwies sich ihr außerordentlich dienstfertig. Er übernahm selhst die Veranstaltnng nnd Garantie ihres Kenzertes, mit dem er, alle herverragenden Pariser Muslker dazu einladend, seinen für diese Gelegenheit neu dekerierten Kenzertsaal festlich einweihte. Auch mit der Mutter Liszts nnd seinen heiden, von Madame Patersi de Fessomhroni — der ehemaligen Erzieherin der Fürstin Wittgenstein — hehütetan Töchtern verkehrte sie viel und ließ sich in einer Gesellschaft hei letzteren, ahwechselnd mit ihnen hören. Dabei nahm sie voll glühenden Eifers, wie überall, jede Gelegenheit wahr, die Bekanntschaft ihrer namhaftesten Kollegen und Kolleginnen anf der Harfe zu machen. Keinen, wie er anch hieß, ließ sie sich entgehen. Niemals tat sie sich überhaupt selbst genug. Auch als sie, der öffentlichen Ausübung ihrer Virtuesität entsagend, am 19. Juni 1855 die Gattin des Grafen Xaver ven Sauerma-Zülzendorf wurde, entfremdete Ihr eheliches Glück sie nicht ihrer Kunst. Nach wie ver hildete diese den Mitteipunkt ihres Lehens. Nur um wehltätigen Zwecken zu dienan, erschien sie seitdem nech zu vereinzelten Malen im Konzertsaal. Ihr Haus aher, das sie wechselnd in Braunschweig,

Berlin, Kassel, Dresden aufsching, blieb eine edle Pflegestätte der Musik, ein gastfreier Sammelplatz der Künstler und Kunstfreunde. Den geistvollen und liebenswürdigen Gatten führte sie bald nach ihrer Verheiratung dem großen Weimarer Freunde zu, und dieser schrieb ihr am 22. Juni 1857:

„Wenn Sie wieder hierher kommen, werden Sie wenig verändert finden, nur drei Weimaraner mehr denn zuvor: Goethe, Schiller und Wieland, deren Standbilder im nächsten September bei der Jubiläumsfeier des Großherzogs Carl August eingeweiht werden sollen. Man plant bei dieser Gelegenheit auch Musik, und ich sage Ihnen voraus, daß Sie wenig Schmeichelhaftes darüber zu lesen bekommen werden, denn die betreffende Musik wird großenteils von mir stammen. Wie dem auch sei, ich denke immer Besseres zu tun zu haben, als mich durch das beunruhigen zu lassen, was man über mich sagt und denkt.

Wie würde ich mich freuen, Sie wieder zu hören und mich wie in einer Hängematte vom Klange Ihrer Arpeggien einwiegen zu lassen; denn sicherlich haben Sie mit Ihrer schönen Gewohnheit eifrigen Arbeitens nicht gebrochen und Ihre Künstlerschaft ist gewiß glänzender denn jemals. Kürzlich spielte Frau Pohl[1] sehr hübsch die „*Oberon*"-Phantasie von Parish Alvars und erinnerte uns dadurch lebhaft an die reizenden Stunden in Eilsen und Weimar, die ich in Dresden bald wieder fortzusetzen hoffe."

[1] Damals der Weimarer Hofkapelle angehörend, Gattin des Musikschriftstellers Richard Pohl.

In Bayreuth, als unter Teilnahme eines Welt-Elitepublikums, Kaiser und Könige an dessen Spitze, der „Nibelungenring" aus der Taufe gehoben ward, kam es zu einem letzten persönlichen Gegenüber Liszts und der Gräfin. Seine letzten schriftlichen Grüße erreichten sie noch kurz vor seinem Tode.

Ihr selbst wurde die Prüfung eines Leidens auferlegt, das ihr, zufolge Erlahmung der rechten Hand, elf lange Jahre die Berührung ihres Instrumentes verwehrte. Erst die Kunst Ernst Schweningers, des Mannes, der dem deutschen Volk das kostbare Leben seines Bismarck lange, lange Jahre zu erhalten wußte, gab die Gräfin ihrer Harfe zurück. Der erstaunlichen Energie ihres Übens gelang es bald, die lange Pause vergessen zu machen, als sei sie nicht gewesen. Bald fand sie sich im Besitz nicht nur ihres früheren, sondern eines noch gesteigerten Könnens.

Nachdem sie im April 1880 den geliebten Gatten in Dresden verloren hatte, wählte sie sich 1881 die deutsche Reichshauptstadt zum Wohnsitz. Dort entzückte ihr Spiel an jedem Mittwoch während der Winterzeit die große Zahl der Freunde und Verehrer, die sie sich erworben. Denn zu ihr mußte kommen, wer sie hören wollte. Nur bei einigen Fürstlichkeiten — wie bei der Kaiserin Friedrich, der sie in ihrem Palais, oder der Kaiserin Auguste Viktoria, der sie anläßlich eines Kasseler Sommeraufenthaltes in Wilhelmshöhe vorspielte — hat sie eine Ausnahme gemacht.

Ihrem Salon gab der köstliche Schatz ihres Hauses:

Stielers berühmtes Beethovenbildnis, eine eigenartige Weihe. Mit seinen seltsam tiefen, wie nach innen gerichteten Augen schaute es von der Wand über dem Steinway-Flügel auf die goldene Harfe herab, der der Meisterin Hand oft die herrlichsten Adagios entlockte, die uns der größte unsrer großen Tongeister geschenkt. Des Stielerschen Originals entäußerte sich seine langjährige Eigentümerin seit kurzem — es fand im Chef des Petersschen Musikverlags, Herrn Geheimrat Hinrichsen in Leipzig, seinen glücklichen Besitzer —, eine treffliche Kopie ersetzte nun seine Stelle.

Mit ihrer Harfe blieb Gräfin Sanerma verwachsen. Ob sie dem Öffentlichspielen auch längst entsagte, sie übte so systematisch, stellte sich so anspruchsvolle Aufgaben, als ob es einem täglichen Auftreten gelte. So minderte sich ihre Meisterschaft nicht, sie wuchs vielmehr stetig.

„Man kann auf der Harfe wohl gar nicht falsch greifen?“ fragte sie einmal Friedrich Wieck unter dem Eindruck ihrer souveränen Virtuosität. Allerdings rühmte sogar ihr Onkel Spohr, der selbst eine bewunderte Harfenspielerin zur Lebensgefährtin hatte, seiner Nichte nach, er habe nie schöner und vollendeter Harfe spielen hören als von ihr, und Hans von Bülow nannte sie „die idealste Vertreterin ihres schönen Instrumentes.“ Sie hatte keinen Rivalen. Man mußte die geniale Künstlerin in der Tat gehört haben, um zu wissen, welchen Zauber dies schwierigste aller Instrumente fähig ist. Alle Geister desselben wußte sie zu entfesseln. Bald klang's wie Elfengeflüster, bald wie Heldengesang

aus ihren Saiten. Ihr Spiel charakterisierte vornehmlich Größe und Fülle des Tons, die namentlich in den Bässen zu außerordentlicher Wirkung kam; ein überaus weicher und doch stets welttragender, klangvoller, unendlich nüancenreicher Anschlag, der ihr ausschließliches Eigentum blieb: denn sie rupfte nicht wie die andern die Saite von vorn, was einen kurzen schrillen Ton ergibt, sondern sie versetzte sie statt in elliptische, in kreisförmige und somit in stärkere Schwingung.

Doch man dachte bei ihrem Spiel nicht an die enorme Virtuosität, über die sie gebot, nicht an Spezialitäten, wie die bravourösen Oktavengänge, das zauberisch wirkende Glissando, das wunderbar entwickelte Flageolet — man fühlte sich, wenn man ihr lauschte, ganz im Bann musikgewordener Poesie. Der poetische Hauch ihrer Künstlerseele adelte selbst die oberflächlicheren Virtuosenstücke, an denen die Harfenliteratur reich ist; aber er offenbarte seinen vollen Zauber bei Wiedergabe Bachscher oder Beethovenscher Tonwerke, die die Meisterin ihrem Instrument zugänglich machte. Schon hatte sie ihr 60jähriges Künstlerjubiläum unter Teilnahme ungezählter Freunde von nah und fern festlich begangen und stand an der Schwelle ihres neunzigsten Geburtstags, als die geniale Frau am 11. Januar 1919 ohne Krankheit und Kampf sanft und bewußtlos hinüberschlummerte in ein besseres Dasein.

LISZT
IN WEIMAR UND ROM

Maria von Russland
Grossherzogin zu Sachsen.

MARIA PAULOWNA
GROSSHERZOGIN VON SACHSEN

Nach einem Gemälde von R. Lauchert. Lithographiert von Léon Noël

Maria Paulowna, Großherzogin von Sachsen.

Noch ehe das „große Jahr“ in Liszts Virtuosenleben, dessen erste Berliner Monate wir näher betrachteten, zur Rüste ging, vollzog sich eine Entscheidung, die für des Künstlers Zukunft bestimmend wurde: er verpflichtete sich, seine Kunst in den Dienst des weimarischen Fürstenhauses zu stellen.

Nicht zum ersten Male kam er damals nach Weimar. Ein Jahr zuvor schon hatte ihn das Verlangen, die durch unsere großen Dichter geweihte klassische Stätte zu betreten, nach der Stadt Schillers und Goethes geführt. In den letzten Novembertagen 1841 hatte er sowohl im engsten Kreise der großherzoglichen Familie, als bei einem „großen“ Hofkonzert und bei einem öffentlichen Konzert im Theater sein unvergleichliches Können bewundern und die Einnahme für sein letztes Auftreten: 600 Taler, dem Weimarer Frauenverein — einer Stiftung der Großherzogin — zufließen lassen. Dafür war ihm der Dank des Großherzogs Carl Friedrich durch Verleihung des Falkenordens, der der Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna — der Schwester des russischen Kaisers Nikolaus I. und Mutter der nachmaligen Deutschen Kaiserin

Augusta — durch einen kostbaren Diamantring kundgetan worden. Als es nun im Oktober 1842 die Vermählung des Erbgroßherzogs Carl Alexander mit Sophie, Prinzessin der Niederlande, zu feiern galt, wurde Liszt auf Veranlassung der überaus kunstsinnigen Großfürstin zur Mitwirkung bei den musikalischen Festlichkeiten eingeladen. Die Gewalt seines Spiels war eine so hinreißende, daß Maria Paulowna und ihre Schwiegertochter miteinander wetteiferten, dem jungen Genie die Notenblätter umzuwenden. Rasch reifte in der fürstlichen Frau der Entschluß, ihrem Hof durch den Gewinn dieser europäischen Berühmtheit zu erneutem Glanze zu verhelfen. Ihrem Wunsch kam der des Künstlers entgegen. Am 2. November 1842 empfing er seine Ernennung zum großherzoglichen Kapellmeister in „außerordentlichen Diensten" und verpflichtete sich, denselben alljährlich drei Monate zu widmen. Die übrige Zeit blieb seinen Kunstreisen vorbehalten.

Mit Direktion einer Reihe von Konzerten trat Liszt zu Anfang des Jahres 1844 sein Amt an. Der Dirigent war für die, die nur den Virtuosen in ihm gesehen hatten, eine Überraschung. In Wahrheit bildete er nur dessen logische Konsequenz. Wie er das Klavier spielte, spielte er das Orchester. Der glänzende Verlauf dieser ersten von ihm geleiteten Weimarer Konzerte schon erhellte es, so daß die „Allgemeine musikalische Zeitung" bekannte: „Er besitzt die Hauptaufgabe des echten Dirigenten, nämlich den Geist des Werkes in vollem Glanze aufleuchten zu lassen. Jede feinste Nüance versteht er allen Ausführenden erkennbar in seinen Be-

wegungen auszuprägen. . . Liszt ist die verkörperte Musikseele. Heil wie eine Sonne strahlt er sich aus, und wer in ihre Nähe kommt, fühlt sich erleuchtet und erwärmt."

Erleuchtet und erwärmt von Liszts Sonnennähe fühlte sich zumal der junge Erbgroßherzog und schloß seit jenen Wochen mit ihm den lebenslang währenden Freundschaftsbund, der wohl einzig in dem Carl Augusts mit Goethe seinesgleichen findet und in beider Briefwechsel zu lebendigem Ausdruck gelangt[1].

In der weitblickenden, Gemüts- und Geistesreichtum mit praktischem Sinn vereinenden Großfürstin Maria Paulowna verehrte Liszt seine verständnisvolle Gönnerin. Schon da sie noch ein Kind war, hatte ihre Großmutter, die Kaiserin Katharina II., an Baron Grimm, ihren bevollmächtigten Minister in Hamburg, geschrieben[2]:

„Marie hat mit ihren neun Jahren bereits ihren Generalbaß-Kursus bei Sarti beendet; denn sie hat eine außergewöhnliche Neigung zur Musik. Sarti findet sie musikalisch überaus beanlagt; im übrigen zeigt sie sich vernünftig und geschickt in allem; sie wird eine sehr verständige kleine Person werden."

Neun Jahre später, 1804, wurde die am 15. Februar 1786 geborene Großfürstin dem damaligen

[1] Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1909. — Für diese und die folgende Skizze mehrfach benutzt.

[2] Grand-duc Nicolas Mihallowitsch, „L'Impératrice Elisabeth, épouse d'Alexandre Ier." St. Pétersbourg, Manufacture des Papiers de l'Etat, 1908.

Erbgroßherzog Carl Friedrich von Sachsen, dem Sohne Carl Augusts, vermählt, der nach des Vaters Ableben am 14. Juni 1828 die Regierung des Landes ergriff und sie bis 1853 führte. Der Ehebund beider war ein mustergültiger. Wahre Seelengröße bekundete Maria Paulowna durch die Bescheidenheit, mit der sie, die Tochter des mächtigen Zaren, die an dem üppigen Hofe der großen Katharina erzogen worden war, sich in der schlichten Residenz eines wenig begüterten deutschen Fürsten sofort heimisch fühlte. Nie umgab sie ihre Person mit größerem Prunk als dem am Weimarer Hofe üblichen, sie begnügte sich mit der patriarchalisch einfachen Behaglichkeit, welche die edlen Fürstinnen, ihre Vorgängerinnen, eingeführt hatten. Nicht um den Glanz ihres Hofhaltes zu erhöhen, sondern um des Landes Wohlfahrt zu fördern, verwandte sie die ihr reichlich zufließenden russischen Gelder. Die einzigen Räume, die sie im Schlosse und zwar in dem von ihr neu erbauten Flügel ausschmücken ließ, weihte sie dem Andenken der großen Dichter Weimars. Größe auch bewährte sie in dem steten Bestreben, sich ihrem gutherzigen, durch Schönheit der Züge und der Gestalt ausgezeichneten, aber geistig unbedeutenden Gemahl äußerlich unterzuordnen. In einer nahezu fünfzigjährigen unzertrennlichen Ehe ließ sie niemals merken, daß alle Regierungssorgen eigentlich auf ihr lasteten, bis ihr Sohn das Alter erreicht hatte, um sie ihr tragen zu helfen. Mit unermüdlicher Geduld fügte sie sich allen Launen des Großherzogs, der bei aller Ritterlichkeit der Gesinnung, gern seine moralische Oberhoheit be-

tonte. In Tiefurt vertändelte er viele Stunden mit Spielereien. Er hatte daselbst eine barocke Sammlung angelegt: *chinoiserie*, bunte Stiche, Wertvolles und wertloser Tand in buntem Durcheinander. Carl Alexander, sein Sohn, wagte aus Pietät nicht, daran zu rühren, und erst vor kurzem ist das Tiefurter Schlößchen genau wie zur Zeit des schöngeistigen Kreises der Herzogin Anna Amalia wieder hergestellt worden. Nichtsdestoweniger schmückt Carl Friedrich, trotz seiner Schwächen, der Nachruhm des Gütigen, des allzeit bereiten Tröaters und Helfers, der eigene Opfer nicht scheute und zu seinem Säckelmeister die fürstlichen Worte sprach: „Ich will nicht der Vater meiner Untertanen heißen, ich will es in der Tat und Wahrheit sein[1].“

Bei seinem Einzug mit der Großfürstin in die Musenstadt hieß sie Schlüters „Huldigung der Künste“ willkommen. Obgleich — um mit Maximilian Harden zu reden — „eine Tochter des tollen Kaisers Paul, wurde Maria Paulowna eine gute Deutsche und in Goethes Atmosphäre eine humane Schützerin freier Geister.“ „Meinungen sind frei“ war ihre Ansicht. „Die Lieblich-Würdige“ nannte sie der Olympier und äußerte über sie zu Eckermann: „Sie ist eine der besten und bedeutendsten Frauen unsrer Zeit und würde es sein, auch wenn sie keine Fürstin wäre; denn darauf kommt es an, daß, wenn der Purpur abgelegt wird, das Beste übrig bleibe.“ „Er hatte etwas Väterliches zu ihr“, und „sie übernahm

[1] Ganaat, „Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit.“ Stuttgart, Lutz, 1904.

in ihrem bewundernden Aufschauen zu ihm die Rolle einer Tochter." Auch die Erziehung ihrer Kinder war ihm angelegen. In seinem Hause spielte mit Vorliebe der Enkel Carl Augusts und lernte frühzeitig, zu ihm als zu seinem Ideal als Dichter und Denker, als Meister in der Kunst der Lebensführung emporzuschauen.

Wohltätigkeit übte die hochsinnige Frau im großen Stile. In zahlreichen gemeinnützigen und humanitären Anstalten hat sie zum Segen ihres Volkes, das sie „wie eine Heilige verehrte", sich ein Denkmal gestiftet. Gleicherweise ließ sie Kunst und Künstlern ihren Schutz angedeihen. Er kam zuvörderst Friedrich Preller zugute. Um ihn in Weimar als Lehrer an der Zeichenschule zu halten, sicherte sie ihm die alljährliche Bestellung eines Bildes zu, deren sechs der thüringenschen Landschaft und Landesgeschichte entnommene im Schlosse verblieben sind. In einem derselben verewigte er den Einzug seiner Auftraggeberin an der Seite des Gemahls im Weimarer Schlosse. Auch übertrug sie ihm die Ausmalung des Wielandzimmers, deren Arabesken Simon ausführte. Die anderen Dichterzimmer empfingen durch Neher und Jäger ihre Freskenzier.

Der Liebe zur Musik blieb Maria Paulowna auch in Deutschland treu. War in ihrer russischen Heimat der Italiener Sarti — der Hofkapellmeister der zweiten Katharina — ihr Lehrer gewesen, so nahm sie nun bei Hummel, dem Weimarer Hofkapellmeister, Unterricht. Sie galt als vorzügliche Klavierspielerin und konnte, wie Genast in seinen Er-

innerungen bezeugt, „gleich einem Kapellmeister eine Partitur lesen und transponieren." Als Liszt dann kam und seit 1848 dauernd seinen Wohnsitz an der Ilm nahm, so daß seine bis dahin nur drei Monate umfassende Tätigkeit sich nun über das ganze Jahr erstreckte, wurde er ihr Meister in der Komposition; ihre tonschöpferischen Arbeiten unterbreitete sie ihm zur Durchsicht. Sie kann nicht ohne Erfindung gewesen sein, wenn ihr, wie es heißt, das schöne gesangvolle Thema der vierten von Liszts „*Consolations*" zuzuschreiben ist. Seiner bahnbrechenden, eine neue Kunstperiode einleitenden Wirksamkeit als Orchesterleiter, als Begründer einer großen Pianistenschule wie als Tondichter brachte sie gemeinsam mit ihrem Sohn Teilnahme und Förderung entgegen. Sie glaubte an sein hellseherisches Genie und an sein Recht, die Kunstideale einer neuen Zeit durchzusetzen. Sein kühnes Eintreten für noch unverstandene Tongrößen, insbesondere für Wagner und Berlioz, deren verketzerten Werken er in Weimar eine Heimstätte bereitete und sie in imposanten Wagner- und Berlioz-Wochen vorführte, ließ sie nicht nur gewähren, sie unterstützte es. So teilt sie sich nun mit ihrem Sohn in den Nachruhm, eine zweite, eine musikalische Blütezeit Weimars herbeigerufen zu haben. Den verfehmten Berlioz lud sie zur Aufführung seiner Tonschöpfungen nach Weimar ein und nahm die Widmung seines in Paris und London durchgefallenen „*Benvenuto Cellini*" an. Den steckbrieflich verfolgten politischen Flüchtling Wagner empfing sie, während er vor der Flucht nach der

Schweiz auf der Altenburg eine kurze Rast suchte, und Wagner hebt in Briefen wiederholt den „schönen Eindruck“ hervor, „den die fürstliche Frau in ihrer warmen Teilnahme auf ihn gemacht habe.“ Selbst an der 72jährigen, halb tauben Fürstin rühmt Hebbel, den sie nach Schloß Belvedere zur Tafel lud, „eine imponierende Erscheinung, welche Hoheit mit Sanftmut und Würde vereinigte.“

Für Liszt hatte sie immer erneute Beweise ihrer Huld bereit. In seinem Interesse griff sie zugunsten der Fürstin Wittgenstein, nach deren Niederlassung in Weimar, beim russischen Kaiser vermittelnd ein. Sie nahm deren Tochter, die junge schöne Prinzeß Marie, unter ihren besonderen Schutz. Sie erwarb die der Fürstin als Wohnung zusagende herrschaftlich angelegte „Altenburg“ mit Nebengebäuden und Garten und stellte sie ihr als Ahmieterin zur Verfügung. Nie wurde Liszt müde, ihre Güte dankbar zu preisen und daran zu erinnern, daß allein ihre Unterstützung ihm die Aufnahme der Opern Wagners in das Repertoire der Hofbühne ermöglicht habe. Freimütig aber legt er ihr, wo es die Ehre Weimars und seine eigene heischt, den Mangel an Mitteln und Kräften dar, der ihm das Erreichen seiner hohen Ziele erschwert, und erbittet ihre Hilfe. So schließt er ein diesbezügliches, äußerst charakteristisches Schreiben vom 14. Januar 1852 mit den Worten: „Eure kaiserliche Hoheit, die selbst eine Ausnahme unter den Herrscherinnen bilden, dürfen mit Recht erwarten, daß auch ihre Diener exzeptionelle Menschen seien und, ihrem Beispiele folgend, ihren Ruhm darin suchen, neben dem

Strahlenschein, der Ihr Gedächtnis umglänzen wird, ein bescheidenes aber ehrenvolles Andenken zu hinterlassen."

Sie wußten beide, was sie aneinander hatten, bis Maria Paulowna, seit dem 8. Juli 1853 verwitwet, am 23. Juni 1859 in Schloß Belvedere von hinnen ging, um nahe ihren Dichtern, in der neben der Fürstengruft von ihrem Sohn für sie erbauten griechischen Kapelle nach reichem Leben auszuruhen.

Sophie, Großherzogin von Sachsen.

Dem Vorbild Maria Paulownas getreu, wirkte ihre 1824 geborene Nachfolgerin Großherzogin Sophie, ob auch ihrer Natur nach anders geartet. Ihr gebrach die Anmut, die jene zierte; bei aller seeliachen Vornehmheit überwog bei ihr der klar abwägende Verstand. Sie dachte und handelte mebr praktischen Sinnea, sie war realer, in ihren Schöpfungen und Unternehmungen persönlicher. Energie und Tatkraft zeichneten sie aus. Als echte Mntter ihres Landes verwandte sie, gleich ibrer Vorgängerin, die ihr von Holland her zu Gebote stehenden reichen Mittel, die sie selbst mit Umsicbt verwaltete, zum Besten einer großartigen gemeinnützigen Tätigkeit. Bildungs- und Wohltätigkeitsanstalten aller Art rief sie ins Leben und sicherte deren Fortbestand. Kuno Fischer preist sie in seinem ihr gewidmeten Nachruf als „eine der freigebigsten, wohltätigsten Fürstinnen, die es je gegeben, von einer beständigen Schaffensfreudigkeit zum Wohle der Menschen beseelt." Und Hebbel erscbeint sie „von einer Tiefe und Feinheit des Empfindens und von einem Umfange des Geistes, daß sie unmittelbar In den ‚Tasso' hineinversetzt werden könnte."

Gemeinsaam mit Carl Alexander, ihrem Gemahl,

GROSSHERZOGIN VON SACHSEN

hütete sie sorglich die Traditionen seines Hauses und unterstützte seine dahingebenden Bestrebungen. Sie liebte Wissenschaft und Kunst. Von den hervorragendsten der Jenenser Professoren ließ sie sich häufig Vorträge halten. Sie staunten über ihre Klugheit und Wißbegier. Von den Dichtern neigte sie sich neben den klassischen Größen Weimars Shakespeare zu, den zu studieren sie nie ermüdete. Dem Goethe-Schiller-Archiv erbaute sie eine monumentale Stätte. Das Goethehaus mit seinen Schätzen, das ihr nach dem Tode des letzten Goetheschen Enkels als Erbe zugefallen war, machte sie als „Goethe-National-Museum" der Allgemeinheit zugänglich. Gingen die Bestrebungen Carl Alexanders mehr in die Breite, charakterisierte ihn der Trieb zu universeller Betätigung, so mied sie zielbewußt die Gefahr, sich zu zersplittern und das Wollen nicht immer in Einklang mit dem Können zu bringen. Zu bedauern um Weimars willen bleibt nur, daß sie ihr gewichtiges Wort nicht zugunsten einer weiteren Bevorzugung der Musik in die Wagschale warf, wie sie im ersten Jahrzehnt von Liszts Kapellmeisterschaft (1848—1858) eine so wundervolle Blüte gezeitigt hatte, die einzig in der ihr vorausgegangenen klassischen dichterischen Blüte ein Seitenstück fand. Die Beschränkung der Machtsphäre Liszts durch den leider von ihm selbst angebahnten Eintritt des musikfeindlichen, selbstherrlichen Dingelstedt in die Bühnenleitung, die zu Liszts Rücktritt führte, die Gründung der Malerschule und andrer kostspieliger Unternehmungen beraubten Liszt der Möglichkeit, Weimar so, wie er

es plante, dauernd zum Mittelpunkt der neuzeitlichen musikalischen Bewegung und zu der Wagneratadt zu erheben, die nun Bayreuth an seiner Stelle geworden ist.

In einem Brief an den Großherzog Carl Alexander vom März 1883 betont Liszt das feine Musikverständnis der Großherzogin, der er seine zur Beethoven-Zentenarfeier 1870 geschriebene Kantate zugeeignet hatte. In früherer Zeit pflegte sie die Gesangskunst, und ein Schreiben Liszts erzählt im Mai 1849 ihrem abwesenden Gemahl, daß sie die Rezitative und Rouladen im „Propheten" eifrig übe. Sie zog dabei von des Meisters Unterweisung Vorteil, wie er später im Klavierspiel auch der Lehrer ihrer jüngsten Tochter, der als Herzogin von Mecklenburg und Regentin von Braunschweig frühverstorbenen Prinzessin Elisabeth, wurde. Die geborene Hofpianistin nannte ihr Meister sie scherzend.

Einmal wohnte letzterer als Zuhörer einem Hofkonzert bei, das zur Feier des Geburtstags der mit dem Prinzen Heinrich VII. Reuß vermählten Prinzeß Marie, der älteren Tochter des großherzoglichen Paares, stattfand. In der Pause fragte Liszt die Großherzogin, ob sie erlaube, daß er der Prinzessin seinen Glückwunsch auf dem Klavier darbringe. Die hohe Frau beantwortete die Frage, indem sie sich sogleich erhob und ihn selbst aufs Podium führte.

Seiner künstlerischen wie seiner menschlichen Größe verstand sie gerecht zu werden. Kleinliche Tadler brachte sie mit den Worten zum Schweigen: „Zeigt mir einen, der seine Vorzüge besäße, so will ich mir auch seine Schwächen gefallen lassen."

Sie wußte, was er, der treue Berater und Freund seines Fürsten, für den Großherzog bedeutete, und schätzte gleich diesem in ihm nicht nur in künstlerischen Angelegenheiten seinen „miniatre intime“, von dem Carl Alexander bekannte, „er habe ihm nie einen schlechten, nie einen eigennützigen Rat gegeben.“

Des Meisters Übersiedlung nach Rom im Herbst 1861 beklagte sie nicht minder als ihr Gemahl und vereinte mit dessen Bitten immer wieder die ihren, daß er ihnen nicht dauernd fern bleiben möge. Als Liszt dann im Januar 1869 zum erstenmal für längere Zeit wiederkehrte und ihm, da über die Altenburg inzwischen anderweit verfügt worden war, ein neues Heim bereitet werden mußte, als welches das frühere Atelier Preliers in der „Hofgärtnerei“ geeignet gefunden wurde, übernahm die Großherzogin fürsorglich die Einrichtung. Sie nahm alles in die Hand, suchte selbst mit liebevollem Eifer die Stoffe für Möbel, Teppiche und Portièren aus. Um vieles anspruchsloser freilich waren die Räume als die der heiß von Liszt geliebten Altenburg. Doch was verschlug dies dem anspruchslosesten aller Künstler? Vor den Fenstern breitete der klassische Park sein dichtes Laubgewölbe, Vogelstimmen klangen herein, Blütenduft durchströmte die Zimmer. Und der Genius weihte sie. Sie erwiesen sich trotz aller Enge als geräumig genug, um die Berühmtheiten der Zeit gastlich in sich aufzunehmen und noch heute als Liszt-Museum — dessen Schatzkammern Fürstin Marie Hohenlohe, die Tochter der Liszt beerbenden Fürstin Wittgen-

stein, mit dem kostbaren Nachlaß des Meisters füllte — für Unzählige ein Wallfahrtsort zu sein.

Alljährlich bezog der Langentbehrte nun für einige Monate die Hofgärtnerei. Im Sommer 1881, bevor er seinen siebzigsten Geburtstag im Herbst feierte, erkrankte er zufolge eines Falles auf der Treppe seiner Wohnung. So gern er es nach seiner Gewohnheit ignoriert hätte — er vermochte es nicht. Die Krankheit war stärker als er. Von jener Zeit an war er nicht mehr, der er gewesen. Vorboten der Wassersucht kündigten sich an. Seine Füße schwollen, er konnte nur leichte Schuhe vertragen. So gefährlich dies für seine winterlichen Reisen war, er wies alle Vorsichtsmaßregeln, jede Rücksichtnahme auf sich selbst als lästig ab. Da oktroyierte ihm die Großherzogin, die seine Gleichgültigkeit gegen sich kannte, einen Fußsack. Ihr konnte er die Annahme einer Gabe nicht verweigern, die er nachmals als Wohltat empfinden lernte.

Wie einem zur Familie Gehörigen hingen ihm die Glieder des Fürstenhauses an, dem er sich, wie er sagte, inkrustiert fühlte. Von dem hohen, vom ganzen Land geteilten Freudentag, den das großherzogliche Paar am 8. Oktober 1892 in seiner goldenen Hochzeit feierte, durfte der Getreueste leider nicht mehr Zeuge sein. Auch nicht von der Trauer, die über dasselbe durch den Tod des einzigen Sohnes, des Erbgroßherzogs Carl August, 1894 verhängt wurde. Drei Jahre nach demselben, vier Jahre vor ihrem Gatten, während dieser die großartige Zentenarfeier der Geburt Kaiser Wilhelms I.

in Berlin begehen half, schlug der edlen Fürstin am 23. März 1897 die letzte Stunde. Tags zuvor noch hatte die 73jährige, obwohl schwer leidend, eine Deputation empfangen und unter größter Anstrengung mit jedem einzelnen der erschienenen Herren gesprochen. Halb sterbend freute sie sich noch, „ihre Pflicht getan zu haben." Ihr ganzes Leben war eine treu erfüllte Pflicht.

Mit Recht durfte darum ihr trauernder Gatte in seinem Dankerlasse an seine Untertanen von der Entschlafenen rühmen, sie sei „würdig gewesen des ruhmreichen Hauses Oranien, dem sie entsprossen, würdig auch der hocherleuchteten Fürstinnen, die vor ihr über diesem Lande walteten."

Carolyne Fürstin Sayn-Wittgenstein.

Sieben Jahre glänzender Virtuosenfahrten lagen hinter Liszt. Er hatte, seit er dieselben im November 1839 aufgenommen, sich Huldigungen dargebracht gesehen, wie sie uns heute phantastisch, exzentrisch deuchen. Wenn in Städten, die er nur im Vorüberflug berührte, weiß gekleidete junge Mädchen ihn Blumen streuend empfingen, um ihn zu einem bekränzten Klavier zu führen, das sie in Post- oder Eisenbahnstationen für ihn aufgestellt hatten, wenn man zu seiner Begrüßung Tauben flattern ließ, wenn Frauen, wie die Sängerin Cruvelli — die sich dadurch den Namen Frau Hinterliszt erwarb — ihm von Ort zu Ort nachreisten, wenn mit einem Wort die Verehrung für ihn zum Kultus wurde, so sind dies Erscheinungen, wie man sie einzig in Liszts Leben beobachten kann.

Allmählich war er ihrer müde geworden. Schon im Oktober 1846 hatte er seinem Gönner und Freund, dem damaligen Erbgroßherzog von Weimar Carl Alexander, geschrieben: „Es kommt für mich der Moment, den Puppenzustand des Virtuosentums zu zerbrechen und meinen Gedanken freien Lauf zu lassen, natürlich mit dem Vorbehalt, weniger herumzuflattern.“ Zu rechter Zeit führte ihm die Vor-

Nach einem Petersburger Daguerreotyp 1847

sehung nun die Frau zu, die — eine der bedeutendsten des neunzehnten Jahrhunderts — ihn zur höchsten Entfaltung seiner schöpferischen Schwingen befeuern und ihm selber zum Schicksal werden sollte[1].

In Kiew, das er auf der letzten großen Virtuosenreise, die er unternahm, im Februar 1847 berührte, begegnete ihm die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Sie stand, am 8. Februar 1819, als das Kind überaus reich begüterter polnischer Edelleute geboren, im 28. Lebensjahre. Man konnte sie nicht schön nennen, doch verlieh ein ausdruckstiefes herrliches Augenpaar ihrem Antlitz Reiz und Bedeutung. Seit elf Jahren trug sie die Fesseln einer Ehe, die das Gebot ihres Vaters, Peter von Iwanowski, ihr auferlegt hatte; denn dreimal wies sie die Hand des Fürsten Nikolaus, jüngsten Sohnes des siegreichen russischen Feldmarschalls Fürst Wittgenstein, zurück, ehe sie sich zu ihrer Annahme bewegen ließ. An die Seite eines schönen und gutherzigen, aber oberflächlichen, auf leichten Lebensgenuß angelegten Mannes sah sich der rastlos bewegte, hochfliegende Feuergeist der siebzehnjährigen Carolyne von Iwanowska gekettet, die, von dem gelehrten Vater wissenschaftlich geschult, sich nur den ernstesten Dingen und Fragen hinzugeben liebte.

Charakteristisch für die ihr innewohnende Tat-

[1] Als Quelle dienten: außer La Mara, „Briefe Liszts an die Fürstin Wittgenstein" I—IV, und „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg", Mitteilungen der Fürstin Marie Hohenlohe.

kraft, hatte sie schon mit neun Jahren die Forderung gestellt, auf Müßiggang müsse die Todesstrafe stehen. Sie selbst war nicht leicht zu erziehen gewesen. Von zwölf Gouvernanten, die ihre pädagogische Kunst an ihr erprobten, hatte nur die letzte — die nachmals die Leitung von Liszts Töchtern in Paris übernahm — sich ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt. Dafür war Carolyne frühzeitig in die Schule der Welt gegangen. Mit ihrer eleganten lebensfrohen Mutter, Pauline geb. von Podoska, hatte sie Europa durchreist, an verschiedenen Höfen geweilt, allerwärts ob ihres originellen Geistes angestaunt, so daß sie gewöhnt war, sich als etwas Besonderes betrachtet zu sehen. Als sie zumal ihre auf der Reise an der Cholera erkrankte Mutter mutig gepflegt hatte, erntete sie viel Bewunderung und ward als Heldin gefeiert.

Zeitweilig hatte dann wieder ihr von seiner Gattin getrennt lebender Vater seine Ansprüche an die Tochter geltend gemacht. In ländlicher Abgeschiedenheit gelehrten und landwirtschaftlichen Studien neben der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter obliegend, gefiel er sich in einem einsiedlerischen Dasein, bei dem ihm Carolyne, seine Beschäftigungen teilend, bis in die tiefe Nacht Gesellschaft leistete.

Naturgemäß prägte eine sich derartig in Gegensätzen bewegende Lebensführung in erster Jugend dem Charakter Carolyne Iwanowskas ihre Spuren ein. Seltsame Widersprüche kreuzten sich in ihr. Mit der strengen Gläubigkeit der römischen Katholikin vertrug sich ein fatalistischer Aberglaube, mit

der blendenden Schärfe eines die schwierigsten Probleme spielend erfassenden Verstandes ein Mangel an Welt- und Menschenkenntnis, mit der ins Ungemessene schweifenden Phantasie eine gewisse formelle Unklarheit, mit dem souveränen Herrenbewußtsein der über 30000 Seelen gebietenden princesse russe die Demut und Unterordnung eines sich in opferfreudiger Liebe hingebenden Herzens.

Ein Kind des Kosakenlandes, der sich ins Unbegrenzte verlierenden südrussischen Steppe, war ihr der weite Horizont eingeboren, der kein Hindernis liebt. Mit ihm auch der Zug ins Ziel- und Schrankenlose, der ungebändigte Freiheitsdrang, der keinerlei Zwang, nicht einmal straffe Selbstzucht duldet, die Willenskraft, die oft zur Willkür wird, das leidenschaftliche glühende Temperament, das den heißen Sonnenhauch jenes Himmelsstrichs widerzustrahlen scheint.

Das Leben in Kiew, woselbst Fürst Nikolaus Wittgenstein als Adjutant des Gouverneurs diente, sagte seiner jungen Gattin wenig zu. Ihren Wünschen folgend, nahm er, bevor ein Jahr verging, seinen Abschied und siedelte mit ihr nach dem zwischen Kiew und Odessa gelegenen Woronince über, einem der väterlichen Güter, das sie bei ihrer Verheiratung als Mitgabe empfangen hatte. Hier ward ihnen das einzige Kind und einzige Glück ihrer Ehe, eine Tochter Marie, im Februar 1837 geschenkt.

Im Einerlei ihrer Steppenode studierte die Fürstin die Schriften Fichtes, Schellings, Hegels, den Talmud, Dante, schrieb sie einen Kommentar zu Goethes „*Faust*“.

Der Abschluß ihrer landwirtschaftlichen Geschäfte führte sie, wie alljährlich, so auch im Februar 1847, als Liszt daselbst konzertierte, nach Kiew. Für ein Wohltätigkeitskonzert, das er, der sein Genie von je in den Dienst der Menschenliebe stellte, dort veranstaltete, sandte sie ihm, ohne ihn zu kennen, eine Hundertrubel-Note. Er besuchte sie, um für die reiche Gabe zu danken. Ihn sehen, hören und für ihn entflammen war eins für die kunstdurstige Seele der vereinsamten Frau.

Ein Pater noster von ihm, das sie zufällig in der Kirche singen hörte, überzeugte sie von seinem schöpferischen Beruf. Begeistert von seinem Plan, Dantes *„Göttliche Komödie"* in Musik umzusetzen und deren Aufführung durch Dioramen begleiten zu lassen, zögerte sie nicht, dem Künstler die zur Herstellung der Bilder erforderliche Summe von 20000 Talern aus ihren Mitteln anzubieten. Indessen kam es nicht zur Ausführung der originellen Idee.

Alsbald war Liszt für einige Tage der Gast der fürstlichen Frau in Woronince. Er wiederholte seinen Besuch im Oktober, ihn bis Ende Januar 1848 ausdehnend. In Woronince Herrin reifte der Entschluß, ihm anzugehören und ihre ehelichen Fesseln zu lösen. Vom Glauben an das Recht ihrer Ausnahmsnaturen durchdrungen, fühlte sie sich nach den romantischen Anschauungen der Zeit George Sands berufen, die Muse des angebeteten Mannes zu werden und dem idealen Virtuosen zur vollen Entfaltung seines schöpferischen Genies zu verhelfen. Dabei übersah sie, in praktischen Lebens-

fragen unerfahren, wie sie trotz ihres eminenten Geistes war, die kaum zu überwindenden Hindernisse, die der Ausführung ihres Vorhabens im Wege standen.

Eine Badereise nach Karlsbad vorschützend, verließ sie, nachdem sie sich durch Verkauf eines Gutes mit einer Million Rubel ihres als Mitgift zugebrachten Vermögens versehen hatte, im April 1848 mit ihrer elfjährigen Tochter Rußland. Gleichzeitig reichte sie eine Scheidungsklage bei der geistlichen Behörde ein und erklärte Gatten und Schwiegermutter brieflich, ihr Geschick fortan an dasjenige Liszts binden zu wollen.

Obgleich der in Deutschland ausgebrochenen Revolution zufolge die Sperrung der russischen Grenze bereits befohlen war, gelangte sie glücklich auf österreichischen Boden. Im schlesischen Ratibor empfing sie Liszts Freund, Fürst Felix Lichnowsky, der wenige Monate später in Frankfurt a. M. das Opfer der Volkswut wurde. Auf seinem Schloß Krzyzanowitz traf sie mit Liszt zusammen. „O, daß ich Sie wiedersehe!“ hatte er ihr zuvor sehnsüchtig zugerufen, „denn alles in mir, Herz und Seele, Glaube und Hoffnung, lebt nur in Ihnen, durch Sie und für Sie. Möge Gottes Engel Sie geleiten, Sie meines Lebens strahlender Morgenstern!“

Die um sich greifende Revolution setzte weitergehenden Reiseplänen ein Ziel. In Weimar hatte Liszt, wie wir wissen, das Amt eines großherzoglichen Kapellmeisters „in außerordentlichen Diensten“ auf sich genommen. Auf seinen Rat stellte sich die Fürstin unter den Schutz der ihm wohlgewogenen,

damals regierenden Großherzogin Großfürstin Maria Paulowna, Schwester des Kaisers Nikolaus von Rußland, die sie als Mädchen gekannt hatte. Sie mietete sich die in vornehmer Isolierthalt auf grüner Höhe gelegene „Altenburg", indes Liszt im Hotel zum Erbprinzen quartierte, bis er nach Jahresfrist etwa einen Seitenflügel des von einem weitläufigen Garten umgebenen Hauses bezog. In diesem gaben sich alsbald die vornehmsten Geister der Zeit ein Stelldichein. Musikalische, dichterische, literarische, wissenschaftliche Größen, die hervorragendsten Maler, Bildhauer, Bau- und Bühnenkünstler von nah und fern vereinten sich in den gastlichen, kunstgeschmückten Räumen um die fürstliche Hausfrau mit ihrer schönen, geistreichen Tochter und Liszt zu einem Musenhof, wie die Welt von keinem zweiten weiß. Wer alles sich daselbst zusammenfand und wie man daselbst auf der Menschheit Höhen gewandelt, davon gibt unser Buch „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg" ein treues Bild.

Hier flossen für Liszt die fruchtbarsten Jahre seines Komponistenlebens dahin. Den neuen Wahlspruch aufstellend, daß der Inhalt die Form bestimme, schuf er seine zwölf „Symphonischen Dichtungen", die „Faust"- und die „Dante"-Symphonie, die Konzerte, die Sonate und allerlei Neuartiges für Klavier, während er mit der Graner Messe und Teilen des „Christus" und der „Heiligen Elisabeth" auch das kirchliche und oratorische Gebiet beschritt, das er in Rom weiter ausbaute. Auch der überwiegende Teil seiner literarischen Arbeiten hat unter mannigfacher Beteiligung der Fürstin seine Ent-

stehungsstätte auf der Altenburg. Seine symphonischen Dichtungen widmete Liszt seiner fürstlichen Freundin, der er auch die *„Harmonies poétiques et religieuses“* und die *„Missa pro Organo“* zueignete, zu ihrem Geburtstag und bestimmte in seinem ergreifenden Testament vom 14. September 1860, daß einer neuen Ausgabe derselben die Worte vorangestellt würden:

„Ihr, die ihren Glauben durch Liebe bewährte,
deren Hoffen wuchs in der Leiden Fülle,
die ihr Glück darin fand, sich zum Opfer zu bringen —
ihr, die die Gefährtin meines Lebens,
das Sternenzeit meiner Gedanken,
das lebendige Gebet und der Himmel meiner Seele
bleibt —

Jeanne Elisabeth Carolyne
zum 8. Februar 1855

F. Liszt.“

Was teilte sie nicht mit ihm, dem ihr Herz gehörte? Seine Welt war die ihre. Sie lebte nur in ihm und umsichtig sorgte sie für die nötige Ruhe und Konzentration des Schaffenden. Man umdrängte ihn, um seine Dienste anzusprechen, seine Lehre zu empfangen. Jedem gab er, sei es am Dirigentenpult oder am Flügel oder mit der Feder, das Seine. Altem wie Neuem, wenn es sich als wertvoll erwies, wurde er gerecht. Die Schranken der Partei bedeuteten keine Fessel für seinen freien Geist. Er brachte im Konzertsaal oder auf der Bühne Beethovens, Schuberts, Schumanns, Chopins, Berlioz', Franz' Werke zu näherem Verständnis, führte

neben Rubinsteins, Raffs, Cornelius', Lassens und anderer Opern auch die seiner Gegner Rietz, Taubert, Dorn in die Öffentlichkeit ein und bereitete wie kein anderer Wagners Genius die Bahn zum Siege. So gelang es ihm, das durch seine Dichter einst groß gewordene Weimar nun einer höchsten musikalischen Blüte zuzuführen, es zum Mittel- und Ausgangspunkt der „neudeutschen Schule" zu erheben, durch die sich die Weiterentwicklung der Musik vollzog. Dieser Weiterentwicklung aber drückte er gemeinsam mit Wagner das Gepräge seiner großen künstlerischen Persönlichkeit auf.

Das Aufblühen einer neuen, sich freilich erst nach jahrzehntelangem Kampfe völlig durchsetzenden Kunst erlebte Liszts fürstliche Freundin als anteilvolle Zeugin. Mittlerweile harrte ihre Scheidungsangelegenheit, die brennende Frage der Altenburg, lange auf Lösung. Der wiederholten Aufforderung der russischen Regierung, zum Zweck einer gütlichen Auseinandersetzung mit ihrem Gatten, in ihr Land zurückzukehren, hatte sie in der Besorgnis, daß man ihre Wiederkunft nach Deutschland verhindern werde, keine Folge geleistet; selbst nicht, als man sie mit Verhannung aus Rußland und Einziehung ihrer Güter bedrohte. Demgemäß war ihr von ihrem Vater ererbtes Vermögen, mit Ausnahme des dem Fürsten Nikolaus zuerkannten siebenten Teils, auf ihre Tochter, Prinzessin Marie — „den guten Genius der Altenburg", wie Hans von Bülow sie nannte — übertragen worden. Bis diese nach ihrer Vermählung mit dem Prinzen Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, damals Flügeladjutant,

später erstem Obersthofmeister des Kaisers von Österreich, im Oktober 1859 ihren Besitz antrat, wurden ihr die Revenuen als Erziehungsbeitrag eingehändigt.

Fürst Nikolaus Wittgenstein hatte als Protestant, nachdem er sich 1855 in Weimar mit Fürstin Carolyne ausgesöhnt, 1857 eine Erzieherin im Hause des Fürsten Suworoff, des Gouverneurs von Riga, dessen Adjutant er geworden war, als zweite Gattin heimgeführt. Er wünschte, wie er es zu seiner Tochter aussprach, die Vermählung ihrer Mutter mit Liszt, den er hoch schätzte, aufrichtig. „Für mich war sie zu gut, ich zu unbedeutend für sie", sagte er. Auch das russische Konsistorium entschied ihren Scheidungsprozeß, bei dem sie den seitens ihres Vaters bei ihrer Heirat ausgeübten Zwang geltend gemacht hatte, zu ihren Gunsten. Da jedoch der Nuntius in Wien, Monsignore di Lucca, Bedenken erhob, begab sich die Fürstin im Mai 1860 selbst nach Rom. Sie erlangte endlich die Bestätigung des Petersburger Spruchs durch die Kardinäle, und der Papst erteilte am 24. September 1860 seine Sanktion.

Das heißersehnte Ziel langer Jahre war erreicht. Sie aber wollte einen vollständigen Sieg erringen, wollte ihre Verbindung mit dem geliebten Mann, gegen den Rat der Kardinäle, in Rom selbst, das sie wie mit magischen Banden umfing, und zwar an Liszts fünfzigstem Geburtstag, am 22. Oktober 1861, feierlich begehen.

In aller Stille war der Meister bereits in der ewigen Stadt eingetroffen. Schon stand am 21. Ok-

tober der Altar der Kirche San Carlo al Corso, an dem sich am andern Morgen die heilige Handlung vollziehen sollte, im festlichen Schmuck. Da betrat der junge Sohn eines der Heirat mit Liszt abholden polnischen Vetters der Fürstin, der mit seinen Eltern gerade nach Rom gekommen war, zufällig die Kirche und erfuhr auf seine neugierige Frage, was sich hier vorbereitete. Er verkündet seinem Vater alsbald die vernommene Neuigkeit, und dieser läßt, in höchste Aufregung versetzt, durch einen hohen Würdenträger den heiligen Vater beschwören, den Meineid der Fürstin, wie er es nennt — da er den bei der Heiratausgeübten väterlichen Zwang nicht anerkennen will — noch in letzter Stunde zu vereiteln.

Als Liszt am Abend bei der Fürstin weilt, erscheint ein Abgesandter Pius IX., der einen Aufschub der Trauung anordnet und die erneute Einsicht in die Scheidungsakten fordert.

Dieser Schlag schmetterte die Fürstin nieder. Fatalistischen Vorstellungen von je zugeneigt, glaubte sie darin ein Zeichen des Himmels erkennen zu sollen, daß sie dem ersehnten Glück entsagen müsse. So zwang sie ihr heißes Herz, gleichviel was es ihr kostete, zum Verzichten. An der Möglichkeit einer Entscheidung in einem ihr günstigen Sinne nunmehr verzweifelnd, verweigerte sie die Auslieferung ihrer Prozeßakten. Sie kam auch, als der unerwartete Tod des Fürsten Wittgenstein im März 1864 ihr volle Freiheit zurückgab, nicht auf ihre früheren Wünsche zurück.

Der reine Einklang ihrer Seelen war ohnehin durch die anderthalbjährige Trennung nicht unge-

trübt geblieben. Rom übte einen überwältigenden Einfluß auf die Fürstin. Hatte sie in Weimar Liszts künstlerische Bestrebungen zu den ihrigen gemacht, so ging sie in Rom mehr und mehr in den ihr nun höher erscheinenden Interessen der Kirche auf. Wie sie früher an eine ihr bestimmte künstlerische Mission Liszt gegenüber geglaubt hatte, so meinte sie sich nun zu einer kirchlichen Mission berufen. Sich selbst legte sie die Sühne der Entsagung auf; der Kirche wollte sie ihr Glück zum Opfer bringen und sich schriftstellerisch in ihren Dienst stellen. Liszt aber, nun es feststand, daß die Fürstin ihm nicht als Gattin angehören würde, faßte einen Entschluß, der die Welt in höchstes Staunen versetzte und arg von ihr mißdeutet wurde: er nahm am 25. April 1865 in der vatikanischen Kapelle des damaligen Großalmoseniers, nachmaligen Kardinals Hohenlohe die niederen priesterlichen Weihen. Sie schließen nicht, wie man in protestantischen Landen glaubt und zu Liszts ungunsten annahm, ein Priestergelübde in sich. Sie verpflichten nur zum täglichen Hören der Messe wie zum täglichen Lesen des Breviers und zum Tragen der priesterlichen Tracht, forderten somit keine Änderung in der bisherigen Lebensweise des Künstlers. Ihn, der mit Leib und Seele seiner Kunst zu dienen bestrebt war, bewog dazu hauptsächlich der Wunsch, eine Reform der in Rom tief darniederliegenden Kirchenmusik herbeizuführen. Er erblickte darin einen würdigen Abschluß seiner Künstlerlaufbahn. Da die Leitung der Sixtinischen Kapelle — von der aus allein er eine solche Reform zu vollbringen ver-

mochte — jedoch keinem Laien, am wenigsten einem fremden anvertraut zu werden pflegte, trachtete er, das im Wege stehende Hindernis durch einen Schritt hinwegzuräumen, der in vollem Einklang mit seinen religiösen Gefühlen stand. Doch der Vatikan zeigte kein Entgegenkommen, ohne daß es je zu einer direkten Anfrage und Ablehnung kam. Liszt sprach nicht darüber, da sein Wunsch unerfüllt blieb.

Nicht Liszt gab, wie man irrig gemeint hat, aus eigenem Wunsch und Willen die Frau auf, die ihm alles, was sie besaß: Familie, Vaterland, Vermögen, Stellung, Glanz geopfert hatte und von der er selbst sagte, daß „sein letzter Atemzug noch eine Segnung für sie sein werde." Schreibt er ihr doch, nachdem er schon sieben Jahre lang das priesterliche Kleid trug, nicht ohne Bitterkeit: „Das einzige Kapitel, das ich glühend gewünscht hätte, meiner Lebensgeschichte anzufügen, fehlt ihr. Fragen Sie mich nicht welches! Niemand hat mich hiernach zu fragen, Sie aber am wenigsten von allen." Und am 25. März 1873 noch einmal: „Ihr großes Herz beschäftigt sich mit meiner Biographie. Sie hat nicht viel zu bedeuten. Ein einziger Glanz nur war ihr gegeben. Das Schicksal aber, dem keiner zu entfliehen vermag, und das doch darum nicht weniger antichristlich bleibt, verweist mich in den Schatten. Ohne Murren füge ich mich ihm."

Nicht minder deutlich spricht ein Brief, den sie, als er in Weimar ist, am 25. Juli 1867 von Rom aus an ihn richtet[1]:

[1] Von der Verf. zuerst im französischen Original mitgeteilt: „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg" S. 428.

„Nicht ohne tiefe Ergriffenheit sende ich Ihnen diese Zeilen nach Weimar, wo Sie in unser beider Namen all jene Stätten wieder grüßen werden, an die sich die teueraten Erinnerungen unseres Lebens knüpfen und die den Rahmen bildeten für ungezählte schöne Stunden Ihres Ruhms und unserer Liebe. Grüßen Sie sie, grüßen Sie sie alle im ewigen Gedenken unsres ewigen Verbundenseins. Die Gestalt dieser Stätten, soweit sie der Natur angehören, blieb gewißlich unverändert. Das Tannenwäldchen, die rauschende Ilm, der Park, das ganze Idyll rings umher, sie sind noch heute, was sie einst gewesen. Die Altenburg blieb ihrem Äußeren nach dieselbe — nur im Innern hat sie aufgehört zu sein. Ein Beweis, daß das menschliche Herz, minder unbeweglich als die Natur, doch beständiger ist als die Dinge. Die Form unserer Liebe hat sich im Laufe der Jahre gewandelt; aber die Liebe selbst blieb nach wie vor in uns lebendig. Die Vorsehung einer-, die Menschen andrerseits ließen uns die äußere Form unserer Gefühle nicht verwirklichen; — doch die Vorsehung segnete ihre Fortdauer, und die Menschen haben sie nicht verhindern können.

Ach, was es mich auch gekostet hat und was es Sie auch noch kosten mag, wenn die zerbrechende Form unsrer Liebe einen Aufenthalt zerstörte, der trotz allem so süß war — ich glaube, daß es schließlich doch zu unserm Besten ist. Selig sind, die in irdischen Leiden den geringsten ihrer Fehler tilgen dürfen. Gott verzieh uns das Ungeregelte unsrer Lebensstellung, insoweit es durch Kämpfe der

Mutterliebe gesühnt ward. Seine göttliche Liebe für uns wollte nicht, daß wir, sei es auch im mindesten nur, zu einem Gegenstand des Anstoßes würden. Er hat uns geläutert, wie das Gold im Feuer geläutert wird, und wird uns, wenn wir unsre ursprüngliche Reinheit wieder erlangt haben, alles geben, was zu unserem Heile dient.

Als tapfer und bewunderungswürdig, treu und sanftmütig haben Sie sich bewährt in dieser Feuerprobe — und noch unendlich mehr denn zuvor liebe und bewundere ich Sie. Gott allein weiß, was es mich kostete, nicht wieder nach Woronince, nicht wieder nach Weimar zurückzukehren. Aber in der einen wie in der anderen Krisis leitete mich dasselbe Gefühl: daß wir nicht um des Ortes, sondern um der Idee, um des Werkes willen auf Erden sind. Diesem Gefühl folgend, riß ich mich, halb entschlossenen, halb zitternden Herzens, von dem anmutigen Idyll, von den Blumen, die ich unter den Augen von Vater und Mutter gesät, wie von den schönen Räumen los, wo ich Sie angebetet habe, wo ich mein Kind aufblühen sah. Weimar war in seiner Weise eine höhere Idee als Woronince, und Rom wiederum ist eine höhere Idee als Weimar. Darum habe ich Woronince Weimar und Weimar wieder Rom geopfert; denn größer als Sie jemals in Weimar sein konnten, sind Sie in Rom und werden Sie daselbst sein. Welche Verschiedenheit des Horizontes und des Piedestals! Genug, der Tag wird einst kommen, wo alles das sich zu greifbaren Tatsachen und Ereignissen gestalten wird. Einstweilen grüßen Sie mir unsre geliebte Vergangen-

helt, grüßen Sie jede Tanne unsres Wäldchens, jede Welle der Ilm, jeden Kiesel in den Schattengängen des Parks!

Die Ihre in saecula saeculorum."

Doch weder ihm noch ihr schlug die Entsagung zum Heile aus. Die Hoffnung, ihn als Nachfolger Palestrinas an der Spitze der Sixtinischen Kapelle zu sehen, verwirklichte sich ebensowenig, als die von ihm geplante kirchenmusikalische Reform. Rom war für sie nicht reif. Nicht dauernd konnte der Meister nun in der römischen Losgelöstheit von aller lebendigen Kunst verharren. Wohl schuf er eifrig. Nicht nur „Elisabeth" und „Christus" wurden in der ewigen Stadt vollendet, auch ein drittes Oratorium „Der heilige Stanislaus", das leider Fragment blieb, gefördert. Dazu entstanden die ungarische Krönungsmesse, das Requiem für Männerstimmen, die *Missa choralis*, der „Sonnenhymnus des heiligen Franziskus", sowie Psalmen und zahlreiche Kirchenstücke aller Art. Aber sein Genius mußte sich endlich wieder mit seinem natürlichen Boden, dem deutschen Kunstleben, berühren. Er kehrte seit 1864 zeitweise, seit 1869 alljährlich wieder nach Weimar zurück und ließ sich auch in Budapest, zum Ehrenpräsidenten der neubegründeten Landes-Musikakademie ernannt, für mehrere Monate jährlich Fesseln anlegen.

Gleicherweise erwies sich die Hoffnung der Fürstin, der bedrängten Kirche durch ihre Schriften wichtige Dienste zu leisten, als eitel. Voll brennenden Eifers gab sie sich theologischen Studien, der Ausarbeitung

kirchenpolitischer Werke hin. Sie ließ sie durch eine eigene Druckerei drucken, aber — mit Ausnahme einiger Bücher allgemein verständlichen Inhalts, wie die *„Entretiens pratiques à l'usage des femmes du monde"*, die später durch den Franzosen Henri Lasserre unter dem Titel: *„La vie chrétienne au milieu du monde"* in übersichtlichere Form gebracht nnd in die deutsche, englische und spanische Sprache übersetzt wurden — nicht in die Öffentlichkeit gelangen. Sie wurden bei ihren Lebzeiten in einem Keller aufbewahrt. „Denn", schrieb sie uns: „ich will mein Leben ruhig ausleben, mit den Menschen in Frieden bleiben. Man kann aber nicht von allen Meinungen sein, wenn man seine eigenen hat; man kann nicht allen gefallen. Will man also seinen Frieden genießen und doch seine Meinung sagen, so muß man warten, bis man in den ewigen himmlischen Frieden, den keiner zu stören vermag, eingegangen ist." Das 24 Bände umfassende Hauptwerk ihres Lebens: *„Des causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'Eglise"* brachte sie erst im Februar 1887, wenige Tage vor ihrem Hinscheiden zum Abschluß, verfügte aber, daß es erst 25 Jahre nach ihrem Tode ans Licht trete.

War Liszt in Rom, so besuchte er die Fürstin, die dasselbe in den 27 Jahren ihres Aufenthaltes nie verließ und während ihrer letzten Lebensjahre sogar die Schwelle ihrer Wohnung nicht mehr überschritt, täglich, obgleich sie allmählich die rechte Führung mit ihm verlor. „Die beiden Freunde zusammen zu sehen", schreibt Richard Voß in ‚Meine römischen Erinnerungen', „ist etwas Unvergeßliches:

die Fürstin sprühend von Geist und Witz, eine wahre Bacchantin des Geistes und Witzes; er — nun er eben Franz Liszt, oft vom feinsten, vom schärfsten Sarkasmus. Ja, diese beiden Menschen gehörten zusammen, wie Richard Wagner und Cosima von Bülow."

Sie konnten, das ist gewiß, beide nicht voneinander lassen und dennoch nicht mehr miteinander leben. Der Mittelpunkt ihres Daseins blieb er. Nie wurde sie müde, den sie Besuchenden von ihm zu sprechen. Er füllte ihr Herz aus im Alter wie in der Jugend, und war er von Rom fern, so hielten ihre tagebuchartigen Briefe, deren Erwiderungen der Welt in vier Bänden vor Augen liegen, ihm ihr Denken und Fühlen gegenwärtig.

Es macht sich neuerdings das Bestreben geltend, den Einfluß der Fürstin auf ihren Freund, den sie namentlich zu ungunsten Wagners ausgeübt haben soll, zu übertreiben. Gewiß, er war groß — wer will es leugnen? — doch bis zur Charakterlosigkeit, bis zum Verleugnen seiner eigenen Überzeugung unterwarf sich Liszt ihm nie.

Daß der Lebensabend der Fürstin zuletzt in Vereinsamung, der Liszts, zufolge der sich zwischen Rom, Weimar und Budapest zersplitternden Verpflichtungen, in Ruh- und Heimatlosigkeit dahinging, war die tragische Konsequenz des Verzichtes der Fürstin auf ihre eheliche Verbindung. Fern von ihr, die ihm das Teuerste auf der Welt war und die sein letzter Wille zu seiner Universalerbin und Testamentsvollstreckerin bestimmte, ging Liszt am 31. Juli 1886 in Bayreuth zur ewigen Ruhe ein. Die

Zurückbleibende fand ihren frommen Trost, wie alo una schrieb, darin, „daß er in höheren himmlischen Regionen glücklicher sei, denn hienieden, wo er trotz allor Huldigungen doch ao tief verkannt war.“ Gottos Barmherzigkeit abor rief wenige Monato später, als ihre Tochtor bei ihr in Rom weilte, am 8. März 1887, im sanften Schlummer die rastlose Seelo der Frau zu aich, dio nicht ohne den atmen konnto, der die Sonne ihres Daseins gewesen war.

E. Wieden

Emilie Merian-Genast.

Als Liszt im November 1841 zum erstenmale nach Weimar kam, war der erste, der ihm aus den dortigen Künstlerkreisen gegenübertrat, Eduard Genast, der bekannte langjährige Hofschauspieler und Regisseur. Dieser selbst schildert im „Tagebuch eines alten Schauspielers[1]“ die folgenreiche Bekanntschaft also:

„An einem dunklen Abende, während der Nordwind in den entlaubten Bäumen, die den Karlsplatz umgeben, unheimlich rauschte, saß ich mit dem Künstlerpaar Clara und Robert Schumann im Speisesaale des Russischen Hofes traulich zusammen, als ein Mann von hohem, schlanken Wuchse, mit einem ausdrucksvollen Gesichte und langen, zurückgestrichenen, hellbraunen Haaren hereintrat und sich mit dem Zurufe: ‚*Bon soir*, Ihr Lieben!‘ meiner Gesellschaft näherte. ‚Liszt!‘ rief diese wie aus einem Munde aus. Da war also der Mann leibhaftig vor mir, nach dessen Bekanntschaft ich mich

[1] Neu herausgegeben von Kohlrausch unter dem Titel: „Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit.“ Stuttgart, Lutz 1904. Hier mehrfach benutzt, desgleichen der in der „Weimarischen Zeitung“ vom 10. März 1905 enthaltene Nekrolog „Frau Dr. Merian“ (von Paul Bojanowski).

so lange gesehnt hatte, über den die Fama das Außerordentlichste und Erstaunenswürdigste seit Jahren in die Welt hinausposaunt hatte, seine enorme Virtuosität, dabei seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit, auch seine großartige Freigebigkeit preisend. Nachdem Frau Schumann mich ihm vorgestellt hatte, wobei er mich artig begrüßte, setzte er sich an ihre Seite und ließ sich, ohne besondere Notiz von meiner Gegenwart zu nehmen, in ein eifriges Gespräch mit ihr ein. Im Verlaufe der Unterhaltung fesselte die Genialität des Mannes immer mehr meine Aufmerksamkeit, sodaß ich zuletzt nur noch für ihn Augen und Ohren hatte. Auch von seiner Freigebigkeit sollte ich schon an diesem Abende Zeuge sein. Frau Schumann bewunderte die geschmackvolle kostbare Busennadel, die er trug, eine blau emaillierte Weltkugel mit Sternen besät, die von einer goldenen Adlerklaue gehalten wurde. Sofort überreichte Liszt ihr dieselbe mit feiner Galanterie als Andenken. Anfangs weigerte sie sich dieselbe anzunehmen, konnte aber schließlich der höchst liebenswürdigen Art und Weise, mit welcher Liszt zu spenden wußte, nicht widerstehen und nahm mit gleich feinem Takte das Kleinod an.

Noch ehe wir uns an diesem Abend gegenseitig verabschiedeten, waren wir einander etwas näher gekommen. Ich ließ mich dan andern Morgen bei ihm melden... Das war der Anfang unserer späteren Freundschaft."

Die Freundschaft für den Vater übertrug Liszt nachmals auf dessen reichbegabte jüngste Tochter, und sie ward bestimmend für ihr Leben. Emilie

Genast wurde ihren Eltern am 26. Mai 1833 geschenkt. In deren Hause waren die Traditionen der großen klassischen Dichterzeit lebendig. Unter den Augen der beiden Dioskuren hatte Eduard Genasts Vater als Regisseur auf der Bühne gewirkt. Eduard selbst entstammte der Schule Goethes und war durch ihn in seinem Berufe befestigt worden, als er in Gefahr stand, demselben als Konditor verloren zu gehen. Auch seiner Kunst- und Lebensgefährtin Christine geborene Böhler — der Schwester von Emil Devrients Gattin — hatte der Große Sympathie und Beifall gezollt. Er hatte die lebenslängliche Anstellung des Ehepaars am Weimarer Hoftheater 1829 vermittelt. Sogar dichterisch gedachte er für dasselbe tätig zu sein. „Wenn Genasts hier bleiben", äußerte er zu Eckermann, „so schreib' ich euch zwei Stücke, jedes in einem Akt und in Prosa: das eine von der heitersten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grausam und erschütternd, so daß am Ende zwei Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schillers Zeit her, und er hat auf mein Antreiben schon eine Szene davon geschrieben. Beide Sujets habe ich lange durchdacht, und sie sind mir so vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen diktieren wollte. Wie gesagt, wenn Genasts hier bleiben, so bin ich gar nicht sicher, daß ich euch nicht den Spaß mache. Aber ohne diese Aussicht ware dazu wenig Reiz; denn ein Stück auf dem Papiere ist gar nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will."

Der Plan Goethes blieb freilich unausgeführt,

doch bekundet er zur Genüge des Dichters Wertschätzung des Künstlerpaars, in dessen Hause sich die Beziehungen zur Bühne lebendig erhielten. Eine Tochter, Doris, nachmals mit Joachim Raff verheiratet, ging den ihr durch das elterliche Beispiel vorgezeichneten Weg. Der Sohn, Wilhelm, ergab sich neben der Jurisprudenz der dramatischen Dichtung. Emilie segnete der Genius der Musik.

Auch Eduard Genast hatte, von Eberwein in Weimar und Häser in Stuttgart ausgebildet, den Gesang derart gepflegt, daß er seine künstlerische Tätigkeit zwischen Oper und Schauspiel teilen konnte. In Dresden sang er unter Carl Maria von Webers Leitung unter anderem den Don Juan, auch den Kaspar im „Freischütz". Die Partie des Vampyr in der gleichnamigen Oper wurde von Marschner in Leipzig für ihn geschrieben. Er selber komponierte während seines Engagements an letzterem Orte eine daselbst auch aufgeführte Oper „Die Sonnenmänner", der er in Weimar noch eine andere beifällig aufgenommene: „Der Verräter in den Alpen" folgen ließ. In Weimar wurden ihm, während man ihm im Schauspiel Rollen wie Götz, Oranien, Antonio (im „Tasso"), Wallenstein, Dunois, Musikus Miller, König Philipp, Nathan und zwischendurch auch den Schuster im „Lumpazivagabundus" abforderte, Tenor-, Bariton- und Baßpartien im bunten Durcheinander aufgebürdet. Bald mußte er als Masanielio, bald als Fra Diavolo, bald als Figaro, Orest, Teil, Sarastro, Bertram (im „Robert der Teufel") sein Können bewähren.

Die von ihm vererbte und geschulte Anlage seiner

Tochter Emilie gelangte durch Liszt zu herrlicher Entfaltung. Er erzog in ihr eine ausgezeichnete Liedersängerin und zugleich eine wundervolle Interpretin seiner eigenen Lyrik. Zu deren Pflege empfing er durch sie reiche Anregung. Den neuen gleicherweise poetischen wie musikalischen Geist derselben erfaßte sie, die Urmusikalische, deren pianistische Bildung mit Leichtigkeit die schwierigsten Begleitungen beherrschte und sie in sicherem Gedächtnis stets frei zur Verfügung behielt, mit feinem Gemüt. Wohl waren zwei kostlichste Kleinodien dieser Gesänge: „Mignon“ und „Loreley“ schon vor der Berührung mit ihr entstanden. Viele, viele seiner Lieder aber entlockte sie Liszts Genius, so daß wir ihr den Dank dafür noch im Grabe schulden. Sagt er selber doch: „Sie tragen die meiste Schuld an meinem Liederstammeln.“

Ihre Stimme, ein weicher Mezzosopran, war nicht groß, doch von edler, sympathischer Klangfarbe; ihr Vortrag durch und durch beseelt, voll poetischen Zaubers. Wir haben von Sangesgrößen wie Maria Wilt, Amalie Joachim, Ernestine Schumann-Heink und vielen anderen Lisztsche Lieder singen hören. An Tiefe der Wirkung vermochten sie Emilie Genasts Wiedergabe in unserer Erinnerung nicht in Schatten zu stellen.

Bei einem Liszts Geburtstag feiernden Festspiel: „Des Meisters Bannerschaft“, das, von Gustav Steinacker gedichtet, auf der Altenburg 1857 zur Aufführung kam, legte man ihr die von Cornelius vertonten Worte auf die Lippen:

„Auf Liedesschwingen
Schwebt's hoch empor,
Wie Lerchenwirbel
Berührt's das Ohr.
Im Freudenjubel,
Im Liebesschmerz,
Hebt es die Seele
Stets himmelwärts.

Des hohen Meisters
Tiefinnig Lied,
Du gibst es wieder
Wie's Ihn durchglüht.
Heil in die Ferne
Tönst Du's hinaus,
Was Dir geweiht Er
Im Vaterhaus."

Sie war in Wahrheit, von vereinzelten Vorführungen der Lieder ihres großen Lehrers durch Caroline Unger-Sabatier und öfteren des Weimarer Hofopernsängers Franz Götze abgesehen, die erste, die dieselben propagandistisch verbreitete. Und ihr mutiges Vorgehen setzte sie, obgleich nach Liszts Ansicht zunächst „von den klassischen Einflüsterungen ihres Vaters nicht ganz unabhängig", lebenslang fort. Auf exponiertestem Boden, wie in dem im Februar 1859 von Liszt in Berlin geleiteten Orchesterkonzert, wo er seine kurz zuvor unter Bülows Direktion ausgezischte symphonische Dichtung „Die Ideale" zu erneuter Aufführung brachte, ersang sie neben Schubertschen Liedern seiner „Mignon" einen Sieg. Gleicherweise seiner „Loreley" bei der Leipziger Tonkünstlerversammlung im Juni desselben Jahres, die die Gründung des „Allgemeinen

Deutschen Musikvereins" unter Liszts Führung zur Folge hatte. Sie sang sie in Hans von Bülows Berliner, wie später in seinen Baseler Konzerten, in der von Hans von Bronsart in Leipzig geleiteten „Euterpe", die, diese wie jene, vorzugsweise die neue durch Liszt und Wagner repräsentierte Musikrichtung verbreiteten. Dafür zeichnete der Meister in ein Heft seiner Lieder für Emilie Genast die Worte ein: „Der liebenswürdigen und mutigen Vertreterin meiner abstrusen und schlecht zu rezensierenden Lyrik verehrungsvoll und dankbar F. Liszt. November 1859."

Auch um Wagners oder vielmehr Mathilde Wesendonks „Fünf Gedichte", denen Wagner ihre verklärende Tongestalt gab, machte sich die Weimarer Sängerin verdient. Sie kam, nachdem der Komponist jene eben druckfertig gemacht hatte, auf dessen Ruf am 30. Juli 1862 zu ihm nach Biebrich und fuhr nach Studium der Lieder mit ihm und Bülows zu seinem Verleger Schott nach Laubenheim, um sie diesem, von Bülow begleitet, vorzusingen. Der Eindruck war, zufolge des anwesenden Weisheimer Schilderung[1], „ein faszinierender; alle saßen wie gebannt." Wagners Zweck war erreicht. Der ob der sich verzögernden Vollendung des ersten „Meistersinger"-Aktes ungeduldig gewordene Verleger ließ sich durch das neue Verlagswerk sofort beschwichtigen.

Zu den Jüngern, die sich um Liszt scharten, zu

[1] „Erlebnisse mit Wagner, Liszt" usw. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1898.

Bülow, Raff, Cornelius, Lassen, Bronsart, Tausig und anderen unterhielt Emilie Genast rege Beziehungen. Sie verehrten später in ihr zugleich eine hoch erwünschte Vermittlerin ihrer Lieder und schmückten die Erstlingsblüten ihrer Muse freudig mit ihrem Namen. War sie doch jedem, dessen Werke sie zum Vortrag wählte — auch den älteren Meistern Schubert, Schumann, Franz — eine feinsinnige Ausdeuterin.

Ihr eigentliches Gebiet war das Lied, der Schauplatz ihres Wirkens mithin der Konzertsaal. Nur kurze Zeit versuchte sie es unter Eduard Devrient in Karlsruhe mit der Bühne. Weder ihre Stimme noch ihr Naturell fanden daselbst die entsprechende Resonanz. Erfolgreich aber dehnte sie ihre Tätigkeit auf das Oratorium, den Kirchengesang aus. Liszts 137. und 23. Psalm brachte sie als erste im Oktober 1859 in der Weimarer Stadtkirche zu Gehör. Auch die Titelpartie seiner „Heiligen Elisabeth", die sie auf seine Bitte in Basel, Weimar, Kassel und wohl auch anderwärts übernahm, gab sie vollendet wieder. Die feine Musikkennerin Frau von Mouchanoff urteilt in einem aus Weimar an ihre Tochter gerichteten Briefe vom 22. Juni 1871: „Frau Merian (Elisabeth) interpretiert die Werke dieses unvergleichlichen Genies mit einer Intelligenz, einer Gefühlstiefe, die sie meiner Meinung nach weit über alle offiziellen Gesangsvirtuosinnen emporheben."

Aus Emilie Genast war inzwischen Frau Dr. Merian geworden, und ihre Verheiratung im Juni 1863 mit einem Baseler hatte sie mehrere Jahre ihrer Heimat entrückt. Doch schon Ende März 1868 wurde sie

wieder Weimaranerin und sorgte dafür, daß auch Gatte und Kinder sich an der Stätte, an der ihre Seele hing, heimisch fühlten. Dr. Merian war es nicht vergönnt, in derselben tiefere Wurzel zu fassen, er ließ Emilie bereits im Mai 1873 als Witwe zurück. Ihr Vater war ihm schon im August 1866 vorangegangen. Damals hatte ihr Liszt sein Beileid in den Freundesworten bekundet:

„Vor einigen Monaten haben Sie an meiner Trauer teilgenommen, und heute schreibe ich Ihnen, um mich der Ihrigen zu vereinen. Ach, wir wissen es ja nur zu wohl: das Leben ist eine fortwährende Vorbereitungszeit für den Tod, eine harte, unerbittliche Gewöhnung an Trennungen. Nichts ist beständig außer Gott. Hoffen wir auf ihn in unseren Tränen, unserer Schwachheit und bitten wir ihn, daß er uns seinem heiligen Willen treu ergeben erhalte, damit er in seiner Barmherzigkeit endlich unsre ganze Seele erfülle!

Meine Freundschaft für Ihren Vater ist ein Vierteljahrhundert alt. Seit unserer ersten Begegnung in Weimar 1841 bewunderte ich in ihm die starke, üppige, immer vibrierende, mitteilsame Künstlernatur, die, tapfer und feurig, dem Erfolg gebietet und ihn zu steigern weiß. Etwas Erstaunliches gewiß in einer Karriere, die bei so viel Talentverschwendung an Anstrengungen und Aufregungen reich ist. Dem Idealen in der Kunst leidenschaftlich ergeben, verfolgte er es stets auch auf der Bühne, trotz des schweren Drucks der Theateratmosphäre. Ein ansehnlicher Teil des Guten, Lobens- und Nachahmenswerten, was auf dem Wei-

marer Theater geleistet worden ist, ist dem Verdienst und der Tätigkeit Ihres Vaters zuzuschreiben. Ich meinesteils werde die herzlichste und dankbarste Erinnerung an seine Mitarbeiterschaft in den Jahren (1848 bis 1854) bewahren, welche die kurze Periode der entscheidenden und europäischen Bedeutung der Oper in Weimar bezeichnen."

Ihr Haus gestaltete Frau Merian seit ihrer Rückkehr in die Vaterstadt zu einem Mitteipunkt anregender, insbesondere musikalischer Geselligkeit. Um die Sonne Liszt, die Weimar nach langem Fernbleiben seit 1869 alljährlich wieder aufging, bewegten sich da einheimische und fremde Künstler. Richard Wagner, Bülow, Tausig, Rubinstein, Lassen, Baron Loën, ja wen nicht alles konnte man da sehen! So vereinte sie gelegentlich der Beethovenfeier im Mai 1870 die hervorragendsten Festgäste in ihrem Salon zu einer Matinee. Hier hörten wir von Liszt und Hellmesberger Raffs vierte Violinsonate; die Frau des Hauses erfreute durch Raffsche Lieder, Saint-Saëns gab Variationen Beethovens und seinen Marsch aus den „Ruinen von Athen". Mit ihm gemeinsam krönte Liszt das Dargebotene durch seine „Festklänge". Und Pauline Viardot, Frau von Mouchanoff, Gräfin Schleinitz, Gräfin Dönhoff, Tausig, der im Theaterkonzert Beethovens *Es*-dur-Konzert spielte, Turgenjeff, die Schriftsteller Schuré, Dohm und viele andere bildeten die illustre Zuhörerschaft.

Den von allen gehegten und von Frau Merian ausgesprochenen Wunsch, daß der Meister zu Beethovens Ehren wieder einmal sein Wunderspiel öffentlich erklingen lasse, hatte er von Rom aus mit den

Worten abgelehnt: „Aufrichtig gesagt, bin ich viel zu alt, um öffentlich Klavier zu spielen. . . Die Virtuosität verlangt jugendliche frische Kräfte; glücklicherweise fehlt es nicht daran. Als Typus und Meister der zahllosen Beethoven-Propagatoren ist vor allen Bülow hoch zu verehren. Ihm zur Seite bewähren sich rühmlichst im Klaviervortrage Beethovens Tausig, Rubinstein, Saint-Saëns, Sgambati usw. Angelegentlich der Mondschein-, *Appassionata*- oder op. 106-Sonaten meinen jungen Freunden Konkurrenz zu bieten, steht mir nicht zu."

Erfreulicher lautete eine römische Botschaft vom Oktober 1871 an die Freundin. Darin las sie:

. . .„Mittlerweile erlaubte ich mir etwas drucken zu lassen, und bitte Sie, die Widmung der orchestrierten Schubertschen Lieder gnädig aufzunehmen. So wie an meinem ganzen Liederstammeln, tragen Sie auch die meiste Schuld an diesem Orchestergesumme. Verzeihen Sie gütigst meiner Ungeschicklichkeit, Ihrem lyrischen Genius, der mich fortdauernd innig anwandelt, nichts Würdigeres darzubieten."

Später, am 21. Juli 1875, sandte er ihr seine „Legende der heiligen Cäcilie" unter Begleitung der Zeilen:

„Die Schutzheilige der Musik, Cäcilia, bringt Ihnen heute meinen innigsten Dank für den begeistigten Gesang, womit Sie seit Jahren stets erfreuen und trösten Ihren ergebensten Bewunderer und Freund

F. Liszt."

Seines 50jährigen Künstlerjubiläums, das in Budapest in großartiger mehrtägiger Feier begangen worden war, gedachte Frau Merian, indem sie schrieb:

„Ich habe den Tag gefeiert auf meine Weise und es war mir ‚erschütternd und erhebend'[1] zu überdenken, was von den fünfzig Jahren mein gewesen ist! Ich kann Ihnen nie mit Worten dafür danken. Trotzdem bleibt die Erinnerung für mich das erschaffende Element meines Lebens, denn ich nenne mich mit ebensoviel Demut wie Stolz Ihre Schöpfung."

Versammelte der Meister Gäste aus der Nähe und Ferne um sich, so durfte Frau Merian nicht fehlen. Geistige Grazie und Feinheit gab der Unterhaltung mit ihr — mochte sie auch durch Schönheit nicht ausgezeichnet sein — stets einen aparten Reiz. Schon ihr Sprechorgan klang wie Musik. Als Liszt in seinen letzten Lebensjahren, zufolge des indiskreten Zudrangs Unberechtigter, die Fortführung der gewohnten allsonntägigen Matineen im eigenen Hause verleidet worden war, verlegte er diese häufig zu seiner Freundin Merian, und wie in der Hofgärtnerei stellte sich der Großherzog Carl Alexander dabei als dankbarer Zuhörer ein. Bei ihr zuerst hörten wir Alfred Reisenauers tonschönes Spiel, hörten wir Karl Scheidemantel, den sie für Stockhausens Unterricht vorbereitete. Darnach blieben wir im intimen Kreise zu fröhlicher Tafelrunde beisammen, und der Meister der Harmonie

[1] Zitat aus der „Heiligen Elisabeth": „Erschüttert steh ich und erhoben."

mischte voll Humor den Salat nach dem berühmten Rezept: „Öl wie ein Verschwender, Essig wie ein Geizigr, Salz wie ein Weiser und mischen wie ein Verrückter."

Waren uns die Augen damals gehalten, daß bei unseren häufigen Weimarer Besuchen kein Gedanke daran unsern Frohsinn trübte, wie bald solch glückliche Tage und Stunden für immer ein Ende haben würden? Wenige Jahre später war Frau Merian eine der wenigen, die den sterbenden Liszt in Bayreuth noch einmal sehen durften. —

Um Ausbildung jugendlicher Talente war die bevorzugte Frau mit Glück bemüht. Ihr Rat war begehrt, ihr Urteil respektiert. Sie nahm mit nicht minderem Glück auch vielfach die Feder zur Hand, um in der „Weimarischen Zeitung" über Opern oder Konzerte zu berichten. Denn mündlich wie schriftlich eignete ihr die Gabe der Rede. Indessen ein so breiter Raum der Kunst in ihrem Leben eingeräumt war, ihr Interessen- und Wirkungskreis war mit demselben nicht abgeschlossen. Er zog, wie sie selbst ihren ehelichen, mütterlichen und häuslichen Pflichten jederzeit gerecht zu werden wußte, auch das Gemeinnützige in sein Bereich. Der von ihr unter Protektion der Erbgroßherzogin Pauline 1877 gegründete Verein für weibliche Hausindustrie erfreute sich des zwiefachen Erfolgs, die Verbreitung eines geläuterten Geschmacks und die Erschließung einer Erwerbsquelle für ungezählte Frauen und Mädchen herbeigeführt zu haben.

Sechzehn Jahre nahezu deckte Liszt das Grab, als ihm zu Weimar ein Denkmal errichtet wurde.

Den Tag der Enthüllung — es war der 31. Mai 1902 — feierte Frau Merian in sinniger Weise. Sie veröffentlichte in einem Beiblatt zur „Weimarischen Zeitung", unter dem Titel „Franz Liszt in brieflichen Äußerungen", Auszüge aus seinen Briefen an die Fürstin Wittgenstein, Hans von Bülow und Wagner. Ihre denselben vorangestellten Worte mögen hier eine Stelle finden:

„Wie viel und wie viel Verdienstvolles ist über ihn geschrieben worden — und doch wird jeder, der das Glück hatte Liszt persönlich nahe getreten zu sein, an dem Bild, welches viele versucht haben der Nachwelt von diesem einzigartigen Menschen zu überliefern, Züge vermissen, welche ihm in Liszts Wesen ganz besonders teuer und lieb waren. Es erklärt sich dies leicht aus einer Eigenschaft Liszts, die in solchem Grade kaum ein anderer je besessen hat: aus der Fähigkeit, Menschen, die er seiner Teilnahme wert erachtete, zu verstehen und die eigene geniale Persönlichkeit harmonisch und wirkungsvoll auf sie hinzustimmen. Jeder hatte im Austausch mit Liszt das Gefühl von ihm verstanden zu sein, und nimmt man dazu seine begeisternde Künstlernatur, seine Weltgewandtheit und Lebensweisheit, seine edle Großherzigkeit, so begreift man den unwiderstehlichen Zauber, den er wie kein anderer auf die Menschen ausgeübt hat. Und will man die Wahrnehmung noch hinzufügen, daß die Frauen noch mehr als die Männer diesem Zauber hingegeben waren, so erklärt sich dies aus der schönsten Huldigung, die Liszt der Weiblichkeit dargebracht hat: er nahm die Frauen stets von der

besten Seite, so wie sie sein konnten, und wie manche hat er durch begeisternde Wirkung aufwärts geführt.

Mit Beweisen aus einzelnen Erlebnissen könnte jeder, der mit Liszt leben durfte, ganze Bücher anfüllen; dabei würde man aber staunend gewahr werden, wie wenig von Liszts innerem Leben zu tage getreten ist. Wir alle, denen er bis zum Lebensende die edelste freundschaftliche Treue bewahrt hat, müssen erkennen, welch kleinen Teil wir vom Leben seiner Seele gekannt haben bis zu dem Erscheinen seiner Briefe an die Fürstin Wittgenstein, und wenn mich schon vorher oft die Lust ergriffen hatte, aus Liszts Briefen an Wagner und andere eine Auswahl von Stellen auszuziehen, die der besten biographischen Schilderung gleichkommen würden, so erschließt sich auch mir mit dem Bekanntwerden dieser Briefe eine neue wunderbare Welt: Liszts Innenleben. — Ich kann nun dem Wunsche nicht widerstehen, zur Feier der Enthüllung seines Standbildes im Weimarer Park auch Enthüllungen seines Innern zusammenzustellen, in denen der Einzige zu uns spricht, der hierfür die Macht des Ausdrucks besitzt: Liszt selbst." —

Dem Guten und Schönen gehörte das Leben Emilie Merians, bis Alter und Kränklichkeit ihr geboten, sich mehr und mehr in sich selbst zurückzuziehen. Mit den Stimmen der Vergangenheit hielt sie nun Zwiesprache, und die Erinnerungen an das von ihr Erlebte leisteten ihr Gesellschaft. Liszt hatte sie einst aufgefordert diese aufzuzeichnen, und sie selber trug sich nach des Meisters Hingang, wie

sie uns sagte, mit dieser Absicht. Aber sie kam nicht dazu, sie zur Tat werden zu lassen. So hat sie denn, als sie am 5. März 1905 ihren letzten Atemzug tat, ihr reiches Erinnern mit sich hinübergenommen in das dunkle Land, aus dem keine Botschaft mehr zu uns dringt.

Agnes Street-Klindworth.

Im Jahre 1853 erfuhr der Schülerkreis Liszts eine interessante Erweiterung. Eine überaus graziöse und elegante junge Frau, deren zarte Schönheit durch Toiletten vom feinsten Pariser chic gehoben wurde, wie auch ihr Wesen französische Allüren zeigte, erschien in Weimar. Sie erbat und empfing Liszts Unterricht. Auf der Altenburg war sie gern gesehen, die Fürstin Wittgenstein schenkte ihr ihre besondere Gunst. Ein gewisses Dunkel, das sie umschleierte, gab ihr ein noch apparteres Relief und machte sie ihren Mitschülern um so anziehender. Sie nannte sich Madame Agnes Denis-Street, née de Klindworth und führte zwei kleine Söhne mit sich. Äußerst intelligent, liebenswürdig und comme il faut, umspann sie manchen der Weimarer Künstler mit Zauberfäden. Auch als sie im April 1855 Ilm-Athen verlassen hatte, blieb sie im Kreise der Lisztjünger lebendig und nahm, nachdem sie bereits im November 1855 des längeren nach Weimar zurückgekehrt war, auch am 22 Oktober 1857 an Aufführung des früher erwähnten Festspiels „Des Meisters Bannerschaft" auf der Altenburg teil. Man ließ sie daselbst die Worte sprechen:

„Die zarte Hand, die kunstbeflissen,
In kräft'gen Klängen sich ergeht,
Hat ihrer Heimat sich entrissen
Und Meisters Lehre still erfleht."

Mit Liszt wie mit Lassen, seinem späteren Nachfolger an der Spitze der Weimarer Hofkapelle, verband sie lebenslängliche Freundschaft. Ersterer, durch ihren scharfen Verstand und ihre Vertrautheit mit den Konstellationen der europäischen Politik gefesselt, unterhielt mit ihr einen sich über dreißig Jahre erstreckenden Briefwechsel, der zu den weitaus intimsten seiner schriftlichen Kundgebungen zählt. Denn Agnes Street ist die ungenannte Empfängerin der „Briefe Liszts an eine Freundin", die als dritter Band der Briefe des Meisters von uns herausgegeben wurden[1]. Auf ihren Wunsch blieb ihr Name unsrerseits nicht nur bei der Herausgabe, sondern auch allen Anfragen gegenüber verschwiegen. Nun er mittlerweile jedoch durch andere, insbesondere durch Glasenapp in seiner Wagner-Biographie bekannt und verbreitet worden ist, hierbt das Geheimnis durch uns nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Als Madame Street Weimar hinter sich zurückließ, plante sie, durch Klavierunterricht ihren und ihrer kleinen Söhne Lebensunterhalt zu erwerben. Liszt wies sie zu diesem Zweck an den Rat Madame Pleyels in Brüssel. Doch zog sie vor, sich bei diplomatischen Missionen wie bei Redaktion poli-

[1] Leipzig, Breitkopf & Härtel 1894.

tischer Zeitschriften am Beruf ihres Vaters zu beteiligen. Mit dem Vater macht Glasenapp uns folgendermaßen bekannt[1].

„Der aus Hannover gebürtige Staatsrat Klindworth war eine seltsame Ruine aus Metternichscher Zeit. Nach einem romanhaft abenteuerlichen Leben, während dessen er zwei Jahre Theaterdirektor, dann Advokat, dann in London politischer Flüchtling gewesen, hatte er in seiner Glanzperiode als Diplomat in Paris bis zum Jahre 1848 einen fürstlichen Haushalt geführt und fristete nun sein Leben von den Pensionen seiner Gönner Guizot, Metternich, Thiers, König Wilhelm von Württemberg usw. Leider stand dieser sonderbare Politiker mit all seinen ungewöhnlichen Gaben fast einzig nur im Dienste der schlechtesten Reaktion."

Nach seinem Tode führt Liszt in einem Briefe an die Tochter vom 12. Februar 1882 das Urteil „eines hochgestellten Staatsmannes" aus den fünfziger Jahren über ihn an: „Wer sich über irgend welche dunkle, verwickelte, bedenkliche diplomatische Frage der Vergangenheit oder Gegenwart unterrichten will, muß sich an Klindworth wenden."

Drei ungedruckte Briefe Liszts an Madame Street, die uns erst nach Veröffentlichung der „Briefe an eine Freundin" zu Handen kamen, sowie ein Brief von ihr an den Meister seien hier in deutscher Übertragung mitgeteilt:

---

[1] „R. Wagners Leben", Bd. III. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1899.

„Aachen[1], Hotel Nuellen.
Mittwoch, 22. Juli [1857].

Ich war ein paar Tage in Berlin. Das Aufgebot von Cosima und Hans erfolgte am letzten Sonntag, und im Laufe des August werde ich zu Ihrem Hochzeitstag wiederum nach Berlin kommen. Die Bestimmung des Tags wird von der Beendung meiner Kur abhängen. Ich hoffe binnen 14—18 Tagen wieder auf vollkommen gesunden Beinen zu stehen. Sollten Sie gegen Ende des Monats von Ihrer drängenden Arbeit frei sein, wie ich es zufolge Ihres Blankenbergher Plans vermute, so möchte ich Sie auffordern, sich in dem an Unterhaltungen wenig ergiebigen Aachen in meiner Gesellschaft etwas zu langweilen[2]. Ich gedenke meine Zeit hier so ruhig als möglich zu verbringen, indem ich allmorgendlich Quelle trinke und Tag für Tag in den Schwefel untertauche. Als Reisegefährten habe ich Grosse (den Ihnen von Weimar her bekannten, berühmten Possunisten) mitgenommen, der mich mit Morgen- und Abendständchen erfreuen kann und tagsüber von mir mit dazu verwendet wird, zwei oder drei Märsche zu instrumentieren, die bei den Vorstellungen am 3. September[3] als Zwischenaktsmusik dienen sollen. Es ist dies eine wenig ermüdende Arbeit, die mich aber doch zur Gnüge beschäftigt. Morgen werde ich in die „Rose“ übersiedeln, um aus dem Lärm dieses Hotels herauszukommen und mich der-

[1] Liszt brauchte die Kur daselbst.
[2] Eine Begegnung beider fand nicht statt.
[3] Die Feier des 100jährigen Geburtstags Carl Augusts.

art einzurichten, daß ich nur drei oder vier unvermeidliche Personen zu sehen brauche.

Bis zum 10. August werde ich mich sicherlich nicht von hier fort rühren dürfen. Schreiben Sie mir, ob Sie kommen können. Vielleicht bringen Sie Herrn Georges[1] mit, um ihn im Dome Karls des Großen herumzuführen, wo ich ihm gern die Honneurs machen werde.

Bleibt es bei meinen Plänen, so bin ich am 12. des nächsten Monats in Berlin und am 15., dem Namenstag der Prinzessin Marie, wieder in Weimar. Die Kranke[2] ist noch immer bettlägerig, doch hält die Besserung an. Ebenso bessert sich meine Krankheit mehr und mehr. . .

Als Lektüre habe ich den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe mitgenommen, in dem sich unter einer Menge ganz unbedeutender Briefe ausgezeichnete, für die mich persönlich betreffenden Verhältnisse sehr geeignete Dinge finden. So zum Beispiel: ‚Überhaupt sind alle Oppositionsmänner, die sich aufs Negieren legen und gern dem, was ist, etwas abrupfen möchten, wie jene Bewegungsleugner zu behandeln: man muß nur unablässig vor ihren Augen gelassen auf- und abgehen. . . Das Werk ist nirgends beschränkt als durch die rein ästhetische Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt es mit dem Unendlichen zusammen. Ich möchte es einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liegt.'

[1] Ältester Sohn von Madame Street.
[2] Fürstin Wittgenstein.

Hier ist auch noch eine Aphorisme von Schiller, die sehr nach meinem Geschmack ist: ‚Nach langem Hin- und Herschwenken kommt jedes Ding doch endlich in seine wagerechte Lage'."

Im nächsten Jahr schrieb Liszt aus Löwenberg, wo er wie oftmals der Gast des Fürsten Konstantin von Hohenzollern-Hechingen war, am 29. April an Madame Street:

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten werden, bin ich schon nach Weimar zurückgekehrt. Mit den grünenden Blättern will ich Sie da erwarten. Den morgenden Tag werde ich mit Cosette und ihrem Mann in Berlin zubringen, um diese Reise somit sanft und friedlich zu beschließen. Ich habe stets eine große Zärtlichkeit für Cosette gehabt und liebte Hans wie einen Sohn, noch bevor er daran dachte, sie zu heiraten. Ihre Haushaltung gedeiht aufs beste, und ich hoffe, daß auch die Stellung von Hans, die schon gegenwärtig eine ziemlich gute ist, sich mehr und mehr befestigen und verbessern werde. Er brachte soeben, auf Einladung des mir ein wahrhaft freundschaftliches Wohlwollen bewahrenden Fürsten, ein paar Tage hier mit mir zu. Am letzten Sonntag fand im Saal des Schlosses ein großes Konzert statt, dem mehr denn 500 Personen beiwohnten. Der Fürst hat seine ganze Kapelle von Hechingen beibehalten[1], ja sogar noch erweitert und dadurch aufgefrischt, daß er seinen alten Kapellmeister Täglichsbeck (einen hestherufenen Pedanten) durch Seifriz, einen Anhänger der neuen Richtung, er-

[1] Er hatte sein Fürstentum an Preußen abgetreten.

setzt hat. Man führte drei meiner symphonischen Dichtungen — Festklänge, Tasso und Préludes — auf, und Bülow spielte mein erstes Konzert bewundernswert. — Die Prinzessin von Preußen, die Hans in liebenswürdigster Weise zu protegieren scheint, lud ihn vorgestern zu einer Soiree ein; er hat kurz ehe er hierher kam bei ihr gespielt, und diese ernente Einladung ist ein sehr gutes Zeichen.

In einer auf meinem Tische liegenden englischen Ausgabe der ‚Nachfolge Christi' lese ich: ‚With two wings a man is lifted up above earthly things: that is with simplicity and purity. Simplicity must be in the intention, purity in the affection. Simplicity aims at God, purity takes hold of him and tastes him.' —

Schreiben Sie mir in einer Woche und sagen Sie, wann Sie zu kommen gedenken; oder einfacher noch, schreiben Sie der Fürstin, um sie von Ihrer Ankunft zu benachrichtigen."

Durch einen Brief Liszts wurden Madame Street und ihr Vater auch mit Wagner bekannt, als der Meister im März 1860 in Brüssel zwei Konzerte veranstaltete. „Ich war bei ihr und Papa Klindworth schnell ganz zu Hause", schreibt er an Liszt, „und danke diesen beiden Leuten die angenehmste Erinnerung. Der Alte hat mich mit seinem unglaublichen diplomatischen Anekdotenreichtum höchst ergötzlich unterhalten." Diesem selber aber schrieb Wagner am 31. März 1860: „Was Sie mir so schnell wurden, können Sie nur ermessen, wenn Sie meiner Versicherung glauben, daß ich von jeher ein elend

armes Leben führe. Das Unsympathische ist immer nur mit Schmerz in mein Leben getreten, um mit Kampf daraus zu scheiden." Und weiter: „Sonnenschein und milde Luft machen immer einen erträglichen Menschen aus mir ... und wie viel Sonnenschein bedürfte es jetzt. Denn wohl ist mir wahrlich bei meinen Pariser Aussichten nicht: ich habe keinen Glauben und keine Liebe zu der Sache. ... Daß ich von kulturhistorischer Wichtigkeit hier werden kann, reizt mich nicht, wir Künstler sind nun einmal so gemacht, daß wir wirken, ohne es zu wollen, und der Welt am meisten gehen, wo wir am wenigsten an sie denken, sondern nur unsere innere Not zu stillen suchen. ... Am liebsten wollte ich einen hellen Sonnenblick nach Deutschland, denn nur dort kann ich meine eigentliche Not stillen, und das ist und bleibt nun einmal für dies mein Leben einzig durch das Klarwerden meiner letzten Werke möglich[1]."

Vorübergehend stand auch Madame Street mit Wagner in Korrespondenz. Einen Brief von ihm lesen wir bei Glasenapp. Er gibt auf ihre Bitte um seine Photographie in drangvoller Zeit, am 22. Juni 1860 von Paris aus Antwort:

„Ich schreibe Ihnen wirklich nur, um Ihnen zu schreiben, daß ich Ihnen nicht schreiben kann. Und die Porträt-Karte habe ich auch noch nicht machen lassen. Gott weiß, wann ich dazu komme. Ich gehe

[1] Original, gleich dem des übernächsten Schreibens, aus dem Nachlaß des bekannten Autographensammlers Herrn Alfred Bovet. Siehe „Neue Zeitschrift für Musik", 19. Juni 1913.

nie aus, als in den allerwiderwärtigsten Geschäften, die einem Menschen auferlegt sein können, der weithin gelieht und hewundert ist, und nm deseen eigentliches Dasein aich kein Mensch kümmert. Ich komme nicht dazu, weder meiner Knnst mich zu widmen, noch irgend ihrer zu gedenken; nicht einen Ton zu hören, noch zu denken. Selbst um die Vorhereitung der hiesigen Aufführung des „Tannhäuser" kann ich mich nicht kümmern. Wie aus dem Tranm fahre ich auf, wenn ich irgend daran erinnart werde, wozu ich eigentlich geachaffen hin. Meine arme Fran vergeht vor Aufregung und Schlaflosigkeit: sie soll eine Badekur gahranchen; — anch dazu komme ich nicht, sie dorthin zn achicken. Nichts höre ich, nichts erfahre ich, als Gedankenlosigkeit, Stumpfheit, Fehlschlagen, Unterliegen, Ahgespanntsein, Achselzucken. Und wollen Sie auch wissen, was ich dann treihe? Ich sorge, laufe und versuche, um von Tag zu Tag einen Zustend hinzuhalten, der mir von Tag zu Tag immer nnerträglicher wird. So komme ich denn müde nnd zerschlagen nach Hause, nachdem ich diesen nicht getroffen, von jenem eine ahschlägige Antwort erhalten, um Berichte und Briefe vorzufinden, daß ich wieder anf diesen oder jenen nicht rechnen soll, daß es ellen sehr leid tut, alles mir ergehen ist, niemend eher helfen kann. Dann finde ich wohl einen Brief wie den ihrigen mit darunter: — wie glauben Sie wohl, daß mir zu Mnte ist, wenn ich in die Welt hlicke, der ich so viel sein könnte, nnd auf mich, dem einfach währenddem daa Dasein zur Unmöglichkeit gemacht wird? — Glauhen Sie

mir, die Bitterkeiten, die unser einer empfindet, weiß noch niemand zu ergründen; und daß der Welt nicht zu helfen ist in ihrer stupiden Blindheit, — dieser Welt, der jedesmal erst die Augen aufgehen, wenn ihr Schatz verloren ist, — das weiß ich: glauben Sie mir!" —

In einem anderen Brief an dieselbe Adressatin heißt es: „Am 25. d. M. wird wohl der Tannhäuser zur Aufführung kommen, ich rechne auf eine ungewöhnlich schöne Vorstellung. Dennoch erfüllt mich meine Zukunft mit Trauer; für meine neuen Werke ersehe ich nirgends in Deutschland noch den Geburtsherd. Ich habe sehr düstere Vorstellungen, und ich glaube immer, es wird bei mir einmal zu einem Entschluß der vollsten Resignation kommen."

Nach der „Tannhäuser"-Aufführung in Paris im März 1861 schreibt er sodann an Madame Street, die versucht hatte, ihm bei der Pariser Presse behilflich zu sein und namentlich ihn mit der Redaktion der „*Débats*" zu befreunden:

„Beruhigen Sie sich einigermaßen! In bezug auf mich lieben die Zeitungen immer nur das Nachteilige zu berichten. Sie gedenken nur der Kabale, nicht aber, daß ich siegte. Die erste Aufführung war eine Schlacht, in der ich aber das Feld behauptete, und sie könnte mir nur guten Mut machen, wenn ich — meines Tenoristen sicher wäre und das Ministerium für mich hätte. In dem Haß der Gräfin Walewska gegen die Fürstin Metternich liegt meine größte Gefahr. ... Das Tragische für mich liegt darin, daß meine gewagtesten Unternehmungen zugleich zur Beatreitung

der Mittel zu meinem Lebensunterhalt dienen sollen. Hierüber herrscht unter allen meinen Freunden, Protektoren und Bewunderern noch eine Blindheit, die mich mit verzweiflungsvoller Bitterkeit erfüllt."

Hören wir nun auch Madame Street in einem Schreiben an Liszt reden!

„Brüssel, den 20. Juli 1867.

Ihr letzter Brief traf mich in Wien im Augenblick meiner Abreise nach Paris. So konnte ich ihn nicht gleich von dort aus beantworten, wie ich gewünscht hätte. Nach meiner Rückkehr erkrankte mein Vater, ich selbst befand mich recht unwohl. Doch sind diese Nöten zum Glück vorüber, und ich benütze eine kurze Ruhezeit, um Ihnen für die mir gütig gegebenen Nachrichten zu danken und Ihnen solche von mir zukommen zu lassen. Mein Vater hat sich nach Marienbad begeben, wo er einen Monat lang die Kur brauchen will. Ich reise Mittwoch nach Paris, um meine Söhne abzuholen, die ihre Ferien bei mir verbringen sollen. Gegen den 10. August werden wir uns in Spa installieren, den September wollen wir in Ostende verweilen. Vom 1. Oktober an werde ich mich in Paris festsetzen und mich wahrscheinlich den ganzen Winter nicht von der Stelle rühren, obgleich ich bis auf weiteres mein Haus hier beibehalte. Die Kinder arbeiten gut. Georges macht bei Léonard und Damcke ersichtliche Fortschritte, und Charles hat es ermöglicht, sich am Schluß des Schuljahres auf die Ehrenliste gesetzt zu sehen.

Was unsere bescheidene Lage anbelangt, so ist sie, dank vieler Tätigkeit, Arbeit und der Anwesen-

heit Beuats[1], der ein großer Protektor meines Vaters ist, immer gut. Wir dürfen demnach zufrieden sein. Da haben Sie ein ungefähres Biid der Situation.

Lassen speiste vor acht Tagen bei uns. Er reist Sonntag nsch Psris und freut sich sehr, Sie in Eisenach wiederzusehen. Heute früh iss ich in den Zeitungen, daß Buiow in Paris erwartet wird. Der König von Bayern hat ihn zum Mitgiied der musikalischen Sektion der Jury ernannt. Vieiieicht habe icb das Vergnügen, ihn da zn sehen. in bezng suf Oiiivier befürchten Sie keine ihm unbequemen Liebenswürdigkeiten meinerseits; seien Sie meiner Diakretion versichert. Ich war zwaimai in Paris, ohne ihn meine Anwesenheit wissenzu lassen; weiß ich doch, wie überaus beschaftigt er ist, und möchte ihn um keinen Preis seiner ihm und anderen so kostbaren Zeit berauben. Ich habe nicht den mindesten Ansprnch darauf, irgendweichen Einfluß suf ihn auszuüben. Er ist sich der Lage vollkommen kiar bewußt. Der beste Beweis dafür ist seine ietzte Rede, die ein Meisterstück an Mäßigung und gesundem Menschenverstand, überhaupt eine gerechte Würdigung des gegenwärtigen Regimentes ist. Die personiiche Regierung — nehmen Sie es nicht übei! — geht beträchtlich herab. Die gesetzgebende Gewait gieicht einem Pferd, das dazu verdammt ist, einen Mühistein, der nichts zu mahien hat, im Kreise herumzudrehen. Sie hat wohi das

[1] Graf B., österreichischer Minister des Auswärtigen und Reichskanzler.

Recht etwas zu sagen; doch ihre Worte bleiben ohne Gesetzeskraft, denn sie richten sich an niemanden. Der Kaiser sitzt im Olymp, und die Kritik kann nicht bis zu ihm empordringen. Was Rouher[1] angeht, so ist er wie die Sterblichen der „Iliade“ von einem Gott beschützt. Sobald er in Gefahr kommt, steigt der Gott herab, hüllt ihn in eine Wolke und macht ihn den Menschen unerreichbar. Und dieser schändliche Wahnsinn, diese abscheuliche Katastrophe von Mexiko! . . Doch lassen Sie mich einhalten! Ich sehe die Dinge natürlich mit anderen Augen als Sie; darum fürchte ich, Sie durch Mitteilung von Anschauungen zu langweilen, die mit den Ihrigen so wenig übereinstimmen. Auch fehlt mir der Mut, diesen Zeilen meinen gewöhnlichen Tagesbericht beizufügen. Ich fürchte, Ihnen eine Ihnen mißfällige Lektüre aufzudrängen. Ist dies nicht der Fall, so sagen Sie mir ein Wort, und ich stehe wie immer zu Ihrer Verfügung. Anbei sende ich Ihnen einige Nachrichten über den armen Kaiser Maximilian, die Sie vielleicht interessieren. . .

Haben Sie einen Augenblick der Muße, so vergessen Sie mich, bitte, nicht und lassen Sie Ihre Briefe an die gewohnte Adresse gehen. Ich werde dafür sorgen, daß sie mir nachgesandt werden.

Unwandelbar Ihre

Agnes Street de Klindworth.

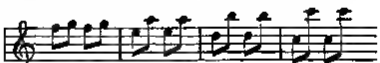
P. S. Während meines letzten Pariser Aufenthaltes habe ich Berlioz gesehen. Der Arme ist zu bemitleiden. Er ist eine wandelnde Leiche.“

[1] Minister Napoleons III.

Noch liegt nns ein weiterer unveröffentlichter Brief Llazta an Madame Street vom September 1879 vor:

„Liebe wohlwollende Freundin!

Verzeihan Sie mir freundlich die allzu lange Briefpause. Ich bin immer mehr geatört als beachäftigt und meine Zeit geht dahin. Im vergangenen Sommer nötigten mich verschiedene musikalische Aufführnngen zu hänfigen Orteveränderungen. In Frankfurt sah ich nnaern Freund Raff wieder, der jetzt als Direktor dee neuen, durch ein Vermächtnis Hocha gegründeten Konservatorinme vortrefflich situiert ist. Frau Schumann, Stockhausen und einige jüngere Berühmthelten sind els Lehrer an der von Raff melsterlich geleiteten Anstalt tätig. Kennen Sie Raffs „Waldsymphonie"? Ich empfehle sie Ihnen als eins selner bestgelungenen wertvollaten Werke. Was aber neue Musik betrifft, so ist ein wahres Meisterwerk, ernst und unterhaltend zugleich, in Peteraburg erschlenen. Es kann drei- oder vierhändig gespielt werden, der rechtsseitige Planist hat unansgesetzt nur die acht Noten



nach dem Motiv ticktack zu wiederholen. Komponisten von hohem Range: Borodin, Cui, Lladow und Rimsky haben 24 Variationen nnd 14 kleine Stücke (Walzer, Galopp, Polka, Mennet, Gigue, Fuge, Berceuse, Trauer- und Siegesmärsche usw.) voll Wissen, Geschmeck, Einbildungskraft nnd Anmut

geschaffen. Es ist ein kleines Wunder, ich bin darein vernarrt und mache mir ein Vergnügen daraus, es zu verbreiten. Der Klavierspieler braucht nicht einmal die Noten zu kennen. Der Schah von Persien, oder irgendwelche Prinzen oder Prinzessinnen, die von Musik nichts wissen, sind imstande, das unveränderliche Motiv mittelst eines Fingers mit jeder Hand, oder auch eines einzigen gelenkigen Fingers ganz gut zu spielen. Ich habe diese Erfahrung an Partnern gemacht, die noch nie zuvor ein Klavier angerührt hatten. Minder leicht ist die Aufgabe des linksseitigen Spielers.

Nach zwei Wochen intimsten Zusammenseins in Bayreuth, bin ich am 4. September in Rom eingetroffen. Wie gewohnt, werde ich mehrere Monate in der Villa d'Este bleiben, wo der Kardinal Hohenlohe mir seit vielen Jahren gütig mehr als Gastfreundschaft gewährt. Nächsten Sonntag wird mich Seine Eminenz beim Kapitel von Albano, das mir die Ehre erwiesen hat, mich zum Domherrn zu ernennen, unter seinen Schutz nehmen.

Die Erfolge und Fortschritte Ihrer Söhne erfreuen mich. Rufen Sie mich wärmstens in ihre Erinnerung zurück und bezeugen Sie ihrem Großvater die alte herzliche Bewunderung Ihres ergebenen Dieners

F. Liszt."

In Paris, wo Madame Street seit langen Jahren ihren Wohnsitz hatte, ist sie im Dezember 1896 verstorben. Ihr ältester Sohn Georges, seines Zeichens Musiker und musikalischer Kritiker des „*Matin*", von dem eine einaktige Oper „*Fidès*" im

Februar 1894 erfolgreich über die Bretter der *Opéra Comique* gegangen war, folgte der Mutter, mit der er sein Leben vereint hatte, wenige Monate später in den Tod. Das Schicksal seines jüngeren, in Paris zurückgebliebenen Bruders Charles ist uns unbekannt.

Jessie Hillebrand

Jessie Hillebrand-Laussot.

Unter den ungezählten Künstlern und Kunstfreunden, die in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts nach Weimar pilgerten, um sich mit eigenen Augen und Ohren von den musikalischen Wundertaten, die Liszt daselbst verrichtete, zu überzeugen und zu dem weltberühmten Musenhofe der Altenburg Zutritt zu erlangen, stellte sich im September 1854 auch Frau Jessie Laussot geb. Taylor mit ihrer Mutter ein. Sie empfing, wie Hans von Bülow seinem Meister brieflich vermeldet, in einer seiner sonntägigen Matineen „unverwischbare Eindrücke."

Eine Tochter Albions, mit einem vermögenden Weinhändler, Eugène Laussot, in Bordeaux vermählt, hatten sie und ihr Gatte sich Richard Wagner — dessen Opern Frau Jessie in Dresden kennen gelernt — in dem notvollen Jahr 1850 durch eine Einladung in ihr Haus zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gastfreundlich und weiter auch hilfreich erwiesen. Die geistige Erkrankung ihres Mannes, von der er erst nach Jahrzehnten Erlösung finden sollte, aber führte ihre Trennung von ihm herbei und veranlaßte die tatkräftige Frau, mit ihrer Mutter nach Dresden überzusiedeln, um sich dort der Ausbildung einer jungen Engländerin zu widmen. Von

früher her war ihr die Kunststadt an der Elbe vertraut. Schon 1842 hatte sie daselbst, gleichzeitig mit Hans von Bülow, bei Fräulein Schmiedel ihre ersten Klavierstudien betrieben und mit ihrem Mitschüler lebenslange Freundschaft geschlossen.

Später zog sie nach Stuttgart und verpflanzte endlich ihr trauliches Heim von da nach Florenz, woselbst unzählige Deutsche, durchreisende wie ansässige, sich ihrer Gastfreiheit erfreuen durften. Dort gründete sie zu Anfang der sechziger Jahre einen Musikverein, „*Società Cherubini*“ genannt, der in Pflege des Chorgesangs seine Hauptaufgabe erblickte und dessen Leitung sie, als vortreffliche Klavierspielerin und Dirigentin, in eigener Person übernahm. Daneben auch um Einführung guter Kammermusik erfolgreich bemüht, bot sie den ihr entgegentretenden Hindernissen — selbst dem über sie verhängten Leiden der Schwerhörigkeit, das sich zum Glück nicht auf die Musik erstreckte — mutig Trotz und erwarb sich hohe Verdienste um Hebung des künstlerischen Geschmacks und Verbreitung deutscher Musik in der Arnostadt. Tapfer trat sie vornehmlich für Liszts dazumal von allen Seiten angefeindete Werke ein, so sehr der Meister selber ihr, deren „vornehmen Charakter und aufs edelste ausgebildeten Geist“ er in einem Brief an die Fürstin Wittgenstein hervorhebt, die Aufführung widerriet.

„Unter Ihren zahlreichen und seltenen Vorzügen bewundere ich besonders die Tapferkeit Ihrer musikalischen Sympathien“, schrieb er ihr am 6. März 1865 aus Rom. „Doch muß ich mir Skrupel machen, Sie so harten Proben auszusetzen, und da ich aus

Erfahrung weiß, welch geringer Geneigtheit meine Werke begegnen, habe ich mir in bezug auf sie eine Art systematischer Unbekümmertheit und resignierter Passivität angewöhnen müssen. Auch während der Zeit meiner amtlichen Tätigkeit in Deutschland habe ich mir's zur Regel gemacht, niemanden, wer es auch sei, um Aufführung eines meiner Werke zu ersuchen; vielmehr habe ich verschiedenen, die mir derlei Absichten kundgaben, direkt davon abgeraten — und gedenke dies auch weiterhin zu tun. Darin liegt meines Erachtens weder Bescheidenheit noch Hochmut. Ich halte mich einfach an die Tatsache, daß „Monsieur Litz" wohl überall willkommen ist, wenn er sich am Klavier zeigt — zumal seit er aus dem Gegenteil Profession macht, — daß man ihm aber nicht erlauben will, auf seine eigene Art zu denken und zu schreiben ... Man mag vielleicht Recht haben — doch wäre es zuviel verlangt, meine eigene Verurteilung zu unterschreiben. Mich reizt im Gegenteil der Widerspruch, und ich bin entschlossen, meinen Weg ohne irgendwelche Illusionen und Annehmlichkeiten bis ans Ende weiter zu verfolgen. Nur dünkt es mich bisweilen, als ob Champforts kluges Wort: ‚Die Berühmtheit ist die Strafe des Talentes und die Züchtigung des Verdienstes' auch auf mich einige Anwendung leide."

Am 13. Januar 1868 heißt es wieder in einem römischen Briefe des Meisters: „Ich will mich nicht in Klagen über die Schwierigkeiten und Widersprüche ergehen, denen Ihr künstlerischer Eifer begegnet. Es ist nun eben der Welt Lauf, daß die Ausübung des Guten, das Streben nach dem Höheren keinem

leicht gemacht werden, in künstlerischen Dingen, die doch die harmlosesten von allen scheinen, ebensowenig als in anderen. Um zum Ziele zu gelangen, muß man zu dulden und auszuharren verstehen. Das beste Mittel gegen die Vorurteile, Bosheiten und Ungerechtigkeiten anderer ist, sich nicht um sie zu kümmern. Manche Leute suchen, wie es scheint, ihr Vergnügen da, wo wir es nicht zu finden vermögen. Sei es drum! wenn nur das unsere aus edlerer Quelle fließt. Wie aber dürften wir uns über die Hindernisse beklagen, denen unser bestes Wollen begegnet? Haben die Größten und Ruhmreichsten im Dienste der Kunst nicht noch viel mehr als wir leiden müssen? Wohl weiß ich, daß dies nur ein trauriger Trost ist, aber er bestärkt uns wenigstens in dem Bewußtsein, daß wir auf dem rechten Wege sind."

Seiner treuen Propagandistin widmete Liszt im Herbst 1869 ein „Ave Maria", das er für ihren Gesangverein geschrieben hatte. Ganz besonders beglückte es sie, als er ihr den durch eine ihr befreundete Bildhauerin genommenen Gipsabguß seiner „lieben Orpheushand" sandte. „Mein Kleinod", schrieb sie ihm am 30. Oktober 1874, „soll wie noch kein Juwel verwahrt werden ... Es gibt Himmelsgaben, die man fromm und dankbar hinnehmen muß, ohne zu genau prüfen zu wollen, wie man dazu gekommen ist und inwiefern man sie verdient."

Nicht minder hoch als Liszt hielt Hans von Bülow „die vortreffliche Frau und virtuose Freundin" in Ehren. Bei ihr suchte er Zuflucht, als er, in den Grundfesten seiner inneren und äußeren Existenz

erschüttert, 1869 dem deutschen Vaterland den Rücken wandte. Ihr auch galt sein dankbarer Herzenserguß an seinem Geburtstag, dem 8. Januar 1870: „Was wäre ich heute ohne Sie, ohne Ihre Freundschaft? Meine ganze Musikzukunft ruht bei dem Cherub, der die Società Cherubini geschaffen hat. Einzig und allein Sie haben mir wieder Freude und Lust an der Tonwelt eingeflößt, die mir durch Ihre Vermischung mit der Thonwelt in der jüngsten Vergangenheit verleidet worden war. Möge der Himmel mir die Freundin erhalten, deren hoher Charakter, deren tiefer Geist, deren edles Herz keiner mehr als ich zu begreifen und zu würdigen vermag, und die Eindrücke ihres Wesens in all ihrer versöhnenden und erquickenden Macht auf meine Trümmerexistenz wirken lassen! Das ist der Wunsch, mit dem ich den dritten Akt meiner Lehenskomödie beginne, an einem finalen „succès d'estime“ — dank Ihnen — noch nicht verzweifelnd[1].“

Gewiß ist, daß ohne Frau Laussots mühsam vorbereitende musikbildnerische Arbeit Bülow in Florenz nicht den Boden für eine ihn befriedigende Tätigkeit gefunden haben würde. In Musik getaucht schien die Seele dieser Frau, von der ihr englischer Landsmann Walter Bache, einer der treuesten und selbstlosesten Schüler Liszts, sagte, er habe nie eine Frau gekannt, die wie sie „so durch und durch Musiker gewesen sei[2].“ War aber war berechtigter

[1] „H. v. Bülows Briefe, herausgegeben von Marie v. Bülow“, Bd. IV. Nr. 154. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900.

[2] Constance Bache, „Brother Musicians“, London 1901.

zu solchem Urteil als er, der gleich Sgambati und Buonamici — zwei der hervorragendsten Tonkünstler Italiens — in ihr seine künstlerische Beraterin und mütterliche Freundin verehrte, die seine Laufbahn in die rechten Wege geleitet, ihn Liszt und Bülow zugeführt hatte? Ein erstaunlicher Scharfblick für die Art und Stärke der Begabung jugendlicher Musiker befähigte sie vorzugsweise zur Rolle einer Beraterin, und ihr gütiges Herz ließ es nicht an der Menschenliebe und edlen Ausdauer fehlen, die zur Durchführung dieser Rolle vonnöten sind.

Gleichwohl erblickte Isolde Kurz[1], die zu ihrem Florentiner Freundeskreis zählte, in ihr „keine künstlerische Natur." Sie sei, sagt sie, „eher vom Schlage der politischen Frauen gewesen. Ihr Drang war ins Breite zu wirken, vielen viel zu sein. Ihr war es selbstverständlich, daß ihr Leben nicht ihr allein, noch ihrem nächsten Kreis gehören durfte; jeder in Not Befindliche oder der Förderung Bedürftige, jeder Betrübte, Einsame oder Freudlose hatte ein natürliches Anrecht an sie ... Sie war eine Meisterin des Lebens, die jede Stunde wertvoll und fruchtbringend zu gestalten wußte. Durch und durch Engländerin, aber allen Deutsche am Herzen hegend, von männlicher Sehweite und großem Weltblick und Weltverstand, der sich nach Männerart mehr mit den Dingen als mit den Menschen beschäftigte. Sie übersetzte Schopenhauers ‚Vierfache Wurzel' ins Englische — der fast unübersteiglichen Hindernisse dieser Aufgabe Herr werdend."

[1] „Adolf Hildebrand zu seinem 60. Geburtstag." Deutsche Rundschau. 1. Okt. 1907.

Seit dem Sommer 1879 durch den Tod Monsieur Laussots wieder in Besitz ihrer Freiheit gesetzt, hatte seine Witwe sich mit dem ausgezeichneten Historiker und Kulturhistoriker Karl Hillebrand zu einer zweiten überaus glücklichen Ehe verbunden. Er war ein Mann von tiefem Wissen und universeller Bildung, eine erlesene, schon durch äußere Schönheit anziehende Natur, die mit der feinen Anmut des Geistes und Wesens seiner Frau harmonisch zusammenstimmte. Im Jahre 1829 in Gießen als Sohn eines angesehenen Literarhistorikers geboren, hatte er sich 1849 beim badischen Aufstand beteiligt und mußte seine Freiheitsgelüste als Gefangener in Rastatt büßen. Mit einem Genossen seiner Haft aber fand er Mittel und Wege zu entkommen, und zwar mit Hilfe seiner Schwester Mary, die die Flucht geplant und vorbereitet hatte, sowie unter persönlicher Lebensgefahr überwachte.

Unter dem Schutz einer dunklen Nacht gelang es ihnen, von den nahen Schildwachen ungesehen, Mauern und Palisaden zu erklimmen, Gräben zu durchschwimmen, durch Kloaken hindurchzukriechen und zuletzt schwimmend die Finten des Rheins zu durchqueren, bis eine Fähre sie glücklich ans französische Ufer brachte. Die ihnen von den deutschen Landsleuten nachgesandten Kugeln konnten die Flüchtlinge nicht mehr erreichen. Hillebrand blieb in Frankreich, zunächst in Paris, sodann 1863—1870 in Douai als Professor lehrend. Der deutsch-französische Krieg veranlaßte ihn, sich ein neues Heim zu suchen. Es bot sich ihm in Florenz in dem Hause am Lung'arno, wo seine Freundin Frau

Lausot mit ihrer alten Mutter wohnte, bis sie sich endlich zu einer Familie zusammenschlossen. Als Korrespondent des „*Journal des Débats*“ und der „*Times*“ tätig, vollendete er daneben sein berühmtes, siebenbändiges Werk: „Zeiten, Völker und Menschen“ und gab das Sammelwerk „Italia“ heraus. Ein kleines anspruchsloses Büchlein: „Briefe eines ästhetischen Ketzers“ trat, ohne den Namen seines Verfassers zu nennen, in die Welt. Frau Hillebrand sandte es uns einst mit den Worten: „Ich habe die Ketzerbriefe stets für eine Perle gehalten und liebe sie vielleicht noch mehr als die Essays. Das kleine Buch (multum in parvo) ist ein gutes Vademecum. Der Künstler, dessen er erwähnt, ohne ihn zu nennen, ist Adolf Hildebrand, sein intimer Freund, dessen Ruhm täglich wächst in seinem Vaterlande.“

Liszt, der auf seinen alljährlichen Reisen von Rom nach Dentschland und Ungarn nie versäumte, bei den Florentiner Freunden einzukehren, schätzte den bedeutenden Gelehrten hoch und war früher bemüht gewesen, ihn wenigstens zeitweilig dem Weimarer Hofe zu gewinnen.

Das späte Eheglück, das Hillebrand und seiner Gattin bestimmt war, sollte nur von kurzer Dauer sein. Am 18. Oktober 1884 erlag er in Florenz einer schleichenden Krankheit.

Seiner Gattin schien der geliebte Mann nicht gestorben. Mit der ihr eigenen wunderbaren Selbstbeherrschung lebte sie weiter, als ob er noch gegenwärtig wäre. Ihr Empfangssalon barg in einem von Hildebrand gefertigten schönen Kästchen seine Asche. So fühlte sie ihn gleichsam beständig neben sich.

Zwei Jahre nach ihrem Gatten verlor die Zurückbleibende in Liszt, wiederum acht Jahre später in Bülow ihre bewährtesten Freunde.

„Ich bin Ihnen besonderen Dank schuldig für die Sorge, die Sie um Liszt tragen", schrieb sie der Verfasserin, mit der sie mehr denn dreißig Jahre in Verbindung stand, im August 1903 vom Rigi aus, wo sie sich von schwerer Krankheit allmählich erholt hatte. „Dieser Seltene, Herrliche fehlt mir noch immer und täglich mehr, zumal wo es sich um Weite des Blicks und Wärme des Herzens handelt. Schon das Bewußtsein, daß er existierte, war eine Wohltat. Und doch ist der schöne, großartige Mensch noch weit davon entfernt, sowohl als Künstler wie als Mensch nach Verdienst anerkannt zu werden. Darum bin ich allen dankbar, die helfen, ihm die gebührende Gerechtigkeit zu verschaffen. Darunter stehen Sie voran." —

Von vielen betrauert, ist die edle Frau nach kurzer Krankheit, im Alter von 78 Jahren, am 8. Mai 1905 in Florenz friedlich entschlummert.

Sofie Menter.

Als „sein einziges legitimes Klavierkind" hat Liszt Sofie Menter bezeichnet. Sie behauptete dauernd diese ihre auserwählte Stellung an der Spitze der vielen, die der Lehre des Unerreichten Ruhm und Ehren danken. Nicht das Geringste zu tun hatte sie jemals mit denen, deren Mißbrauch der Güte des Meisters es, zufolge ihres Leistens oder Gebahrens, dahin brachte, daß der Titel „einer „Lisztschülerin" nicht immer als zweifellose Empfehlung angesehen werden konnte. Nicht mit jenen Unbedeutenden, Unberechtigten, die mit dem Kreis der hier dargestellten edlen Gestalten nichts gemein haben, auch hat sich dies Buch zu beschäftigen. Es ist bekannt, welch unerfreuliche, ebenso bespöttelte als bedauerte Auswüchse der Liszt-Enthusiasmus auch unter ihnen zeitigte. So suchte eine Schülerin, in dem Wahn, den schon das Abbékleid tragenden Künstler „beglücken zu müssen", durch Zusendung ihn kompromittierender Telegramme zum Ziele zu gelangen. Liszt mußte beim Telegraphenamt einschreiten, um dem Unfug zu steuern. Eine andere, die exzentrische Kosakin Olga Janina, drang in Budapest mit dem Revolver in sein Zimmer ein, machte in seiner Gegenwart einen Selbstvergiftungs-

Sofie Meaton

Mit gütiger Erlaubnis des Kunstverlages Jos. Paul Böhm in München

versuch nnd führte schließlich durch Veröffentlichung zweier garstiger Bücher einen öffentlichen Skandal harbei.

Nicht im engeren Sinne übrigens war Sofie Menter — die „göttliche Sofie“, wie sie ein hervorragender Schriftsteller im Gegensatz zur „teuflischen Janina“ genannt hat — Liszts Schülerin. Der schon fertigen Künstlerin erst trat er nahe; ihrer letzten, höchsten Entwicklung aber hat ar die Weihen gegeben. Auf keinen von allen, die je zu den Füßen des Großen saßen, ist so viel vom Zauber seines Spiels übergegangen wie auf Sofie Menter, in der man „das Hauptstück der Hinterlassenschaft des Pianisten Liszt“[1] erkannt hat.

Die ausgezeichnete Künstlerin entstammte einem musikalischen Hause[2]. Der Vater, Josef Menter, war ein berühmter Violoncellist, der zuerst der Hechinger, dann der Münchner Hofkapelle angehört und sich auch auf Konzertreisen weithin bekannt gemacht hatte. Der gesanglich begabten Mutter, die als Mädchen in den Hechingenschen Hof- und Kirchenkonzerten häufig mitwirkte, wollte der kunstsinnige Fürst von Hohenzollern eine künstlerische Ausbildung geben lassen, hätte sie nicht ein stilles häusliches Leben der Theaterkarriere vorgezogen. Von neun ihr gegebenen Kindern verlor sie sieben; doch durften zwei ältere Schwestern noch die ersten musikalischen Schritte der am

[1] „Neue Freie Presse“, Dezember 1897.

[2] Vgl. La Mara, „Musikalische Studienköpfe“. Bd. V, 3. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1902. Hier namentlich durch neuere Mitteilungen von Frau Menter ergänzt.

29. Juli 1846 geborenen Sofie leiten. Eine jüngere Schwester Eugenie eiferte Sofie im Klavierspiel nach, entsagte aber nach ihrer Verheiratung der mit Glück betretenen öffentlichen Laufbahn.

Bis zu ihrem siebenten Jahre überließ Josef Menter seine kleine Sofie, die vierjährig schon alle Melodien, die sie hörte, nachspielte, der Führung ihrer Schwestern; dann wurden diese durch Siegmund Lebert, den nachmaligen bekannten Stuttgarter Musikpädagogen, abgelöst. Nur allzu rasch mußte jedoch der Unterricht bei ihm abgebrochen werden. Eine schwere Erkrankung Josef Menters forderte einen Aufenthalt im Süden, und die Seinen begleiteten ihn. Liebevoll beobachtete der Kranke die fleißigen Übungen seines talentvollen Kindes und bat seine Gattin: „Gelt Frau, auf's Soferl gibst acht, in dem Kind steckt 'was!" Sein Vorgefühl trog ihn nicht, es zeigte sich auch in seinem Liebling lebendig; wenigstens gelobte nach seinem Tode das noch nicht zehnjährige Soferl „recht fleißig zu sein, denn sie wolle eine große Klavierspielerin werden."

Systematische Studien auf der Münchner Musikschule, zuerst bei Leonhard und Rheinberger, sodann bei Niest und Hans von Bülow, förderten sie nun so geschwind, daß sie sich mit fünfzehn Jahren in einem Konzert der musikalischen Akademie mit Webers Konzertstück vor die Öffentlichkeit getrauen und, durch rauschenden Beifall ermutigt, noch im selben Jahre, unter ehrender Beteiligung Lachners als Orchesterführer, im großen Saale des Odeons ein eignes Konzert wagen durfte.

Das Glück war ihrer Künstlerschaft und ihrer

überaus reizvollen Erscheinung hold. Es folgte ihr auf jeder ihrer Kunstfahrten, die sie in Begleitung ihrer fürsorglichen Mutter unternahm. In Leipzig geschah das Unerhörte, daß sie im Gewandhaus am 10. Januar 1867 mit einer der damals verfehmten Kompositionen Liszts, nämlich *„Sankt Franziskus über die Wogen schreitend“*, einen weithin schallenden Sieg errang.

Liszt war seit ihrer Kindheit ihr höchstes Ideal. Ein von Kriehuber gezeichnetes Porträt, das ihn am Klavier zeigte, hypnotisierte sie völlig. Es bielt ihren Blick gebannt. Wie Senta das Bild des fliegenden Holländers, mußte sie es anschauen, immer und immer wieder. Liszts Kompositionen spielte sie mit Leidenschaft. Was hätte sie darum gegeben, ihn selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Da hört sie eines Tages durch eine ihr befreundete Schülerin Rubinsteins, Liszt sei in München angekommen. Trotz aller Schüchternheit, die ihr, dem jungen Kind, noch anhaftet, faßt sie sich ein Herz. Sie geht zu ihm. Da sie ihn nicht anwesend findet, versucht sie's noch einmal. Nun steht sie vor ihm, und er empfängt sie mit der nur ihm eigenen Liebenswürdigkeit und Güte. Vorspielen aber kann sie ihm leider nichts — in seinem Zimmer steht, da er diesmal nur flüchtig verweilt und andern Tags München schon wieder verläßt, kein Klavier. „Nun denn das nächstemal!“ tröstet er sie.

Das war, ehe sie nach Leipzig kam und die „scheußliche Wogen-Legende“ — wie Bernsdorf, der zukunftsfeindliche Kritiker der *„Signale“*, das

Franziskusstück betitelte — spielte. Fürwahr eine kühne, Aufsehen erregende Tat des jungen Mädchens, das erst am Beginn seiner Laufbahn stand! Ein fester künstlerischer Charakter mit sehr entschiedenen Grundsätzen, ging sie von Haus aus ihre eigenen Wege. Die Rücksicht auf Effekt und Erfolg, auf ihren eigenen Vorteil bestimmte sie nie. Nur was ihr selber interessant und sympathisch war, was ihr wertvoll deuchte, spielte sie. Und was der Tyrann, Publikum genannt, so leicht keinem gestattet, das gestattete er der gleicherweise genialen als liebreizenden Künstlerin — sie durfte spielen, was sie wollte, ihr forderte man keine programmatischen Zugeständnisse ab.

Abmahnungen seitens ihrer Kunstgenossen und zumal der Konzertdirektionen wurden freilich noch mannigfach laut gegenüber der Liszt-Begeisterten. Als sie in München Liszts *Es-dur*-Konzert auf ihr Programm setzte, widerriet ihr Konzertmeister Walter ernstlich, „das garstige Konzert" zu spielen. Sie blieb trotzdem dabei, und Bülow dirigierte es. Dieser selbst hatte durch dessen Vortrag zehn Jahre früher den Neuerungsfeinden in Berlin, Leipzig und anderwärts ein Ärgernis bereitet, und der Komponist legte demzufolge dem Hauptthema seines glänzenden Werkes im Scherz die Worte unter: „Das versteht ihr alle nicht!" Auch in Wien wollte man nichts von dem Konzert „mit dem Triangel" hören. Man war dazumal empfindlicher als heute. Hammer und Herdenglocken waren noch nicht unter die Orchesterinstrumente aufgenommen.

Inzwischen hatte Sofie Menter, in Berlin konzer-

tierend, Tausig kennen gelernt. Von seiner phänomenalen Virtuosität empfing sie einen so überwältigenden Eindruck, daß sie ihren weiteren Reisen und Erfolgen für nahezu zwei Jahre Einschränkung gebot, um unter dieses Außerordentlichen Leitung erneuten angestrengtesten Studien — oft zehn- bis zwölfstündigen täglich — obzuliegen. Noch während derselben hatte der Fürst von Hohenzollern-Hechingen, zu dem schon ihre Eltern und ihr Großvater in Beziehungen gestanden hatten und bei dem sie selbst auch auf seinem Ruhesitz Löwenberg in Schlesien den Winter 1868—69 verweilte, sie zu seiner Hofpianistin ernannt.

Am 31. Januar 1869 führte sie sich in Wien in einem Konzert der „Gesellschaft der Musikfreunde" mit dem verpönten Lisztschen Konzerte ein. Sie verhalf ihm und sich zu einem großartigen Triumph und erspielte sich als „ein weiblicher Liszt" die Herzen der ihr seitdem treu anhänglich verbliebenen Wiener.

Ende März kam der Meister zur Aufführung seiner „Heiligen Elisabeth" nach der Kaiserstadt. Er hörte von Sofiens tapferer Tat und besuchte sie, um ihr zu danken. Dabei lud er sich für den Abend des folgenden Tages bei ihr ein und forderte sie auf, sein für zwei Klaviere geschriebenes „*Concert pathétique*" mit ihm zu spielen. Sie verschwieg ihm, daß sie es noch nicht kannte, ließ es sich aber sofort kommen und schloß sich sechs Stunden ein, um es zu studieren. Als er, wie versbredet, am Abend erschien, lohnte ihr sein freudigster Beifall. Auch sein *Es-dur*-Konzert mußte sie ihm vorspielen.

Er begleitete ihr den Orchesterpart, und als sie geendet hatte, kniete er vor ihr nieder und küßte ihr alle zehn Finger, einen nach dem andern. Es war, sagte sie, der glücklichste Tag, den sie bisher erlebt hatte. Er begründete ihrer beider Freundschaft, die so lange währte, als der große Mann auf Erden wandelte. Bald war ihr eine noch höhere Genugtuung beschieden. „Den glücklichsten Moment meines Lebens bereitete mir", bezeugt sie selbst, „der Unvergeßliche nach einem Konzert im großen Redoutensaal in Pest, wo ich die Don Juan-Phantasie spielte. Es war in einer darauffolgenden Soiree bei Frau von Biedermann-Bischiz, wo er mir vor der ganzen Gesellschaft versicherte, er habe seit Tausig keine so vollendete Leistung gehört."

Noch viele viele Male vereinte sich sein Spiel dem „seiner Brunnhilde", wie er sie nannte. Auch öffentlich konnte man beide am 19. April 1874 in Preßburg, wie später in Budapest, auf zwei Flügeln das pathetische Konzert und den Walkürenritt spielen hören. Wiederholt erklärte er sich zu einem Konzert mit ihr bereit; doch sie war zu schüchtern, es in Szene zu setzen, obgleich er sie oft ermahnte, „die Bescheidenheit nicht zu weit zu treiben", und sie in einem Trinkspruch als „den größten Pianisten" feierte.

Im August 1870 lud der Meister sie nach Szegszard ein, wo er bei seinem Freund Baron Augusz ein paar Herbstmonate zubrachte. „Hier in diesem Hause", schreibt er ihr, „finden Sie Ruhe, Pflege, freundschaftliche Sympathie und harmlose Vertraulichkeit, nebenbei auch Musik und nicht von der schlimmsten Sorte, da wir sie uns selbst bestellen."

Und vierzehn Tage darauf wiederholt er seine Bitte: „Zwar finden Sie hier keine Spur von den Kunstgenüssen und Herrlichkeiten des Mozarteums; das ganze symphonische Kontingent Szegszards beschränkt sich auf ein halb Dutzend Zigeuner mit verstimmten, kreuz und quer durcheinander harmonisierenden Instrumenten; die Chöre sind frei und im Freien ausgeführt, nämlich: Sopran und Alt — Gänseherden; Tenor und Baß — Rindvieh; — so daß einem Kapellmeister wie Otto Bach[1] nur eine mythologische Figur zu spielen übrig bliebe... Nichtsdestoweniger verspreche ich Ihnen, meine liebenswürdige Gönnerin, in diesem friedlichen, gemütlichen und edelsinnigen Hause unseres Freundes Baron Augusz vieles Angenehme. . .“

Die verlockende Einladung verhallte selbstredend nicht ungehört. Es gab frohe, musikreiche Wochen in Szegszard, bei denen sich auch mehrere ungarische Kunstgenossen: Reményi, Mosonyi und Mihalovich einfanden. Als Sofie Menter Ende September Szegszard verließ, um die daselbst genossene Gastfreundschaft mit der der Gräfin Schleinitz in Berlin zu vertauschen, nahm sie ein Briefchen Liszts an ihre neue Gastfreundin mit auf den Weg, des Inhalts:

„Ich beauftrage unsere liebenswürdige Freundin Sofie Menter, mich Ihnen zu Füßen zu legen, und beglückwünsche sie zu ihrem Aufenthalt bei Ihnen. Sie kommt zu Ihnen, mit neuen Lorbeeren bedeckt,

[1] Damals Direktor des Mozarteums in Salzburg, wo Sofie Menter am 18. August triumphierend gespielt hatte.

die sie zwar in einer ziemlich unbekannten und dieser Art Vegetation wenig günstigen Stadt Ungarns gepflückt, woselbst sie aber durch das Feuer ihrer Begabung und ihrer anziehenden Persönlichkeit Begeisterung erregt hat. Es ist dies ein kleines Vorspiel zu ihrem Berliner Erfolg, der sicher ein vollständiger sein wird, wenn sie sich in ihrer gewohnten Weise gibt und wie mehrere Engel und gute Dämonen zusammen spielt."

Was Sofie Menter am deutschen Kaiserhofe begegnete, läßt Herman Bang, der dänische Schriftsteller, sie in seinen „Erinnerungen und Begebenheiten" erzählen[1]:

„Ich spielte in Berlin — ich war ganz jung — und werde zu Hofe befohlen. Ich kannte ja diese Kaiser und Könige nicht" — sie lacht — „woher sollte ich sie kennen? Ich kannte Tausig und Liszt und Clara Schumann — aber die Könige —

Nun ich spielte, und wie ich fertig bin, kommt ein alter Herr auf mich zu, und ich denke: der zuerst kommt, ist wohl der Kaiser, und ich tauche unter bis zum Fußboden und sage: ‚Majestät —'

Aber er fängt nur an zu lachen und geht zu einigen anderen alten Herren, die auch lachen, bis ein anderer von ihnen hin zu mir kommt, und ich denke: Ja, so wird dies wohl der Kaiser sein — und ich tauche nieder mit: ‚Majestät. . .'

Da fängt der auch an zu lachen und sagt: ‚Nein, Fräulein, ich bin Prinz Albrecht', und geht.

Zuletzt kommt ein sehr alter General und bietet

[1] „Berliner Tageblatt", 11. Juni 1891.

mir den Arm und fragt, ob er mich zu einem Büffet führen sollte, und als ich ihn am Arm habe, sagt er:

‚Fräulein, Sie sind gewiß die einzige hier, die den Kaiser nicht kennt.‘

So war das die Majestät.“

„Nun“, sagt sie weiter, „es ging mir nicht besser beim zweitenmal, als ich zehn Jahre später bei Hofe spielte. Ich sitze am Flügel — eine Hitze gab's — und neben mir sitzt ein junger Mann — Offizier war er, das sind sie ja alle — und ich sage:

‚Ach tun Sie mir den Gefallen und öffnen den Flügel.‘

Und er erhebt sich und tut es und setzt sich wieder — a sehr netter Mensch — und ich spiele Gott weiß was — eine Hitze gab's — und als es vorbei ist, sage ich zu dem Manne:

‚Ach, holen Sie mir etwas Eis.‘

Und er holt es, und ich esse.

Da sagt der junge Mann:

‚Gnädige Frau, ich darf mich vielleicht vorstellen. Ich bin Prinz Wilhelm. . . .‘

Was man charme nennt, war der großen Virtuosin in ihrer natürlichen süddeutschen Art in hohem Grade zu eigen. Eine Lebenskünstlerin aber war sie ebensowenig, als die meisten Genies zu sein pflegen. Nach dem, was außerhalb ihrer Kunst steht — es müßte denn das Gebiet des Tierschutzes streifen, das in ihr eine beredteste Fürsprecherin besaß — fragte sie nicht viel. Sie atmete nur im schönen Klang. Sie war durch und durch Musik.

Wie keine ihrer Klavierschwestern ihr ganzes Leben ausschließlich an ihrem Instrument verbringend, ließ sie ihr ganzes Geistes- und Gemütsleben in ihrem Spiel aufgehen. So erwiderte Liszt auf die Frage einer Russin, wen sie nachahmen solle, ob Frau N. oder Frau Menter: „Imitez tranquillement la N. parce que la Menter est inimitable."

„Sie war das Klavier selber" nach ihres Meisters Worten. Eine jeder technischen Schwierigkeit spottende, siegesgewaltige Hand, die männliche Energie mit weiblicher Zartheit verband, ein dämonisch hinreißendes Temperament bei Poesie und Adel der Empfindung, Größe und Objektivität der Auffassung bei unsagbarem Tonreiz, jenem Klangzauber, in dem sie Liszt, ihrem großen Vorbild, näher als irgendeiner seiner Jünger kam: das blieb die Signatur dieser genialen Künstlerin. Was Wunder, daß Liszt sie zu seinem musikalischen Lieblingskind erkor und ihr liebenswürdig ehrliches, sympathisch edelherziges Wesen allzeit voll Freude um sich sah?

Im März 1871 meldete sie ihm einen von ihr geplanten mehrwöchentlichen Aufenthalt in Pest an: „da ich mich auf der ganzen Welt nirgends so glücklich fühle als in ihrer Nähe." Und aus der Budapester Stadtpfarrei, wo der Meister sich bei Abt Schwandtner besten Geborgenseins erfreut, klingt's ihr entgegen: „Ihre lieben Briefchen alarmieren freudigst das ganze Haus. Alle bitten wir Sie dringend, baldigst zu kommen, und ich um so dringender, als ich Mitte April nach Wien gehen will . . .

Unser Programm bestimmen wir schlechtweg mündlich hierselbst zu einer gutgelaunten Viertelstunde meiner liebenswürdigen Gönnerin Sofie."

War sie in Pest oder andernorts gleichzeitig mit dem verehrten Freunde anwesend, so wohnte sie seinen Stunden bei und spielte auf seinen Wunsch seinen Schülern vor, wie sie auch mit ihm selber spielte. Das waren goldene Tage und Stunden für sie.

Äußerst impulsiven Naturells, bald harmlos heiter, bald zur Schwermut geneigt, war sie, so viel Glück sie durch ihre künstlerischen Gaben spendete, gleichwohl kein leicht zu beglückendes Menschenkind. Auch ihre am 4. Juni 1872 geschlossene Ehe mit dem Violoncellisten David Popper, einem hervorragenden Virtuosen, der im Wiener Hofopernorchester als erster Solovioloncellist tätig war, schlug ihr nicht zum Glück aus. „Sofie, tu's nicht; ihr paßt nicht füreinander", hatte der scharfblickende Meister sie väterlich gewarnt. „Künstlerehen sind noch gewagter als andere", meinte er. Beider Naturen klangen in der Tat nicht harmonisch zusammen. Sie trennten sich nach Verlauf einiger Jahre und Sofie Menter siedelte 1877 von Wien nach Budapest über. Künstlerische Freudentage durch Liszt brachte ihr schon zuvor Jahr um Jahr. So schreibt sie ihm 1873 aus Wien:

„Hochverehrter, angebeteter Meister,

Noch stehe ich unter dem unvergeßlichen Eindruck der letzten Tage, so daß ich eigentlich im Geiste und mit dem Herzen noch ganz bei Ihnen weile, und da Sie gestern selbst ausgesprochen

haben, mein Herz sei stets am rechten Fleck, so werden Sie mir hoffentlich diesen teueren Platz nicht mißgönnen. Damit will ich zugleich die Bitte verbinden, Sie mögen mir gestatten, Ihnen von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen von mir geben zu dürfen und bei Ihnen anzufragen, wo und wann wir im kommenden Frühjahr das Glück haben können, in Ihrer Nähe einige Wochen verweilen zu dürfen. Wie sehr ich mich schon jetzt darauf freue, könnten Sie nur sehen, wenn Sie einen Einblick tun könnten in mein von den letzten Tagen dankerfülltes Herz. Eine baldige Wiederholung dieser unvergeßlichen Stunden wird zugleich die Erfüllung lang gehegter sehnlichster Wünsche sein" ...

Im Mai 1874 vom Kaiser von Österreich zu seiner Kammervirtuosin ernannt — eine Ehre, die sie nur mit Clara Schumann teilte — sendet sie ihrem lieben Meister, in dem sie den Vermittler ahnt, die inniggefühlten Zeilen:

„Immer ist es wieder Dank, herzlichster Dank, den ich Ihnen auszusprechen habe, gleichviel ob ich als stumme Bewundererin Ihrer unsterblichen Schöpfungen, ob als entzückte und verzückte Zuhörerin Ihres unbeschreiblichen Spiels, oder als zitternde und bebende Mitspielerin an Ihrer Seite erscheine. Unvergeßlich für's ganze Leben ist jeder einzelne Eindruck für sich und genügend, mich Ihnen, edler Meister, zu ewigem Dank zu verpflichten.

Sie aber, der große Geber, der edle Weltbeglücker, lassen es dabei nicht bewenden, und so habe ich dieser Tage wieder Ihrer Huld ein Zeichen zu danken, das mich doppelt beglückt, da ich weiß, daß

Sie der Urheber, die alleinige Ursache desselben sind.

Die funkelnagelneue „Kammervirtuosin" dankt Ihnen herzlichst und hat keinen sehnlicheren Wunsch, als Ihnen stets beweisen zu können, wie sie ganz erfüllt ist von Dank und Liebe für Sie, hochverehrter Meister . . ."

Reisen führten Sofie, die Liszt 1876 durch Widmung seiner Transkription von Saint-Saëns' „*Danse macabre*" auszeichnete, nach wie vor in alle Lande. Wohin sie kam, sah sie sich Lorbeeren gereicht. „Dergleichen", schrieb ihr ihr großer Freund, „werden Ihnen nach Maßgabe des Bodens überall erblühen und Ihre künstlerischen Spaziergänge durch Europa und Amerika umschatten." Die Vertreter der verschiedensten Musikrichtungen — nur die Lisztfeindliche Clara Schumann ausgenommen — waren in der Bewunderung für sie einig. In Petersburg exaltierte sich das Publikum nach ihrem Vortrag der von Liszt transkribierten „*Tannhäuser*"-Ouvertüre im April 1880 derartig, daß es seine Huldigungen noch bei der schon im Wagen Sitzenden fortsetzte, über welche geräuschvolle Szene die Polizei, eine Nihilistenaffäre mutmaßend, in ernste Unruhe geriet.

Hatte die herrliche Künstlerin bis dahin den Osten durch ihre Besuche bevorzugt, so zog sie auf ihres Meisters Befürwortung nun auch die übrigen Himmelsgegenden Europas in den Kreis ihrer Wanderflüge. Den Verlockungen, letztere bis ins Goldland Amerika auszudehnen, wich sie standhaft aus; aber von der ihr von Liszt in Italien vorbereiteten Tournee profitierte sie mit Freuden.

„Ein römisches Sofia Menter-Konzert", schreibt ihr der Verehrte am 2. Dezember 1880 aus der Villa d'Este, „läßt sich leicht arrangieren und wird mich erfreuen. Obschon meine Empfehlungen Ihnen ganz überflüssig sind, bitte ich, stets darüber zu verfügen . . . In der „*Hugenotten*"-Phantasie ändern, schneiden und verbessern Sie ganz nach Belieben. Dergleichen Stücke sind nur von außerordentlichen Virtuosen zu produzieren — also Sofia Menter. Der Transkripteur dient dabei kaum als Klecks . . ."

Der erwähnte Klecks war der vierbeinige Liebling von Frau Menter: ein schöner weißer Kater, den Liszt wegen eines schwarzen Fleckes auf der Nase also getauft hatte. Er begleitete seine Herrin, die, eine enragierte Katzenfreundin, in ihrem Heim zahlreiche Prachtexemplare des graziösen Geschlechts beherbergte, stets auf Reisen und seine Photographie wurde mit der seiner schönen Besitzerin verkauft.

Am 29. Dezember applaudierte der Meister seiner in Rom konzertierenden jungen Freundin, über die wir in einem Billett an die Fürstin Wittgenstein lesen: „Ich kenne keinen weiblichen Pianisten, der Sofie Menter gliche. Sie kann es selbst mit den drei oder vier berühmtesten vom häßlichen Geschlecht mit Glück aufnehmen." Dem in Rom gespendeten Beifall schlossen sich Neapel und Florenz an.

Als „Löwin der Saison" sah sie sich 1881 in Paris und London und in der folgenden Saison in Spanien und Portugal, sodann im skandinavischen Norden gefeiert. In Kopenhagen spannten die Studenten ihr die Pferde aus, um sie selber im Triumph

ins Hotel zu fahren, und brachten ihr darnach einen Fackelzug, bei dem auch Klecks sich auf Verlangen mit auf dem Balkon zeigen mußte.

Wo huldigte man ihr denn nicht? Die Könige von Dänemark und Schweden hefteten ihr mit eigener Hand Ihre Dekorationen an. Die Philharmonische Gesellschaft in London erwählte sie an Richard Wagners Stelle 1883 zu ihrem Ehrenmitglied — die erste Frau, der diese Anerkennung widerfuhr. Das Prager Konservatorium ernannte sie zur Ehrenprofessorin, die Universität Utrecht zur Ehrenstudentin.

Im Herbst 1884 trug ihr Karl Davidoff eine Klavierprofessur an dem von ihm geleiteten Konservatorium in Petersburg an. Kurz zuvor hatte Liszt sie in ihrem romantischen Sommersitz Schloß Itter in Tirol besucht. Dessen gedenkt ihr „getreuer Bewunderer und Freund" in ein paar kurzen Zeilen vom 13. September:

„Meine paar Tage in Ihrem bezauherungsvollen Schlosse Itter verhleiben mir in bezauberter Erinnerung.

Wenn Sie den Petersburger Konservatoriums-Kontrakt unterschrieben haben, sagen Sie es mir. Sie wissen ja, daß ich diese Wendung nnd Fixierung Ihrer glänzenden Künstlerlaufbahn sehr hilfige. Sie hedingt keine übermäßigen Verbindlichkeiten nnd hringt Ihnen Vorteile."

Den Antrag Davidoffs nahm Sofie Menter, von deren Lehrtalent Wassilj Sapellnikoff und Alice Ripper am lautesten zeugen, an. Als Anton Ruhinstein aher 1887 an die Spitze der Anstalt trat und

die bisherige Selbständigkeit der Lehrkräfte beschränkte, schied sie mit der Mehrzahl der übrigen aus, um in der früheren Unabhängigkeit ihre Eroberungen fortzusetzen.

Im Oktober 1885 kehrte Liszt wieder für einige Tage bei der Schloßfrau von Ittre ein. Für das Frühjahr 1886 hatte Großfürst Konstantin von Rußland den Meister zu einem Besuch in Petersburg eingeladen. Bezug hierauf nimmt dessen am 30. Dezember 1885 von Rom an Sofie Menter gerichtetes kurzes Briefwort:

„Wohlwollende Diplomatin und sehr
liebe Freundin,

Dem Großfürsten Konstantin schreibe ich meinen untertänigsten Dank für seine gnädige Einladung, nebst dem sehr motivierten Bedenken über mein Alter und meine Augenschwäche — und hauptsächlich meine Untauglichkeit zum Klavierspielen und Orchester-Dirigieren. Diese behindert mich, irgendwelche Ansprüche auf Honorierung zu stellen: doch wissen Sie, liebe Freundin, daß mein geringes Einkommen nicht ausreicht, Wohnung und Wagen in Petersburg zu bezahlen. — Vom 1. bis 12. April bin ich in London verhalten. Wenn es dann nicht zu spät ist, kommt nach Petersburg

Ihr stets getreu ergebenster

F. Liszt."

Noch einmal, am 18. März 1886, wird die Angelegenheit vom Meister brieflich und zwar von Argenteau bei Lüttich aus, berührt:

„Hochgeehrte liebe Diplomatin,

Acht Tage vor dem 19. April (russischen Stils) werde ich in Petersburg eintreffen. Bitte sehr mit meiner Wenigkeit möglichst wenig Umstände zu machen. Die zwei Programme scheinen mir richtig: meine geringe Beteiligung daran werde ich erst in Petersburg anmelden. Also am 19. April Elisabeth, am 23. Konzert. — Veranlassen Sie das Komitee, mir die Einladung zu den beiden Aufführungen an Novello et Co Music Publishers, 1 Berners Street, London zu adressieren. Vom 1. bis 12. April bin ich der Gast Novellos. Wie verhält es sich mit meinem Unterkommen in Petersburg, wozu mein dürftiges Einkommen nicht ausreicht? — Von Ihnen, liebe Freundin, erwarte ich in London Bestimmung. — So ehrenvoll für mich die Warschauer Einladung wäre, könnte ich derselben jetzt nicht Folge leisten. Vor Ende Mai ist meine Rückkehr in Weimar geboten, wegen der Tonkünstler-Versammlung in Sondershausen.

Herzlich ergebenst

F. Liszt."

Zur Reise nach Petersburg kam es nicht mehr. London und Paris hielten den Meister fest. Sie bemühten sich, innerhalb dieser kurzen Frühlingswochen einzubringen, was sie ihm jahrzehntelang an Anerkennung und Ehren schuldig geblieben waren.

Am 15. Mai begab sich Liszt von Paris auf die Rückreise nach Weimar. Von Bayreuth, dahin er sodann am 1. Juli gekommen war, sandte er Sofie Menter am 3. seinen letzten schriftlichen Gruß. Er lautete:

„Sehr liebe, verehrte Freundin,

Morgen, nach der kirchlichen Trauung meiner Enkelin Daniela von Bülow mit Herrn Professor Henry Thode (Kunsthistoriker), begebe ich mich zu meinen vortrefflichen Freunden Munkácsys: Schloß Colpach, Großherzogtum Luxemburg.

Am 20. Juli bin ich wieder hier zurück für die 7—8 ersten Vorstellungen des „Festspiels". Dann muß ich mich leider der mir sehr widerwärtigen Kur in Kissingen unterziehen und im September steht mir bei Gräfe in Halle eine Augenoperation bevor. Seit einem Monate kann ich gar nicht lesen und kaum ein paar Zeilen mühsam schreiben. Zwei gefällige Sekretäre helfen mir durch Vorlesen und Briefschreiben unter meinem Diktat.

Wie lieb wäre es mir, verehrte Freundin, Sie in ihrem Zauberschlosse Itter zu besuchen! Doch sehe ich dazu keine nächste Gelegenheit.

Vielleicht kommen Sie nach Bayreuth, wo vom 20. Juli bis 7. August verbleibt

Ihr herzlich ergebener

F. Liszt."

Sofie Menter kam nach Bayreuth. Sie besuchte ihn am 24. Juli und fand einen schon vom Tod Gezeichneten, der acht Tage später aufhörte zu sein.

Sie blieb seine treueste Apostelin. Man konnte Liszts Klavierwerke nach ihm nicht schöner, nicht vollkommener in seinem Geiste wiedergehen hören als von ihr, die er vor allen andern wert gehalten. Leider nur zog sie sich, weil öfters leidend, allzusehr in die Stille ihres Besitztums in Stockdorf bei

München, dahin sie ihrer Gesundheit wegen von Schloß Itter übersiedelte, zurück. Wohl sandte sie von dort aus — wie man sie schon früher als Komponistin von ihr selbst vorgeführter funkensprühender „Zigeunerweisen“ kannte — manche tönende Grüße hinaus, die in Gestalt feiner Etüden, einer feurigen Tarantella und Mazurka, eines reizend koketten kleinen Walzers, einer gesangvollen Romanze das Gepräge ihrer eigenen Grazie tragen. Doch erst als es im Oktober 1911 den 100. Geburtstag ihres Meisters zu Budapest in großartigster Weise zu feiern galt, und zuletzt noch 1912 in der Münchner Tonhalle stillte sie mit Liszts Es dur-Konzert endlich wieder das Verlangen ihrer Verehrer, sie, in der uns so viel von Liszt lebendig blieb, zu hören und seines Geistes Hauch zu spüren. Da gab sie wieder, was sie allein zu geben vermochte. Noch vollendete sie in letzter Zeit ein geniales Ballett, dessen einzelne Teile sie uns bei einem Besuche in Stockdorf vorspielte und das sie, nach Mitteilung ihrer Schwester, der Wiener Hofoper zur Aufführung eingereicht hat.

Nun ward ihr von der Vorsehung ewiges Schweigen geboten. Einer Lungenentzündung erliegend, die sie sich beim Umzug nach München zugezogen, schloß sie am 23. Februar 1918, nachdem eine Lieblingsschülerin ihr zur letzten Freude ein neugelerntes Stück vorgetragen hatte, ahnungslos ihre Augen. Mit ihr ist uns Liszts Zauberapfel ganz und auf immer verklungen!

Marie Gräfin Schleinitz, nachmals Gräfin Wolkenstein — Marie Gräfin Dönhoff, jetzt Fürstin Bülow.

Bei der Weimarer Beethovenfeier war es, wo man den Kreis glänzender Erscheinungen, der sich bei festlichen Gelegenheiten um Liszt zu bilden pflegte, durch zwei vornehme Frauengestalten bereichert sah, die man bisher nicht in seiner Nähe bemerkt hatte. Beide waren jung, schön, anmutig, elegant. Die eine, Baronin, später Gräfin Schleinitz, Gattin des preußischen Hausministers, blond, schlank, hochgewachsen, ein liebenswürdiges Lächeln auf den feinen Lippen, zeigte in ihrem gehaltenen Wesen den Typus der deutschen Aristokratin. Die andere, brünett, zierlich, eine graziöse Lacerta, geistsprühend, pikant, temperamentvoll, ließ unschwer die Südländerin erkennen. Kein Wunder, Neapels heiße Sonne hat den Erdentag der Fürstentochter Maria del Camporeale aufgehen sehen. Donna Laura Minghetti, in zweiter Ehe die Gattin des italienischen Staatsmanns, war ihre Mutter, sie selbst erst seit kurzem dem Grafen Dönhoff, erstem preußischen Botschaftssekretär in Wien, vermählt. „Die entzückende kleine Gräfin", „die Unwiderstehliche"

Nach einem Gemälde von Lenbach

nennt sie Frau von Mouchanoff und erläutert dies in einem Brief an ihre Tochter: „Alle Welt betet sie an; sie ist ein kleines Wunder an Grazie, Güte, Natürlichkeit und Geist." Haben nicht auch Makart und Lenbach sich bemüht, ihre Reize auf die Leinwand zu zaubern? Wer ihr näher kommt, spürt, daß sie deutsche Innerlichkeit mit italienischer Anmut verbindet. Sie hat ihren Geist an Schopenhauer genährt und ist tief musikalisch. Vorübergehend war sie in Florenz die Schülerin Hans von Bülows. Er, der in ihr „die reizendste Vertreterin seines Wahlvaterlandes" verehrte, gab ihr den Namen „Lacerta" und schrieb das gleichbenannte Klavierstück sowie drei Walzer als Huldigung für sie[1]. Auch Liszt bezeugt: „sie spielt entzückend Klavier."

Frau von Schleinitz steht ihr darin nicht nach. Schon 1859, als Fräulein von Buch — sie ist die Tochter der Fürstin Hermann Hatzfeldt aus deren erster Ehe — empfing sie die Lehre Tausigs, der in einem Brief an seinen Meister äußert: „Sie hat viel Mittel und Begabung und ich rechne darauf, eine distinguierte Künstlerin, oder vielmehr eine so weit vorgeschrittene Schülerin aus ihr zu machen, daß sie später ihre Ratschläge verstehen kann."

Sie täuschte seine Erwartungen nicht. Die ihr befreundete Frau von Mouchanoff, selbst eine Poetin am Klavier, bewundert ihre „immensen Fortschritte".

[1] Außer den von der Verfasserin herausgegebenen Briefen von und an Liszt und den Briefen von Marie von Mouchanoff, wurden hier verschiedene Angaben aus Glasenapps Wagner-Biographie sowie aus Hans von Bülows Briefen benutzt.

„Mimi Schleinitz", lesen wir in ihren Briefen, „ist von Künstlern umgeben, arbeitet fünf Stunden täglich mit den besten Professoren und glänzt in der Welt durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit. Ihr Salon ist der erste in Berlin und ihr Mann der liebenswürdigste in Europa ... Er trägt sie auf den Händen. Auch sie, trotz des Unterschiedes von dreißig Jahren, betet ihn an, es ist eine ideale Ehe." Und bald darauf berichtet sie: „Berlin ist ziemlich verödet. Der König und die Prinzen sind in Potsdam. Aber der Salon Schleinitz wird nicht leer. Tausig, Rubinstein, Schoiz (der geistreiche Karikaturist des Kladderadatsch), Eckert u. a. sind die gewöhnlichen Koryphäen. Die entzückende Gräfin Dönhoff, geb. Camporeale, und Mr. Dué, der schwedische Geschäftsträger, der auch ein Künstler ist, schließen sich dieser Gruppe an."

Im Februar 1869 hatte Frau von Schleinitz Liszt zum erstenmal in Weimar besucht. „Weimar ist ein Wallfahrtsort geworden", schreibt Frau von Mouchanoff. „Alle deutschen Musiker, sogar Frau von Schleinitz waren dort, um dem großen Mann zu huldigen und zu konzertieren." Damals bereits nennt Liszt Frau von Schleinitz „die Patronin der neuen Musik in Berlin". Sie war dazu prädestiniert. Schon als zwölfjähriges Kind begeisterte sie sich für Wagners Nibelungendichtung und schrieb sich den ersten Akt der „*Walküre*" selbst aus dem ihr geliehenen Exemplare ab. Mit achtzehn Jahren wurde sie dem Dichterkomponisten in Paris durch Hans von Bülow vorgestellt, dem und dessen Gattin Cosima sie schon damals befreundet war. Keine

Gelegenheit ließ sie sich entgehen, um Wagnersche Werke zu hören. „Frau von Schleinitz", schreibt der neudeutsch gesinnte Berliner Theoretiker Weitzmann im Januar 1869 an Bülow, „lebt am liebsten mit den Meistersingern, spielt ganze Szenen derselben auswendig und läßt sich von Betz[1], den sie selbst auf dem Piano begleitet, dessen ganze gemütvolle Partie vorsingen." Sie fährt den *„Meistersingern"* im Januar 1869 nach Dresden, darauf dem *„Rheingold"* im August nach München nach. Da die Aufführung des letzteren zu Wasser wird, begibt sie sich — nachdem sie, wie wir wissen, bei der nächstjährigen Beethovenfeier und ebenso bei den ihr folgenden Mustervorstellungen Wagnerscher Opern in Weimar nicht gefehlt hat — im Juli mit Frau von Mouchanoff und Liszt von neuem in die Isarstadt, um nun auch von der Uraufführung der *„Walküre"* Zeuge zu sein. Wagner und Liszt gehören zusammen. Darum läßt sie sich im Mai 1871 von der *„Heiligen Elisabeth"* wieder nach Weimar locken und kehrt im nächsten Monat dahin zurück, um mit Liszt den von Tausig mit ihr entworfenen Plan zur Verwirklichung des Bayreuther Gedankens zu besprechen. Es gilt, mittelst zu werbender Patrone die Summe von 300000 Talern zusammenzubringen, um den Bau des Festspieltheaters und in diesem die Inszenesetzung und Aufführung des *„Ringes des Nibelungen"* durch eine ausgewählte Künstlerschar zu ermöglichen.

[1] Einstiger Berliner vorzüglicher Baritonist, der den Hans Sachs in München, den Wotan in Bayreuth kreierte.

Ihrem Einfluß und ihrer Tatkraft gelang das große Werk, obgleich Tausig, der kühne Erdenker des Plans, schon wenige Wochen später aus dem Leben schied. Mit so feuriger Hingabe wirkte sie für die Sache, daß Frau von Mouchanoff, bis dahin die wärmste und tätigste Freundin des Bayreuther Meisters, in einer eifersüchtigen Anwandlung gegen die, die sie scherzend als „eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage von sich selbst" bezeichnete, bemerkte: „Mimi Schleinitz hat mich in der Gunst des Meisters ausgestochen. Das will ich mir nicht gefallen lassen." Doch der Himmel fügte es, daß die edle Frau der jüngeren den Platz räumen sollte. Frau von Mouchanoff verließ die Welt, noch bevor der stolze Dichtertraum von Bayreuth Wahrheit wurde.

Aus Rom schrieb Liszt Mitte November 1871 an Baronin Schleinitz, indem er ihr die Sendung seiner Transkription von Walters erstem Gesang aus den „*Meistersingern*" ankündigte:

„Serenissima,

Sie haben mir erlaubt auf das Lied „*Am stillen Herd zur Winterszeit*" Ihren Namen zu setzen. Meine bescheidene Huldigung wird Ihnen demnächst zugehen, und wenn Sie sie mit Ihren Zauberhänden berühren, werden Ihnen alle Frühlingslüfte darauf antworten. Sie mit dem Ohr einzuatmen, würde mir eine Gunst des Schicksals sein. Vielleicht gewähren Sie mir dieselbe gütig im Mai in der Hofgärtnerei.

Meine Tochter benachrichtigte mich von Ihrer Durchreise durch Triebschen. Sie ist Ihnen wahr-

haft anhänglich und dankerfüllt für die passionierte Fürsorge, die Sie Bayreuth widmen. Hoffentlich zeigt Herr von Loën sich, unsern Wünschen entsprechend, auf der Höhe einer so edlen Begeisterung[1].

Sie wissen gewiß schon, daß der „*Lohengrin*“ dieser Tage in Bologna einen großartigen Erfolg hatte. Ebenso hat Richter dieses erhabene Werk in Pest, wo es bisher mehr schlecht als gut zur Darstellung gelangte, zum Siege geführt. Das sind glückliche Anzeichen der geistigen Hebung des Publikums. Geht es so weiter, so muß die berühmte Frage: ‚wieviel Dumme gehören dazu, damit ein Publikum daraus werde?‘ außer Brauch kommen — weil es keine Dummen mehr gibt.“

Die feierliche Grundsteinlegung des Festspielhauses zu Wagners Geburtstag am 22. Mai 1872 sah selbstverständlich die emsigste Fördererin des Bayreuther Werkes, Frau von Schleinitz, und mit ihr Gräfin Dönhoff und Frau von Mouchanoff an der Spitze der versammelten Gäste. Auf Liszts Bitte erstatteten die beiden Erstgenannten ihm sodann in Weimar von dem Erlebten begeisterten Bericht. Dort trafen sie mit Rubinstein zusammen, der eben von dem von ihm geleiteten Düsseldorfer Musikfest zurückkehrte. Er machte den ihm befreundeten Frauen ihre Parteinahme für Wagner und Liszt bitter zum Vorwurf. Wandte er sich doch seit dem Mißerfolg seines „*Feramors*“ in Wien, den er der vermeintlich wagnerisch gefärbten dortigen Presse zu

[1] Ihm, dem Weimarischen Generalintendanten, war die Oberleitung des Patronates übertragen worden.

verdanken glaubte — als ob Hanslick und die Mehrzahl seiner damaligen kritischen Kollegen sich der Wagnerfreundschaft schuldig gemacht hatten! — feindseliger denn je vom Kunstwerk der Zukunft ab.

Im August 1872 leitete Hans von Bülow nach langer Abwesenheit in München den „*Tristan*", seinen Freunden und Verehrern damit ein Fest bereitend. Mußte mit Frau von Mouchanoff nicht auch Frau von Schleinitz unter seinen dankbaren Zuhörern sein?

Indessen freute sich Liszt, so oft er in Rom bei der von ihm wie von aller Welt verehrten, geistreichen und musikalischen Donna Laura Minghetti mit ihr zusammentraf, oder wenn er auf dem Weg nach und von Rom oder Pest Wien berührte, der Begegnungen mit Gräfin Dönhoff. Mit Genugtuung meldet er im Januar 1872 der Fürstin Wittgenstein: „Frau Gräfin Dönhoff ist mit ebensoviel Grazie als Erfolg beschäftigt, dem Bayreuther Unternehmen Sympathie und Geld zuzuführen. Wollen Sie Madame Minghetti meine Verehrung ausdrücken und ihr sagen, daß ihre Tochter in bezauhernder Weise Italien und Deutschland repräsentiert." Sie, „der Liebling aller", beglückt den für sie schwärmenden Hans von Bülow dadurch, daß sie einem seiner Budapester Klavierabende in Liszts und Rubinsteins Nachbarschaft lauscht. Sie läßt sich's auch nicht nehmen, Liszts im November 1873 in Pest großartig gefeiertes 50jähriges Künstlerjubiläum mit anderen seiner Freundinnen: Frau von Mouchanoff, Baronin Meyendorff und Baronin Loë gemeinsam durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Um sich

Marie Fürstin von Bülow

er: Anna Fröhlich

an des Meisters Spiel zu entzücken, das immer seltner hörbar wird, fährt sie zu den in Budapest, Ödenburg, Preßburg und anderwärts veranstalteten Konzerten, die man seiner hilfreichen Güte abgewinnt. In Preßburg hört sie ihn mit Sofie Menter, der ihr zur Freundin gewordenen großen Kunstlerin, den „Walkürenritt" zu bejubeltem Vortrag bringen[1]. In Wien feiert sie, die Gräfin, selbst an Liszts Seite bei einem Konzert zu milden Zwecken im Palais Anersperg mit der unvergleichlich graziösen Wiedergabe der „Alpenfee" — einer Improvisata Reineckes nach Schumanns „Manfred" — Triumphe.

Zuvor noch hatte es in der deutschen Reichshauptstadt denkwürdige Tage gegeben. Wagner hatte daselbst im Januar 1873 im Hausministerium seine „Götterdämmerung" einem geladenen glänzenden Kreise vorgelesen. Er hatte, wie früher ein großes Konzert für den König Wilhelm-Verein, im Februar ein solches für den Wagner-Verein geleitet. Der Juni brachte die Veröffentlichung seiner Schrift „Das Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth". Sie trug die Widmung an „Freifrau Marie von Schleinitz, die lebendigste Teilnehmerin, deren unermüdlichem Eifer und Beistande meine große Unternehmung fast ausschließlich ihre Förderung verdankt."

Konzerte Wagners in Wien und Pest, an welch letzterem sich Liszt kompositorisch und pianistisch beteiligte — ein Zusammenwirken beider Meister,

[1] Sofie Menters ausgezeichneter Schüler Sapelnikoff ist gegenwärtig der Lehrer von Fürstin Bülow, die, obschon Künstlerin, ihre Studien eifrig fortsetzt.

wie es bisher nur in Basel 1858 erlebt worden war —, sodann die Neueinstudierung von „Tannhäuser" und „Lohengrin" in der Wiener Hofoper durch den Dichterkomponisten führten eine häufige Vereinigung mit der Wiener Freundin Gräfin Dönhoff herbei. Weitere Konzerte in Berlin kamen wiederum Begegnungen mit der dortigen Freundin zu gute. Die der verstorbenen Frau von Mouchanoff von Liszt geweihte musikalische Feier fand Frau von Schleinitz im Juni 1875 in Weimar. Ihr sandte er auch die zum Gedächtnis der edlen Frau geschriebene Elegie. Darauf beziehen sich seine Zeilen vom 3. März 1876:

„Sie besitzen die auserlesene Gabe, den von Ihnen Bevorzugten den Dank zu versüßen. Glücklich, mich jenen beizählen zu dürfen, wünsche ich nur immer zu Ihnen zu gehören.

Innigsten Dank für die warme Aufnahme der Elegie ‚Schlummerlied im Grabe', die ich in Erinnerung an unsere unvergleichliche Freundin Frau von Mouchanoff schrieb. Ihr Wesen durchklang ein geheimnisvoller Unterton, dessen Akkord nur im Himmel wiederklingt.

Bald hören Sie in Berlin Tristan, und ich hoffe im August auf Bayreuth."

Die alte Markgrafenstadt am roten Main ist jetzt nach Liszts Worten „der Brennpunkt der Kunst in Deutschland." Denn das Weltereignis der ersten Festspiele ist herangekommen. Schon zu den Vorproben im August 1875 hatte sich gleich Liszt und Gräfin Dönhoff — welch letzterer Erscheinen „von jeher die Freude des ganzen Hauses", nämlich

Wahnfrieds, war — auch deren Mutter und Baronin Schleinitz eingefunden. „Sie wohnt im Schlosse", berichtet in bezug auf die Baronin Liszt nach Rom, „was in der Stadt Aufsehen macht; denn seit vielen Jahren hat niemand da gewohnt."

Am 12. August 1876 zieht da der deutsche Kaiser ein. Die Gegenwart Wilhelms I. während der zwei ersten Vorstellungen „Rheingold" und „Walküre" verleiht diesen einzigen Festtagen erhöhten Glanz — eine Gunst, zu der Frau von Schleinitz den hohen Herrn vermocht hat. Er gewinnt seiner den Kunstidealen Wagners fernstehenden Natur das Zugeständnis an die nationale Sache ab, die der Meister anstrebt. Erreicht ist das seit langen Jahren sehnsüchtig erhoffte, von vielen als Wahn verspottete hohe Ziel; der kühnste Traum, den je ein Künstler träumte, hat sich glorreich verwirklicht. Wohl uns allen, die dieses Wunder schauen, mit erleben durften! Und Frau von Schleinitz empfindet die Genugtuung, dem idealistischsten der Idealisten die tätigste Hilfe zur Verlebendigung seines Ideals geleistet zu haben. „Die Patronin der nicht souveränen Bayreuther Patrone", nennt sie Liszt. Sie und Gräfin Dönhoff, die Wagner schon zuvor in Wien für seine besten Helferinnen erklärte, empfangen im Miterleben des Triumphes ihres großen Freundes ihren besten Lohn.

Beider Freundschaft mit Wagner und Liszt währte bis an der Großen Ende. Als ersterer mit Gattin und Kindern im Juli 1877 Liszt in Weimar aufsuchte, geselite sich Frau von Schleinitz dem intimen Zusammensein. Sie vereinigte sich mit Liszt

bei der Erstlingsaufführung von „Rheingold“ nnd „Walküre“ in Leipzig — der ersten Bühne, die den „Ring“ nach Bayreuth und München darzubieten wagte. Man tauschte Besuch um Besuch. Der Aufführung seines „Christus“ in Berlin wohnte der Komponist als Gast des Hausministeriums bei, als gleichzeitig seine Enkelin Daniela daselbst des längeren verweilte.

„Wir erwarten Sie immer mit weit geöffneten Armen und möchten Sie nicht sobald wieder loslassen“, schreibt ihm die liebenswürdige Hausfrau, jetzt Gräfin Schleinitz. „Mein Mann freut sich von ganzem Herzen, Sie bei uns zu begrüßen — und meine Gefühle sind Ihnen zu bekannt, als daß ich sie immer von neuem aussprechen solite.“

Ein Schreiben des Weimarer Meisters an sie vom 1. Mai 1880 ist uns noch zur Hand:

„Serenissima,

Nichts Liebenswürdigeres weiß ich, als zu behaupten, daß man empfange, wenn man gibt. Das ist die höchste Kunst. Sie üben sie mit der Virtuosität eines gütigen Herzens aus. Bewundernd unterwerfe ich mich.

Am Tage nach Ihrer Abreise hatte ich bei einem hübschen Hofkonzert die Ehre, die Kaiserin wiederzusehen. Ihre Majestät geruhte mich daran zu erinnern, daß ich von ihr nicht vergessen bin. Ihr Sohn, der Kronprinz, wird heute und morgen Abend den Vorstellungen der beiden Teile von Goethes Faust anwohnen. Insoweit sich die Musik der Inszene der gesprochenen großen Dichtung unseres

Jahrhunderts anzupassen vermag, gebührt derjenigen Lassens Lob und Vorzug.

Unser Thalassa! Thalassa! gilt Bayreuth."

Nicht minder setzte sich Liszts Verkehr mit Gräfin Dönhoff Jahr um Jahr fort. In Wien, Dresden, Florenz, Rom, Budapest, Venedig nnd anderwärts begegneten sich ihre Wege. Aus der ungarischen Hauptstadt grüßten sie am 18. Februar 1879 die nachstehenden Zeilen:

„Liebe Gräfin,

Hoffentlich bin ich durch Ihre Frau Mutter, die ich mit jedem Jahre erescendo und rinforzando verehre, recht unterrichtet. Sie sagte mir, daß Sie in der ersten Aprilwoche noch in Wien sein würden. Demnach hoffe Ich, Sie dort wiederzufinden und schmeichle mir, bei Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen nicht in Ungnade gefallen zu sein.

Sofie Menter, die gestern früh von hier nach Warschau abgereist ist, gedenkt Ihre Konzerte mit ihrem Gatten Popper bis nach Petersburg auszudehnen. Um einen guten Erfolg daselbst zu haben, bedarf sie einiger Empfehlungen. Trotz ihrer sehr rühmenswerten eigensinnigen Zurückhaltung, hat sie die Absicht, Sie darum anzugehen, und ich bitte Sie, ihr als einer eminenten Künstlerin, die man mit Unrecht dem Drittel oder Viertel der planistischen Berühmtheiten vermengen würde, dieselben zu gönnen.

Wollte Ihre königliche Hoheit, Frau Prinzessin Reuß, auf Ihre Empfehlnng Sofie mit einigen Zeilen für Petersburg begünstigen, so würde ich ihr sehr dankbar sein.

Auf glückliches Wiedersehen, liebe Gräfin. In unwandelbarer Verehrung und Anhänglichkeit

Ihr ergebenster Diener

F. Liszt."

Aus der Lagunenstadt, wo er im Palazzo Vendramin bei Wagner noch bis kurz vor dessen Ende verweilt, schreibt der Meister der Fürstin Wittgenstein am 6. Januar 1883: „Gräfin Dönhoff geht nach Rom, um ihre Mutter Madame Minghetti wiederzusehen. Meine Beziehungen zu ihr sind stets die freundschaftlichsten. Wir sehen uns fast täglich in Venedig wie in Wien." Liszt selber studierte der Gräfin sein Melodrama „Lenore" ein und brachte es mit ihr im Palazzo Malipiero bei Fürstin Hatzfeldt zum Vortrag. „Die geisterhaften, ätherisch gedämpften Akkorde während des Gespräches zwischen dem Gespenste und Lenore kann niemand so wiedergeben, wie es bei dieser Gelegenheit der Altmeister tat. Alles war hingerissen. Es war dies eine Abschiedsfeier für Liszt" [1], lesen wir bei Glasenapp.

Der letzte Brief, den Liszt am 6. Juli 1886 aus Bayreuth, nach der Hochzeit seiner Enkelin Daniela an die Fürstin Wittgenstein richtete, gedenkt noch seiner beiden Freundinnen: „Die Tochter der Fürstin Hatzfeldt, die ehemalige Gräfin Schleinitz, hat sich Mitte Juni in Berlin in zweiter Ehe mit Graf Wolkenstein, dem österreichischen Botschafter in Petersburg, verheiratet. So wird der Wagnerismus

[1] Leben Wagners, VI.

durch seine feurigsten und beharrlichsten Propagandistinnen glänzend vertreten sein — Gräfin Wolkenstein und Baronin Bülow, vormals Gräfin Dönhoff. Sie ist jetzt die Gattin einer wichtigen diplomatischen Persönlichkeit, die augenscheinlich auf dem Wege ist, gleichfalls deutscher Botschafter zu werden."

Liszts vielfach erprobter Seherblick bewährte sich. Aus dem Baron wurde Fürst Bülow, der Kanzler des Deutschen Reichs. Jahre darnach genoß das Ehepaar in der rosenumblühten Villa Malta in Rom, in der vier Flügel vom Musiksinn ihrer Bewohner zeugten, glückliche Ruhejahre, bis der Ausbruch des mörderischen Weltkriegs sie aus ihrem Paradiese vertrieb.

Auch Gräfin Wolkenstein-Trostburg, deren Gatte mittlerweile Botschafter in Paris geworden war, zog sich mit ihm auf seine tirolischen Güter zurück.

Am 20. Mai 1912 ging sie von hinnen und ward als Protestantin in Berlin an der Seite ihres ersten Gatten beigesetzt. Siegfried Wagner wohnte ihrer Beerdigung bei. In seiner Mutter Namen legte er an der letzten Ruhestätte ihrer treuesten Freundin, der tatkräftigsten Patronin Bayreuths, einen Kranz nieder. Die Bayreuther Blätter brachten ihr in einem warm empfundenen Nachruf ihre dankbare Huldigung dar.

Espérance von Schwartz.

Liszts gesellschaftliche Beziehungen in Rom umschrieben keine weiten Kreise. Zu denen, die sich seiner Bevorzugung rühmen durften, gehörte Frau Espérance von Schwartz geb. Brandt, oder wie ihr graziösierter Schriftstellername lautete, Elpis Melena. Sie, die in ihrem Salon Künstler und Gelehrte, Einheimische und Fremde empfing, wurde ihm in der ersten Zeit seines römischen Aufenthaltes bekannt. In einem kurzen Billett an die Fürstin Wittgenstein vom Jahre 1862 schon erwähnt er, daß er ihr versprochen habe, eine französische Violinistin von großem Talent bei ihr anzuhören. Als er im August 1864 die ewige Stadt zum erstenmal wieder auf einige Wochen verläßt, um sich bei der Karlsruher Tonkünstlerversammlung des „Allgemeinen deutschen Musikvereins" wieder in Deutschland zu zeigen, findet er gleich seiner Freundin Madame Street auch die aus der Schweiz herbeigekommene Frau von Schwartz unter der Schar der Gäste und lädt beide mit Lassen und dem ungarischen Geiger Reményi eines Abends zu sich ein. Weiter tut ein vom 27. Dezember 1866 datiertes Schreiben an die Fürstin ihrer in der charakteristischen Weise Erwähnung: „Gegen Abend muß ich

ELPIS MELENA

Frau von Schwartz ihr neues Buch zurückbringen. Sie ist so feinfühlig, mich nie zu genieren oder mir irgendwie unbequem zu fallen. Man spürt, daß sie in bezug auf Anhänglichkeits- und Freundschaftsgefühle eine harte Schule in dem demokratischen Lager durchgemacht hat, wo man sich keiner übergroßen Zartheit befleißigt."

Sie hatte zu dieser Zeit schon viel von sich reden machen und ein ereignisreiches Leben hinter sich. Am 8. November 1821[1] zu Southgate in Hertfordshire geboren, wo ihr Vater, ein Hamburger Bankier, ansässig war, erhielt Espérance Brandt ihre Erziehung vorwiegend in Genf und Rom und zwar namentlich durch eine Verwandte ihrer Mutter, Espérance Sylvestre, die ihre pädagogische Kunst auch an den Weimarer Prinzessinnen bewährt haben soll. Reich begabt, erwarb sich das junge Mädchen bedeutende, vornehmlich sprachliche Kenntnisse, so daß sie schließlich über acht Sprachen gebot. Mit fünfzehn Jahren ließ sie sich zu einer ihr unsympathischen Heirat mit einem Vetter überreden. Doch schon nach Verlauf eines Jahres gab ihr der Selbstmord ihres Gatten ihre Freiheit zurück. Sie schenkte sie 1848 in einer zweiten Ehe einem ihr in Italien bekannt gewordenen Hamburger Bankier von Schwartz. Mit ihm unternahm sie eine große Reise, die sie nach Griechenland, der Türkei, Kleinasien, Ägypten

[1] In der „Allgemeinen deutschen Biographie" (Bd. 54, Leipzig, Duncker u. Humblot 1908), der wir hier neben ihren Schriften das wesentliche Biographische entnehmen, gibt Franz Brümmer irrig 1818 als Geburtsjahr an.

führte. Auf dem Wege nach Tunis erlitt sie Schiffbruch und entkam nur durch Zufall dem Tode. Als ihren ersten schriftstellerischen Versuch veröffentlichte sie 1849 unter dem Titel „*Blätter aus dem afrikanischen Reisetagebuch einer Dame*“ eine Schilderung ihrer Abenteuer.

Auch ihrer zweiten Ehe lächelte kein Glück. Sie wurde 1854 gerichtlich gelöst. Ihren Wohnsitz hatte sie seit 1849 in Rom genommen. Daneben tat sie ihrem unbezwinglichen Reisedrang Genüge. Ein Freund, Kapitän Dodero, machte sie 1855 mit den Memoiren des ihm nahestehenden Garibaldi bekannt. Sie sah in diesem, den sie seit 1849 von Rom her kannte, „den Helden, dessen Seelengröße, Selbstaufopferung und persönlichen Mut sie bewundern gelernt hatte.“ Da die Handschrift seiner Memoiren nur bis zum Jahre 1848 geführt war, sie deren Fortsetzung aber nicht erlangen konnte, fuhr sie in Begleitung Doderos im November 1857 zu Garibaldi nach Caprera. Darnach entspann sich zwischen ihm und ihr ein eifriger Briefwechsel. Ihr Buch „Garibaldi, Mitteilungen aus seinem Leben“[1] macht uns mit demselben bekannt. „Speranza mia“, schreibt ihr der General am 28. November 1857, „wie soll ich Ihnen meine Dankbarkeit und alles, was ich für Sie fühle, ausdrücken! Wenn ich jemals den Ehrgeiz gehabt habe, etwas zu sein und Verdienste zu besitzen, um sie einer Dame zu Füßen zu legen, so ist es jetzt der Fall.“

Sie wiederholt 1858 ihren Besuch in seiner Insel-

[1] 2. Auflage. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld, 1886

einsamkeit. Diesmal wohnt sie in seinem Hause, in einem Parterrezimmer, „dessen Ameublement aus einem Stuhl, einem kleinen Tisch und einem Bettchen bestand, dessen hartes Lager mich an die Streckbetten in orthopädischen Instituten erinnerte. Den Fenstern fehlte jeder Verschluß, so daß ich den Blicken eines etwa Vorübergehenden preisgegeben war." Garibaldi trug ihr an, seine Gattin, die Mutter seiner Kinder zu werden. Sie enthob ihn mancher Sorge um seine Kinder, zu seiner Lebensgefährtin aber fühlte sie sich trotz aller Aufopferung nicht geeignet. Nachdem sie ihn verlassen hatte, folgte ihr die schriftliche Versicherung: „Ich will nur wiederholen, daß ich mich als der glücklichste Mann der Welt fühle, seitdem ich Sie gesehen, kennen und würdigen gelernt habe." Ihre Anwesenheit in Caprera benutzt ihr Held, um ihr seine Erlebnisse zu erzählen, die sie zur Ergänzung seiner unvollständig gebliebenen „Denkwürdigkeiten" aufzeichnet.

Infolge ihrer Besuche auf der Insel wird ihr die Rückkehr in die Stadt der Päpste untersagt und nur dank der Verwendung des ihr befreundeten Kardinals Bedini und des württembergischen Geschäftsträgers nachmals wieder gestattet. Doch muß sie sich nun beim Ausreiten die Begleitung zweier päpstlicher Karabinieri gefallen lassen.

Der Anliegen Garibaldis an seine Freundin ist fortan kein Ende. Bald ruft er sie da-, bald dorthin. Eine Reise zu ihm nach Turin zieht ihr eine schwere Erkrankung zu. Kaum mittelst einer Kur in dem Pyrenäenbad Cauterets wiederhergestellt, vereinigt sie sich im September 1859 mit ihm in Ravenna,

um ihn und die Seinen zwölf Tage lang auf seinem Zug durch die Romagna zu begleiten — nach ihrem eigenen Ausspruch „die interessanteste Epoche ihres Lebens."

Auf Bitten ihres Freundes übernimmt sie im Oktober 1859 die Mission, nach Messina zu reisen, um den von ihm geschriebenen „Aufruf an die Sizilianer zur Abschüttelung des bourbonischen Jochs" sicher in die Hände der fünf Mitglieder des revolutionären Komitees zu bringen. Es gelingt ihr, vier der Volksführer zu verständigen. Dem fünften jedoch, der gerade als Haupt der Aufstandspartei gilt, hat sie das verhängnisvolle Schriftstück noch nicht vorweisen und dasselbe demnach noch nicht zu ihrer eigenen Sicherheit vernichten können. Da wird sie kurz vor der geplanten Abfahrt aus Messina eines Nachts, im Bette liegend, von Häschern überrascht. Sie reißt, bevor sie ihre Türe erbrechen, die Proklamation in Stücke und verschluckt diese, da sie sie nicht mehr bergen kann.

Man schleppt sie in einen Kerker. Doch das Glück will, daß der Kerkermeister, dem sie einst in Sorrent eine Wohltat erwiesen hat, sie an den von ihr getragenen Locken wieder erkennt. Er läßt sie durch einen unterirdischen Gang entkommen und bis zur Ankunft eines französischen Messageriebootes bei Verwandten versteckt halten. So ist sie gerettet. Ihren Bericht über die Todesgefahr, in der sie für ihn und seine Sache geschwebt hat, nimmt Garibaldi, als sie ihn darauf in Bologna aufsucht, mit den gelassenen Worten auf: „Da sind Sie der Gefahr schön entwischt!"

Trotz seines allenthalben zutage tretenden Egoismus' und Undanks, hört sie nicht auf, in seinem Interesse und dem des italienischen Aufstandes zu wirken. Als er 1862 bei Aspromonte verwundet und gefangen genommen worden ist, eilt sie nach La Spezia und pflegt ihn. Später geht sie wiederholt zu ihm nach Caprera; sie scheut keine Gefahr, um ihn in Varignano vor einer ihm drohenden Verschwörung zu warnen, opfert ihm große Summen, opfert Kräfte und Gesundheit, nimmt seine Tochter Anita zur Erziehung zu sich. Seinen Dank dafür bezeugt er dadurch, daß er ihr die ihr seit Jahren zur Herausgabe übertragenen Memoiren noch vor Veröffentlichung derselben wieder abfordert, um Alexandre Dumas damit zu betrauen. Dennoch erschienen sie 1861 in ihrer Übersetzung[1]. „Wie mir das", schließt sie ihr Buch, „was ich für Anita getan, von Vater und Tochter gelohnt ward, darüber — wie über den im August 1875 erfolgten geheimnisvollen Tod der Anita — lasse ich besser einen Schleier fallen ... In der Geschichte bleibt Garibaldi eine Sonne — aber auch die Sonne hat ihre Flecken." — —

Im Januar 1866 ließ Frau von Schwartz sich auf der Insel Kreta nieder. In dem Dorfe Khalepa bei Kanea schuf sie sich inmitten Weingärten ein romantisches Heim. Bald nach ihrer Übersiedlung brach daselbst der Freiheitskampf aus. „Des kretischen

[1] „Garibaldis Denkwürdigkeiten." 2 Bde. Hamburg, Hoffmann & Campe 1861. Ihnen ließ sie folgen: „Garibaldi in Varignano und Caprera." Leipzig, G. Wigand 1864.

Charakters noch ganz unkundig, interessierte sich Elpis Melena, laut ihren eigenen Mitteilungen, „auf das lebhafteste für die Insurgenten, wohnte öfters ihren geheimen Zusammenkünften in den Bergen bei und begab sich bei verschiedenen Gelegenheiten für sie in Lebensgefahr.“ Bei einem weiten Ausflug durch die Insel wurde sie am Kap Grabusa gefangen. Zwar entrann sie glücklich der türkischen Soldateska, durfte aber auf Anordnung Ismail Paschas die Hauptstadt und ihr Häuschen zuvörderst nicht mehr verlassen.

„Sie haben Ihr Leben der Befreiung der Völker geweiht, und wohl geziemt dies Ihnen, edle Seele!“ schreibt ihr Garibaldi im August 1866. Auf ihre Bitten schickt er ihr ein Kontingent seiner Freiwilligen: 500 Italiener, die 1867 heimlich auf Kreta landen und „bis zum Ende des dreijährigen Aufstandes bei namenlosen Entbehrungen ihr Leben der Sache der Freiheit widmeten. Bei meiner Rückkehr auf die Insel des Minos (Ende 1868) erfuhr ich, daß die armen Italiener an Enttäuschungen und Verrätereien von seiten der Insurgenten das Unglaublichste erlitten . . . Daß ich alles aufbot, diesen Notleidenden beizustehen, bedarf keiner Erwähnung.“

Die Verlegung ihres Wohnsitzes nach Kreta bedeutete für Elpis Melena kein Abreißen der Fäden, die sie mit Italien, mit England, dem sie sich nicht entnationalisierte, mit Deutschland, ihrem zweiten Vaterland, verbanden. Jährliche Reisen erhielten ihre persönlichen Beziehungen aufrecht. Mit Liszt sah sie sich häufig, bald in Rom, bald in Weimar,

bald in Jena, wo ihr Sohn studierte. Aus dem ersten Jahr ihres kretenser Aufenthaltes, vom 6. Oktober 1866, datiert ein Schreiben an den Künstler, dem Folgendes entnommen sei:

„Als ich das Land meiner Vorliebe verließ, glaubte ich nicht, daß das Buch meiner kleinen unbedeutenden Existenz mir noch so interessante Blätter vorbehalte. Könnte man sich nur um mindestens zwanzig Jahre seines Lebens entlasten, so würde ich besser imstande sein, den Gefahren die Stirn zu bieten, die mich umgeben und die mich doch fort und fort unwiderstehlich anziehen. Ohne meinen Sohn wäre ich in den Bergen unter den boves.

Was das Interesse betrifft, das mir dies entsetzliche historische Trauerspiel gewährt, dessen Zeuge ich hier bin, so geht dies schon über die Grenzen ‚meines Elementes' hinaus. Ich habe Kolb in Rom[1] einen der ersten Artikel geschickt, die ich in Deutschland veröffentlichte. Er wünschte eine Idee von dem zu haben, was hier vorgeht ... Ich versichere Ihnen, Monsignore, daß die ganze alte und neue Geschichte uns kein Beispiel solch empörenden, unmenschlichen, unwürdigen Verfahrens liefert, wie es sich jetzt vor meinen Augen vollzieht ... Dahin sind wir dank der Zivilisation und den gerühmten Fortschritten unseres 19. Jahrhunderts gekommen!

Alles, was uns die alte und neue Geschichte an Großem und Heldenmütigem berichtet, sehen wir

[1] Deutscher Konsul in Rom.

täglich vor Augen. Wir sahen 200 Kreter 2000 Türken angreifen und in die Flucht schlagen, — mit eignen Augen sah ich 500 Kreter 4000 Türken nach zwölfstündigem Kampfe zurückwerfen. Diese Helden haben weder Geld noch Waffen, weder Schießvorrat noch Lebensmittel. Sie haben, kann man sagen, ihren mit allem wohlversorgten Unterdrückern nichts entgegenzusetzen als ihre heldenmütige Vaterlandsliebe und die großen Vorteile, die ihnen ihre Berge darbieten. Ich für mein Teil würde ihre Angliederung an Griechenland keineswegs als ein Glück für sie betrachten. Ich könnte die kretische Bevölkerung niemals mit den Griechen des Archipels und des Festlandes vermengen. Der Stamm mag vielleicht der gleiche sein, aber es sind zwei völlig verschiedene Zweige. Ich sehe keinen Ausweg für dies arme kleine Volk. Alles, was ich wünschte, wäre nur, daß Europa dies Gemetzel, diese vollkommene Zerstörung alles dessen, was die Insel an schönen und reichen Ansiedlungen, Erzeugnissen, Weingärten, Bäumen besitzt, verhindere.

Ohne Zweifel werden Sie, liebenswürdigster und geliebtester Monsignore, fragen, was ich jetzt, nun mein Zweck ein unmöglicher geworden ist, hier tue?[1] Ach, sehen Sie nicht jede kleine Ameise, die ein ungestümer Hauch fast töten kann, mit einer schweren Bürde beladen, die sie mit einer Wichtigkeit trägt, als ob sie zur Erbauung des Weltalls diene? Mit dem Lebewohl, das ich der Welt und

[1] Sie hatte Studien über Kreta machen wollen.

ihren sogenannten Freuden und Schmerzen sagte, gleiche ich einem jener armen kleinen Insekten. Von der Nichtigkeit meiner Anstrengungen mehr als überzeugt, gibt es für mich doch ebensowenig als für eine der Ameisen ein Stillstehen. Was ich an Geld zu ersparen vermag, ist gewissenhaft den Unglücklichen geweiht, die alles verloren haben. Die geringe Arbeit meiner Feder ist der Sache dieses armen Volkes gewidmet. Ich habe mehrere lange Berichte an deutsche, englische und französische Zeitungen geschickt; ich hoffe von einer Broschüre, an der ich arbeite und deren Vorwort dieser Tage in Zeitschriften verschiedener Sprachen erscheinen soll, einigen Erfolg[1] ... Ich suche den Beweis zu erbringen, daß die Unterwerfung des kretischen Volks unter das ottomanische Joch unmöglich geworden ist.

Das Leben, das ich führe, ist voll Entbehrung und Arbeit. Ich kann sagen, ich lebe und ich liebe nicht — bin ich doch jeglicher geistigen Hilfsmittel beraubt. Mein kleiner Broadwood[2] und die Erinnerungen, die er mir an all das Göttliche zurückruft, was ich in Rom von Ihren den erhabensten Inspirationen gehorchenden Fingern vernommen — das ist meine einzige abendliche Erholung nach zwölfstündiger Arbeit ...

Zürnen Sie mir nicht ob dieses langen Geplauders! Es tat mir wohl, denn es richtet sich an den,

[1] „Die Insel Kreta unter der Ottomanischen Verwaltung." Wien, Hilberg 1867.

[2] Flügel von Broadwood in London.

den ich vor allen bewundere. Bewahren Sie mir ein wenig Wohlwollen, zum Glück Ihrer Ihnen unwandelbar und verehrungsvoll ergebenen

M. E. von Schwartz.

Ein Brief Liszts, vom 15. März 1870 aus Villa d'Este datiert, fragt Elpis Melena:

„Haben Sie Ihre von Gelehrsamkeit und Philhellenismus getränkte Schrift über Kreta beendet? Und werden Sie zu Ihrer Veröffentlichung in diesem Sommer wiederkehren? Ich hoffe darauf und gestehe Ihnen ohne Komplimente, daß Sie zu der sehr kleinen Zahl meiner Freunde gehören, deren Abwesenheit ich als eine Entbehrung empfinde. Sich an diese Art Entbehrung zu gewöhnen wird aber nicht leichter mit dem Alter.

Sie kennen jedenfalls den Roman, den Ihr großer historischer Freund jetzt im *Gaulois* (wenn ich mich nicht irre) unter dem Titel „Die Herrschaft des Mönchs oder Clelia" veröffentlicht[1]. Ich bezweifle, daß ein andrer weniger historischer aber ausgezeichneter Ihrer Freunde, Saint-René Taillandier, der kürzlich zum Generalsekretär des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts ernannt worden ist, auf viele Exemplare von Garibaldis Roman für die kaiserlichen Bibliotheken subskribieren wird; aber er wird eine gute Gelegenheit zu ministerieller Revanche haben, wenn der Biograph des Heiden der „unità

[1] Garibaldis Roman trug den Titel: „Die Herrschaft des Mönchs oder Rom im 19. Jahrhundert." 2 Bde. Wien, Hartleben, 1870.

italiana" (nicht der in Turin verbannten „cattolica") sein Buch über Kreta erscheinen laßt, wo die Kreter von dem alten, durch die Epistel Pauli an Titus berichteten Verdammungsurteil ihres Epimenides: „Cretenses semper mendaces, malae bestiae et ventres pigri" wieder zu Ehren gebracht werden. Was die „mendaces" und „ventres pigri" betrifft, so würden sie im überwiegenden Teil von Europa eine ungeheuere Konkurrenz haben."

Briefe aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges, die Frau von Schwartz in Deutschland verbrachte, zeigen sie in ihren menschenfreundlichen Bestrebungen. Ihr Sohn, damals Jenenser Korpsstudent, wollte, „vom patriotischen Fieber ergriffen", sich der deutschen Armee anschließen, wurde als Ausländer jedoch nicht angenommen. Sie veröffentlichte eine Reiseskizze: „Von Rom nach Kreta" zum Besten der Verwundeten[1]. Liszt subskribierte auf 100 Exemplare — der Einzige, außer ihrem Bruder und Prinzessin Karolath, der ihr mildtätiges Unternehmen so reich unterstützte.

Wohin sie kam, fand sie Trauer, auch in Meiningen bei Bodenstedt. Hier traf sie mit Charlotte von Oven zusammen. „Sie trug oder richtiger dekiamierte uns", schreibt sie, „einige der schönen Gedichte, die das Meer von Blut, das uns zu vernichten droht, ans Licht gebracht hat, wie Wasserrosen, die unseren Helden als Totenkränze dienen, mit einem Schwunge vor, der des Jahres 1842 würdig wäre."

[1] Jena, Neuenhahn, 1870.

Am 2. April 1876, Liszts Namenstag, gedenkt die Freundin seiner in Khaiepa:

„Der 22. Oktober und der 2. April sind zwei historische und liebe denkwürdige Tage, an denen Ich mir erlaube, Ihnen mit meinen besten Wünschen alles zu wiederholen, was mein Herz und mein geringer Verstand Ihnen weiht. . . Eine mir durch die letzte Post zugekommene Nachricht berechtigt mich zwiefach, Ihnen ein Wort mitfühlender Erinnerung zu senden.

Ich hatte nicht den Vorzug, die Gräfin d'Agoult zu kennen; aber seit ich das Glück habe, Sie zu kennen, habe Ich stets und mit Recht aufrichtige Bewunderung und tiefe Sympathie für sie gehegt. Man kann wohl sagen, daß Daniel Stern eine der großen Gestalten unseres Jahrhunderts war. Durch ihren Tod verliert die Elite von Paris nicht nur eine der durch ihre Werke und ihr Empfinden ausgezeichnetsten Schriftstellerinnen, sondern eine Führerin; denn Daniel Stern bildete ein Zentrum, so daß mit ihr ein Kreis sich auflöst. Ich drücke Ihnen die Hand und sage Ihnen nichts weiter, als daß Ich die Gefühle, die dieser Verlust in Ihnen erweckt, verstehe und Sie bitte zu glauben, daß niemand lebhafteren Anteil daran nehmen kann als Ich. . .

Ihre Güte hat mich derart verwöhnt, daß Ich mir ein Wort erlaube, das mich Ihnen in meiner Kleinheit zeigt. Ja, Vortrefflichster: ognuno ha il suo ramo di pazzia, auch ich. Mein Traum ist, unser Jahrhundert der Zivilisation an ein wenig Menschlichkeit zu erinnern. Wenn Sie wüßten, bis zu welchem Grad von Grausamkeit der Mißbrauch der

Vivisektion unter wissenschaftlichem Vorwand ausarten konnte, wenn Sie wüßten, was alles geschieht, würde Ihre edle Hand, dessen bin ich gewiß, meine schwachen Anstrengungen segnen. Ich mache Ihnen meinen ins Englische übersetzten „Sermon“ zum Geschenk, nicht aber zwei Blätter, deren erstes ich in vier, deren zweites ich in drei Sprachen übersetzt habe[1]. Darauf beschränke ich mich nicht. Ich kann nur sagen, daß der Aufruf in England zur Gründung zweier Antivivisektions-Vereine Anstoß gegeben hat und daß die Frage im Parlament zur Verhandlung kommen wird. Nun habe ich jetzt, in Erinnerung der Wirkung, die „Onkel Toms Hütte“ gegen die Sklaverei hervorbrachte, die kühne Idee, einen kleinen Roman in vier Sprachen zu schreiben, der — wie „Onkel Toms Hütte“ gegen die Sklaverei — gegen die Vivisektion agitieren soll; denn alle Berichte der Antivivisektionisten sind so grausam, so unmöglich zu lesen, obgleich sie wahr sind, daß man sie fort wirft und darüber Schlaf und Appetit verliert. In meinem kleinen unschuldigen Roman soll nun das große Publikum die Wahrheiten unsrer Zivilisation hinunterschlucken[2]. Vor einem

[1] „Aufruf an die Humanität in Deutschland“ 1875. Derselbe in die englische, französische und italienische Sprache übersetzt. Weitere Flugblätter gegen die Vivisektion folgten 1878, 1879 u. 1881.

[2] „Gemma oder Tugend und Laster.“ München, Franz, 1877. — Ein Roman: „Memoiren eines spanischen Plasters“, Braunschweig, Vieweg, 1857, sowie Reiseskizzen: „101 Tag auf meinem Pferde“, 1860, und „Blicke auf Calabrien und die Liparischen Inseln“ 1861, beide Hamburg, Hoffmann & Campe, sind noch von früheren Schriften zu nennen.

Monat habe ich Ihn erst angefangen. Wollen Sie glauben, daß Ich die Kühnheit so weit treibe, zu hoffen, daß Ich ihn der Königin Viktoria widmen könnte? Es ist, seien Sie dessen versichert, nicht Eitelkeit, was mich dazu drängt, sondern einzig der lebhafte Wunsch, der Sache, der ich diene, zu nützen. Sie kennen mich ja — und das ist mir genug! Von meinem Roman sagte ich meiner Schwester noch kein Wort. Ihnen habe ich das sancto sanctorum meines Herzens geöffnet . . .

Ich lebe in vollkommener Einsamkeit des Herzens und des Geistes. Mein Haus ist vortrefflich bestellt! Mein Bayer spielt den Gutsherrn, er reitet meine Pferde, gibt mein Geld aus, weiht sich dem Kult des Bacchus, verlangt drei oder vier Arbeiter unter sich zu haben, und ich arme alte Lahme muß noch lächeln, indem ich eine Bande von Dieben ernähre. Das sind die Vorrechte des kleinsten Besitzes! . . Leben Sie wohl! und für immer die ergehenste Ihrer Bewundererinnen."

Ihrer sich über ganz Europa erstreckenden Tätigkeit auf dem Gebiete des Tierschutzes zollte Liszt mit den Worten Beifall: „Übersetzen Sie den ‚sermon zoophile' und fahren Sie in vier Sprachen siegreich in Ihrem lobenswerten Kampf gegen die Grausamkeiten fort, die fast in allen Ländern gegen die Tiere begangen werden. Sie sind wahrlich nur eine traurige Zugabe zu den unzähligen Grausamkeiten und Abscheulichkeiten des menschlichen, so unmenschlichen Wesens!" Und ein andermal, am 17. August 1879 schreibt er ihr:

„In dieser Woche gehören Sie mit Leib und Seele dem Kongreß der Tierschutzvereine in Gotha. Mit großer Sympathie las ich Ihren beredten Aufruf an die deutschen Frauen und wünsche, daß Ihre beharrlichen Bemühungen zu gunsten der Tierwelt belohnt und die Gräuel der Vivisektion auf das für die Wissenschaft unbedingt Notwendige beschränkt werden. Die Herzen aller guten Menschen müssen Ihr Gefühl teilen."

Die unermüdlichen Guttaten seiner Freundin fordern die Bewunderung des Meisters heraus, der selbst doch des Gehens und Wohltuns nie müde ward. Er bekundet sie in einem Briefgruß vom 22. März 1883:

„Es ist wahrlich ein Wunder, daß Sie, nachdem Sie seit so vielen Jahren Werke der Barmherzigkeit üben, noch nicht ruiniert sind. Ihr Leben erscheint mir wie eine ungeheuere Symphonie von Wohltaten, Almosen, Gaben und Aufmerksamkeiten ebenso zarter als kostspieliger Art. Von Garibaldi und den Seinen angefangen, den armen in Rom erkrankten Deutschen, die Sie auf Ihre Kosten begraben ließen, bis zu den streitbaren Kretern, den Kranken Ihres Jenenser Hospitals[1], den Tierschutzvereinen usw. Ich bewundere Sie und beuge mich vor Ihren Wohltaten ohne Ende — um so mehr als Sie sie still, gleichsam im Schatten, ohne alle Fanfaren von Trommeln und Trompeten ausüben!"

Als Förderer der Bestrebungen von Frau von

[1] Sie stiftete 30000 Mark für ein Frauenhospital in Jena.

Schwartz wendet sich Liszt am 15. Dezember 1884 von Rom aus an Victor Hugo:

„Ruhmvoll Unsterblicher!

Sie haben mich in meinen Jugendjahren durch Ihre Gunst, bei meiner letzten Anwesenheit in Paris durch Ihr wohlwollendes Andenken geehrt. Dies läßt mich Ihre Nachsicht für die Ihnen auszusprechende Bitte hoffen: daß Sie nämlich die Widmung der französischen Ausgabe der Biographie Garibaldis annehmen möchten, die Frau von Schwartz nach ihr vom General mitgeteilten authentischen Dokumenten verfaßt hat. Vor und nach Caprera weihte sie großherzig einen ansehnlichen Teil ihres Vermögens der Sache der Einheit Italiens. Saint-René Taillandier veröffentlichte vormals über Frau von Schwartz einen überaus anerkennenden Artikel in der *Revue des deux-mondes*.

Von mir wüßte ich Ihnen nichts zu sagen, als daß ich seit fünfzig Jahren Ihre Werke mit tiefer Bewunderung lese. Sie hat mich angeregt, zwei Ihrer Dichtungen: ‚Ce qu'on entend sur la montagne'[1] und ‚Mazeppa'[2], sowie ein paar Ihrer Liebeslieder und kürzlich Ihr herrliches Crucifixus: ‚Vous qui pleurez, venez à ce Dieu, car il pleure' in Musik zu setzen.

Ich verharre als Ihres erhabenen Genies ergebener und treuer Diener

F. Liszt."

Dreißig Jahre waltete Elpis Melena als gütige Fee

[1] u. [2] Symphonische Dichtungen Liszts.

auf Kreta. Kein Opfer an Zeit und Geld war ihr zu groß, wenn es der Wohlfahrt des Inselvolkes galt. Sie gründete Krankenhäuser, Asyle, Schulen, suchte durch Übersetzung deutscher Schulbücher ins Neugriechische Bildung zu verbreiten, wie sie andererseits kretische Volkslieder und Sagen den Deutschen durch Übertragung, unter dem Titel „Kreta-Biene", vermittelte. Ihrer Tierliebe tat sie durch Stiftung eines Tierspitals in Kanea genug. Die zahlreichen Straßenhunde ließ sie täglich füttern. Von Kretern wie Muhamedanern sah sie sich höchste Ehrerbietung dargebracht. Bis 1896 lebte sie in ihrer Mitte, nachdem sie noch ein letztes Werk: „Erlebnisse und Beobachtungen eines mehr als zwanzigjährigen Aufenthaltes auf Kreta" 1892 veröffentlicht hatte. Nun verließ sie die Insel, um vorwiegend in der Schweiz ihre letzten Jahre zu verleben. Dort ist sie in Ermattingen am 20. April 1899 heimgegangen.

Fanny Fürstin Rospigliosi.

Mit der römischen Aristokratie unterhielt Liszt nach verschiedenen Seiten hin Fühlung. Gleich nach seiner Ankunft in Rom war ein herzlicher Verkehr mit den Caetani und vornehmlich mit deren Haupt, dem als Danteforscher berühmten Herzog von Sermoneta, durch dessen Freund, den Großherzog Carl Alexander von Weimar, angebahnt worden. Letzterem gegenüber bezeichnete der Meister den Herzog als „eine Persönlichkeit, die selbst unter den ausgezeichnetsten der europäischen Aristokraten hervortrete." Die von ihm gehaltenen Vorträge über die „Göttliche Komödie" zogen Liszt, der Dantes tiefsinnige Dichtung selbst auf Reisen oft mit sich führte, in hohem Grade an und er hebt hervor, daß der Herzog sich dieselbe „derart zu eigen gemacht habe, daß er sämtliche Gesänge auswendig rezitieren könne." „Welche Beschämung", fügt er hinzu, „für einen armen unwissenden Musiker wie ich, der es gewagt hat, ein übelklingendes Mischmasch unter dem Titel *‚Eine Symphonie zu Dante'* zu veröffentlichen."

Die Freundschaft des Vaters für Liszt ging auch auf den Sohn, Don Onorato Principe di Teano, den jetzigen Herzog und vormaligen Minister des Äußern, und dessen schöne Gemahlin Donna Ada über.

Deren zweitgeborenen Knaben Roffredo hob der Tonmeister aus der Taufe und sein Segen verlieh dem Patenkind musikalische Begabung, durch die keins seiner Geschwister bevorzugt wurde.

Von der Tochter des Herzogs, Gräfin Ersilia Lovatelli, sagte die Fürstin Wittgenstein, daß „der edle und ausdrucksvolle Typus ihres schönen Antlitzes zugleich etwas von der Juno und der Titania an sich habe.“ Ähnlich meint Liszt, „ihre vornehme und anmutvolle Schönheit sei das untrügliche Anzeichen ihrer überlegenen Geistesgaben, deren Pflege sie der der weltlichen Vergnügungen vorziehe.“ Sie, die Freundin von Ferdinand Gregorovius, war Liszts Führerin in den Wundern Roms und genießt den durch gelehrte Werke erworbenen Ruf einer hervorragenden Archäologin, als welcher ihr auch eine deutsche Hochschule den Doktorhut verlieh.

In wesentlich näherer Beziehung noch als zu den Caetani stand der Künstler zur Fürstin Rospigliosi, mit ihrem vollständigen Namen Fanny Fürstin Champagny-Rospigliosi. Sie, die dem vom ersten Napoleon errichteten Herzogshause de Cadore angehörte, erfreute sich Liszts besonderer Freundschaft und Verehrung. Er bezeichnete sie als die geistreichste Frau Roms. Eine echte Französin — ihr Bruder war französischer Gesandter in München —, Schöngeist und Salondame, von überaus vornehmer Erscheinung, war sie die elegante Matadorin der klerikalen Kreise. Sie zeichnete sich durch ein großartiges humanitäres Wirken aus.

Im Palazzo Rospigliosi in der Via del Quirinale, dessen „Kasino“ als weltberühmten Schatz Guido

Renis Aurora birgt, ging Liszt häufig aus und ein. Wann und wie er sich zuerst zur Fürstin fand, blieb uns unbekannt. Sicher ist, daß er 1865, als er nach Empfang der Weihen im Vatikan wohnte, bereits Umgang mit ihr pflog, und daß sie im Juli 1867, gleich der Fürstin Wittgenstein, bei der Probe seines „Christus", der damals seine erste, allerdings nicht vollständige Aufführung erlebte, gegenwärtig war. Auch besuchte er im September darauf ihren Bruder in München. Auf ihre Einladung, sie in ihrem in der Campagna, halbwegs nach Civitavecchia gelegenen Landgut Maccarese durch sein Kommen zu erfreuen, antworteten ihr im Spätherbst 1868 die Zeilen:

„Ach, daß ich nicht hier festgenagelt wäre, Frau Fürstin! Nur meine Gedanken besuchen die schöne Lorbeerallee und das Gestade von Maccarese. Ich fange schon an, das Schicksal Ihrer Büffel zu beneiden. Sie führen ein ihrer Natur gemäßes Dasein, was mir zumeist nicht vergönnt ist. In der Umgebung von Maccarese stellen sich diese Tiere auf das vorteilhafteste, wie lebende und wandelnde Bilder und in dem von den Landschaftern so gesuchten historischen Charakter dar. Sie haben mich überdies über das deutsche Zeitwort büffeln nachdenken lassen, was im familiären Ausdruck rastlos arbeiten bedeutet. Wahrlich, das Klügste, was ich tun konnte, wäre meine alten Tage in irgend einem unbekannten Winkel büffelnd zu beschließen."

Auf seinen regelmäßigen winterlichen Fahrten von Rom nach Budapest versäumte Liszt kaum je, bei den Freunden in Florenz oder auf ihren Gütern, nament-

lich in Lamporecchio bei Pistoja, vorzusprechen. Ein graziöser Wink der Fürstin rief ihn zu ihr, wie:

„Man sagt mir, daß Sie in Rom sind, sagt mir weiter, daß Sie wieder nordwärts ziehen werden. Darum komme ich Ihnen zu sagen, daß ich das Gasthaus am Wege bin, und Sie zu bitten, einen Halt bei mir zu machen, bevor Sie auf die Lorbeerernte gehen. Bin ich sehr unbescheiden, wenn ich diese Bitte an sie richte? Aber ich rechne auf die Nachsicht, die den Großen unter den Menschen zu eigen ist."

Die Besuche des Verehrten waren freilich knapp bemessen, sie währten nicht länger als einen oder zwei Tage. „Ärztliche Visiten" nannte sie der Fürst scherzend ob ihrer Kürze. Doch genügten sie, den Meister mit den mildtätigen Bestrebungen und Stiftungen der großherzigen Frau bekannt zu machen, denen er das lebendigste Interesse entgegenbrachte. So berichtet er, im Februar 1876 wieder in Budapest eingekehrt, dem Kardinal Hohenlohe:

„Die Fürstin Rospigliosi, die glücklich wieder genesen und immer degna di se stessa ist, verweilt noch immer in ihrem schönen, mit dem päpstlichen Wappen geschmückten Schlosse Lamporecchio. Als ich mit ihr ihre neue Schule besuchte, erzählte ich ihr von der von Eurer Eminenz in Schillingsfürst gegründeten. Sie wünscht nicht allzuweit hinter Ihrem guten Beispiel zurückzubleiben, wenn sie auch keinen Anspruch darauf erhebt, Ihnen gleichzukommen und mich beauftragt, Ihnen ihre tiefe Verehrung und ihr treues Gedenken zu übermitteln."

Anderthalb Jahr später erzählt er der Fürstin Wittgenstein aus Lamporecchio, seiner ersten Reise-

station: „Um 2 Uhr angekommen, wurde ich vom Hausherrn sehr liebenswürdig empfangen. Seine Frau sprach mir sogleich von dem bewunderungswürdigen Buch, das Sie ihr gesandt hätten und das, wie sie versichert, ihr von großem Nutzen für die hier von ihr gegründete Schule für junge Mädchen gewesen sei. Drei italienische Nonnen vom dritten Orden des heiligen Dominikus leiten dieselbe. Mehr denn 100 Mädchen von 3 bis 12 Jahren werden da unterrichtet und erzogen. Die Schule ist nahe beim Schloß und der Kapelle. Die Hausfrau erwies mir die Ehre, mich zu beiden zu führen."

Und ein andermal hört die Fürstin wieder von ihm als Gast Lamporecchios: „Von meinem Zimmer aus überblickt man, so heißt es, das halbe Toscana. Lamporecchio ist ein fürstlicher Aufenthalt und sehr gut gehalten. An Besuchen und Briefen mangelt es hier nicht. Sie wissen, daß das Schloß von Bernini für Klemens IX. (Rospigliosi) erbaut worden ist. Die Kapelle liegt wenige Schritte außerhalb des Schlosses, diesem gegenüber. Ich habe darin die Engellitaneien gehetet."

Liszts kirchenmusikalische Reformbestrebungen, denen Rom so geringes Verständnis entgegenbrachte, wußte Fürstin Fanny zu würdigen. Ihr Interesse daran verrät ein Schreiben, das sie ihm am 8. Mai 1878 aus Spicchio zugehen läßt:

„Von Grund des Herzens sage ich Ihnen Dank. Auch Ihrem heiligen Schutzpatron danke ich, daß er Sie meine Bitte so günstig aufnehmen ließ. Mich beglückt der Gedanke, daß man versucht, die sozusagen als Kirchenmusik verkleidete weltliche

Musik auszurotten. Ach, es wäre ja ein wahres Glück, brächte man es dahin, daß das, was Sie mir gütig sandten, zur Aufführung käme! Wenn ich nach Deutschland komme, werde ich mich bemühen, einige geklärte Begriffe mitzubringen, und Ihre Aufschlüsse sind mir sehr wertvoll.

Den Aufenthalt bei Wagner beneide ich Ihnen. Ich kann mich nicht darüber berubigen, Bayreuth vor zwei Jahren versäumt zu haben. Jetzt gab man in Rom den Lobengrin. Aber ohne Erfolg. Adelina Patti wurde fast ausgepfiffen. Die Römer sind unglaublich. Das ist das Land der Fiascos. Sie sehen, ich zitiere meine Autoren.

Ich erhalte das Paket und will mit dem Ausdruck meiner Dankbarkeit nicht zögern. Lassen Sie mich wissen, wieviel meine Schuld beträgt; denn ich darf Ihre Armen nicht verkürzen und man sagt mir, daß der Verkauf milden Zwecken zugute kommt.

Gewiß schreibe ich wieder eine unrichtige Adresse. Verzeihen Sie mir meinen Mangel an Lebensart. Ich weiß mich nie der Titel zu erinnern. Nur der Name, wenn er ein großer und berühmter ist, prägt sich mir ein. Mit wahrer Zuneigung und Bewunderung für Sie, caro Maestro di quei che sanno[1]

Sua affezionatissima e devotissima

Fanny Rospigliosi."

Bald darauf, am 19. Mai, folgt ein neues Schreiben der „Spiccbiana", wie sich die Fürstin nennt.

[1] Danteskisches Zitat: ein Meister derer, die wissen.

„Ich bin untröstlich, Ihnen nicht, wie ich hoffte, in Paris zu begegnen; denn Sie gehen zum Anfang [der Ausstellung] hin und ich zum Ende. Wie Sie also erreichen?

Noch vielen Dank für die Musik. Die metallische Frage erlaubte ich mir nur zu gunsten Ihrer Armen: ich glaubte gelesen zu haben, daß die Einnahme wohltätigen Zwecken gewidmet sei. Verzeihen Sie mir darum meine Ungeschicklichkeit und grollen Sie mir nicht wegen dieser Frage. Da Sie nach Italien kommen, erinnern Sie sich des Winkels, der Spicchio heißt. Kommen Sie aber, bitte, nicht als Meteor, sondern als Fixstern!

Sie tun recht, Napoleons III. zu gedenken. Ich muß bekennen, daß ich nicht sehr an die republikanische Freiheit glaube. In Rom kommen die beiden Hügel anscheinend gut miteinander aus. Im Vatikan lebt, atmet, liest man. Der Kardinal Hohenlohe scheint den ihm gebührenden Platz nach Jahren der Ungerechtigkeit wieder in Besitz genommen zu haben. Doch — ich will meiner Feder über dieses Thema nicht freien Lauf lassen. Ich bedauere Paris, das heißt Sie in Paris. Ohne Sie dünkt mich die Stadt reizlos."

Jahre schweren Leidens kamen über die Fürstin. Sie hielten sie ans Lager gebannt und verwehrten ihr selbst die Freude, den Freund bei sich zu empfangen. Wohl tauschten sie des weiteren schriftliche Grüße; doch sind uns aus dieser letzten Zeit, wie leider überhaupt von der edlen Freundschaft beider, nur spärliche Zeugnisse verblieben. Ein Nachklang von Liszts Zusammensein mit Wagner und den

Seinen in Venedig erreicht die Fürstin Rospigliosi im Januar 1883:

„Das erhabene Genie Wagners steigt immer höher — vom Tannhäuser und seinen anderen Meisterwerken bis zum Parsifal. Da gibt es kein Zugeständnis gegenüber dem Vulgarismus, dem leichtlebigen oder schwerfälligen, dem alten oder modernen — sondern einzig reine und absolute Wahrheit der Allkunst Poesie und Musik, Drama und Darstellung. Persönlich leistet Wagner mehr und mehr auf alle Geselligkeit Verzicht, er lebt nur in der Familie und unter der tyrannischen Macht seines Genius."

Wenige Wochen später, nachdem Wagner der Welt plötzlich genommen worden war, fand die Teilnahme der Fürstin Ausdruck in den Worten:

„Ich muß Ihnen sagen, welch tiefen Anteil ich an Ihrem und an Ihrer Frau Tochter Schmerz nehme und wie sehr es mich betrübt, einen großen Mann uns derart entschwinden zu sehen.

Die Unsterblichen sollten nicht sterblich sein!"

Zweimal noch wurde Liszt außerhalb Roms ein Wiedersehen mit Fürstin Fanny gegönnt. Im Januar 1885 war er in Florenz in „ihrem neuen sehr fürstlichen Villino" ihr Gast. Gerade ein Jahr später traf er sie in Venedig.

„Die Fürstin Rospigliosi", schreibt er der Fürstin Wittgenstein, „ist immer sehr leidend und sagte mir, daß sie kaum mehr gehen könne. Der Zauber ihres Geistes aber blüht unveränderlich. Sie lud mich gütigst ein, in ihrem Villino in Florenz zu wohnen."

Doch nicht noch einmal überschritt der Meister die Alpen. An den Lagunen hatte er seine Freundin zum letzten Male gesehen. Sie überlebte ihn lange. Fast 74 Jahre alt, ist sie am 9. Mai 1899 aus der Welt gegangen.

Nadine Helbig

Nadine Helbig.

Im Oktober 1865 kam die achtzehnjährige russische Fürstin Nadine Schahawskoy, nachmals Frau Helbig, mit Verwandten nach Rom. Sehr musikalisch, eine Schülerin Clara Schumanns, brannte sie darauf, Liszt zu sehen. Rasch erfüllte sich ihr Wunsch bei einem Konzert, in dem er sich ihr vorstellen ließ. Sie selbst erzählt es in ihren hier benutzten Aufzeichnungen „Franz Liszt in Rom“[1], die sie uns gütig mannigfach ergänzte. Die Gelegenheit blieb ihr weiter günstig. Der überall Willkommene verkehrte viel bei ihren Landsleuten, Graf Leon Bobrinskys, den damaligen Besitzern der Villa Malta, die durch diese ihre gegenwärtige stolze Neugestaltung erhielt. Öfter noch fand sich die junge Musikenthusiastin ihm bei Graf Alexis Tolstoy, dem Dichter, gegenüber, der mit seiner geistvollen Gattin einen längeren Aufenthalt in der Tiberstadt nahm und im Palazzo Campanari viele hervorragende internationale Persönlichkeiten, wie Gregorovius, Kuno Fischer, Kurt von Schlözer, Wolfgang Helbig, Fürst Gagarin, Ernest Hébert empfing. Von Weimar her schon kannte er Liszt, der zu seiner Ballade „Der

[1] „Deutsche Revue“, Januar und Februar 1907.

blinde Sänger" eine melodramatische Klavierbegleitung schrieb. Auf des Meisters Wunsch spielte ihm Fürstin Nadine Schumannsche Stücke vor, auch hörte sie ihn selbst spielen.

Ein Jahr später verheiratete sie sich mit Professor Helbig, dem Sekretär des deutschen archäologischen instituts, und kam für immer nach Rom, erst in der Casa Tarpea, dann im Institutsgebäude auf dem Kapitol in stolzer Höhe hausend. Liszt besuchte sie dort und war der jungen Frau behilflich, bei den offenen Empfangsabenden, die das Amt ihres Mannes mit sich brachte, ihre zahlreichen Gäste zu unterhalten. Er setzte sich selber ans Klavier, führte auch, zum Ergötzen aller, einmal Haydns Kindersymphonie auf, wobei Frau Helbig und ihr Gatte als Nachtigall und Trommler, die jungen Archäologen des Instituts als Wachtel, Kuckuck usw. beschäftigt waren. So begründete er in gütigster Weise ihre „Stellung in der Gesellschaft."

Seit 1869 wurde Frau Helbig, zufolge seiner Mahnung, über ihren Mutterfreuden die Musik nicht zu vergessen, seine Schülerin und wanderte jeden Freitag durch die damals noch existierende Akazienallee zu ihm hinab nach Santa Francesca Romana, wo er inmitten der klassischen Ruinen des Forums seine Wohnung hatte. Sein seit Juni 1863 mit kurzer Unterbrechung innegehabtes Quartier auf dem Monte Mario war ihm zu seinem Leidwesen 1867 gekündigt worden. Nun hatte er sich bis zum Dezember 1871 in einer in die Kirche Santa Francesca Romana eingebauten Zimmerreihe eingenistet. Deren Einrichtung mit den aus dem Nachlaß eines Kardinals stammenden

seidenen Möbeln war, im Vergleich zu seinen sonstigen Wohnungen, eine relativ elegante. Eine Statuette der heiligen Elisabeth hinter dem Chickeringflügel im Empfangszimmer, zwei große Handzeichnungen Gustave Dorés, Darstellungen der von Liszt vertonten Franziskuslegenden, im Studierzimmer, bildeten ihren künstlerischen Schmuck. An ernster Poesie gebrach es ihnen nicht. Rings umher lag sie in Fülle ausgebreitet. Zu den Fenstern herein schaute das erhabene Trümmerfeld des Forum Romanum, zur Rechten vom hochragenden Kapitol, zur Linken vom gigantischen Kolosseum begrenzt, gegenüber der Palatin, der Titusbogen in fast greifbarer Nähe.

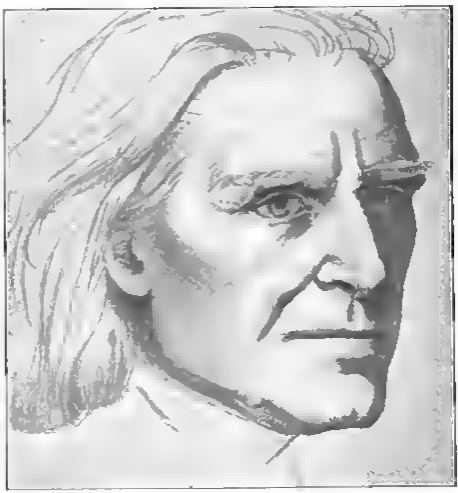
Wenige Stufen führten zu des Künstlers Heim empor. Hier besuchte ihn einst zu später Abendstunde, unter dem dröhnenden Donner, den zuckenden Blitzen eines südlichen Gewitters, Longfellow, der amerikanische Dichter. Liszt, inmitten tiefer Arbeit durch das Läuten der Glocke aufgeschreckt, öffnete selbst die Tür, in der linken erhobenen Hand eine im Sturme flackernde Kerze haltend, das Haupt von Blitz und Kerzenlicht wie dämonisch umleuchtet. Dies phantastische Bild ließ in der Seele des Dichters einen so unverwischbaren Eindruck zurück, daß er sich ein großes Gemälde darnach anfertigen ließ[1].

Anfangs erhielt Frau Helbig ihre Stunden allein. Nachdem sie zuvor des Meisters „franziskanisches" Fasttagsfrühstück: rohe Finocchi und rote Rüben, sein Lieblingsgericht, mit ihm geteilt hatte, mußte sie

[1] Siehe Göllerich, „Franz Liszt". Leipzig, Reclam.

ihm Schumanns und seine eigenen Werke spielen, auch oft mit ihm zusammen seine symphonischen Dichtungen und in letzter Zeit noch Teile aus seinem unvollendet gebliebenen Oratorium „Stanislaus". Nach der Stunde half sie ihm beim Empfang der Besuche, die er Freitags bei sich sah. Deren gab es, namentlich während des Konzils, so viele, daß Liszts Salon sie kaum fassen konnte. Hohe Geistliche, wie Kardinal Haynald, der ihm warm befreundete Erzbischof von Kalocsa, Simor, der Primas von Ungarn, der streitfertige Bischof Stroßmayer und viele andere, auch Damen, „les matriarches de l'église", wie Liszt sie nannte, fanden sich bei ihm ein.

Der Solounterricht aber währte nicht lange. Bald nahm Frau Helbig an den Stunden der Schüler teil, denen der Mittwoch gewidmet war. Anfangs überwogen in der Jüngerschar die Römer, später waren die Deutschen in der Überzahl. So wetteiferte die neue Schülerin mit Sgambati — dem bedeutendsten der italienischen Lisztschüler —, Pinelli, Lippi, Reisenauer, Leitert, Anna Mehlig, Johanna Wenzel, Zarembsky, Ansorge, Friedheim, Pinner, Pohlig, Roth, Sauer, Stavenhagen, Stradal und anderen. In Rom wie in Weimar ereignete es sich, daß sich manche, um auf Kosten Liszts zu Ruf zu gelangen, in seine Nähe wagten, die weder Talent noch Vorbildung dazu berechtigte, das arbeiterfüllte Leben des großmütigen Mannes um kostbare Stunden zu verkürzen. Die energische Hand Hans von Bülows säuberte die Hofgärtnerei einmal vorübergehend von derlei indiskreten Elementen. In Rom fehlte es an einem solchen Tempelreiniger. Und Liszts Güte



FRANZ LISZT

Zeichnung von Nadine Heibig

war eben unbegrenzt. Nur wenn man ihm allzu unbescheiden zumutete, falsche Noten zu korrigieren, erteilte er den Rat, man möge die Gelegenheit Rom zu sehen benutzen, dann aber heimkehren und ein Konservatorium oder einen geeigneteren Lehrer aufsuchen, als er sei.

Bezog der Meister, wie alljährlich, für einige Monate die Villa d'Este in Tivoli, so durften einige bevorzugte seiner Schüler, unter ihnen Frau Helbig, die er durch Widmung seiner Transkription von Dargomijskis Tarantella ehrte, ab und zu auch dort seines Unterrichts froh werden. Bedarf es heute nur einer reichlichen Eisenbahnstunde, um von Rom aus Tivoli und die königlichste aller Villen zu erreichen, so mußte man sich damals in der Diligenza, „einem präadamitischen Wagen", vier Stunden lang durch die unsichere Campagna herumrütteln lassen. Hier genoß Liszt die Gastfreundschaft des Kardinals Hohenlohe, dem die Villa für seine Lebenszeit überlassen worden war. Schon im Vatikan hatte der Künstler nach Empfang der Weihen längere Zeit bei ihm gewohnt, mit dem ihn herzliche Freundschaft verband. Mehrere Zimmer des noch in seinem Verfall stolzen Prachtbaues ließ der Hausherr für ihn vorrichten. Sie standen, durch seine Initialen F. L. über den Türen gekennzeichnet, jederzeit, auch bei Abwesenheit des Kirchenfürsten, für ihn bereit. Lieber denn irgendwo hielt Liszt sich an diesem traumhaften Orte auf, der wie kaum ein andrer zum Schaffen geeignet scheint und dessen phantastische Wasserspiele und berühmte Zypressen — die ältesten und schönsten Italiens — er in

Tönen verewigt hat. „Mehr und mehr attachiere ich mich an das Asyl, das Sie mir an dieser vornehmen Stätte gütig aufgetan haben", bekennt er im November 1868 seinem Gastfreund. „Die Tage gehen mir hier ebenso schnell als friedlich dahin, und wenn es nur von mir abhinge, würde man mich kaum anderwärts mehr sehen. Ich brauche mein Eldorado nicht erst zu suchen; hier habe ich's gefunden — hier in meinem Turm und der Terrasse." Und 1873 betont er abermals gegenüber dem Kardinal: „Besser denn irgendwo finde ich hier Sammlung inmitten dieser ernsten, großen, zum Nachdenken stimmenden Landschaft mit dem Ollvenwald, den berühmten majestätischen Zypressen, der Franziskanerkirche, der fernen Peterskuppel und dem Ausblick aufs Meer. Ich nehme also Ihre mir so zartsinnig dargebotene Gastfreundschaft abermals an."

In die erwähnte, der Villa benachbarte Franziskanerkirche pflegte Liszt beim Licht einer kleinen Blechlaterne schon in erster Morgenfrühe täglich zur Messe zu wandern. Sturm und Regen hielten ihn nicht zurück. „Das Wetter bekümmert sich nicht um mich, so brauche ich mich auch nicht ums Wetter zu kümmern", sagte er. Bequemlichkeitsneigungen, Rücksicht auf sich selbst kannte er nicht.

Ward neben dem unvergleichlich Stimmungsvollen von Garten und Landschaft vor allem die Arbeitsstille, der Schutz vor Fremdenandrang, den die Entlegenheit der Villa d'Este ihm gewährte, von Liszt als Wohltat empfunden, so füllten die Prachtgemächer derselben sich doch auch zur Abwechslung

einmal mit lautem Leben. Als die Mißernte des Jahres 1879 über die Bewohner des Sabinergebirges Hungersnot verhängte, schlug Kardinal Hohenlohe seinem Freund und Hausgenossen die Veranstaltung eines Konzerts im großen Saale der Villa zum Besten der Notleidenden vor. Wer wäre, wo es Not zu lindern galt, bereitwilliger gewesen als Liszt? Das Herbeischaffen eines römischen Orchesters verboten die zu großen Kosten. Man mußte sich anderweit helfen. So wurden denn zwei Lisztschüler: Frau Helbig und Alfred Reisenauer, zur Mitwirkung bestimmt. Um den Erfolg branchte man sich nicht zu sorgen. „Die Nachricht, daß Liszt noch einmal öffentlich spielen würde", schreibt Frau Helbig in den erwähnten Aufzeichnungen, „verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Rom, und Engländer, Amerikaner und sonstige Fremde rissen sich um die Billetts. Die Züge des eben eingerichteten Dampftrams wurden vervierfacht und fuhren ununterbrochen auf und ab; daneben erschien die von zahlreichen Equipagen befahrene Landstraße wie eine schwarze Linie in der Campagna. Seit Jahrhunderten war Tivoli nie so mit Menschen überfüllt gewesen."

Das A und O des Programms bildete natürlich Liszt. Er eröffnete dasselbe mit Reisenauer durch einen vierhändigen Marsch von Schubert. Frau Helbig spielte die *„Héroïde funèbre"*, Reisenauer eine Tarantella des Meisters, dessen Vortrag seines *„Ave maris stella"* das an wunderlicher Buntheit kaum zu übertreffende Ganze schloß, das Gesang- und Harfensoli vervollständigten.

Liszt war voll Freude, „daß die Armen Tivolis sich

würden satt essen können." Der Fürstin Wittgenstein vermeldete er tags darauf, am 31. Dezember 1879:

„Das gestrige Konzert ging vortrefflich von statten. Der Thronsaal war buchstäblich überfüllt und einige zwanzig Personen mußten noch im letzten Augenblick zurückgewiesen werden. Frau Helbig hat wie gewöhnlich vorzüglich gespielt, der junge Reisenauer und die spanische Harfenvirtuosin Mlle. Esmeralda Cervantes, die drei Höfen: Spanien, Portugal und Brasilien angehört, haben das Publikum entzückt. Das Programm hatte Zug und alle Kunstler haben sich selbst übertroffen.

Bezüglich des zu gebenden Frühstücks habe ich Hohenlohe vorgeschlagen, uns sowohl in die Liebenswürdigkeit als in die Kosten zu teilen."

Liszts edle Menschenliebe, sein hilfreicher Sinn sind auch seiner Schülerin Frau Helbig eigen und machten sie ihm besonders lieb. Sie hat sie wohl von ihrer außerordentlichen Mutter, der Fürstin Natalie Schahawskoy geb. Fürstin Swiatopolk-Czatwertynska, die wir als Frau von Mouchanoffa Freundin kennen, zum Erbe empfangen. Wenigstens schrieb sie, als sie einmal bei ihr in Moskau weilte, ihrem geliebten Lehrer: „Ich kann ihnen nicht sagen, wie sehr es mich beglückt, meine herrliche Mutter inmitten der großartigen Werke, die ihr Genie geschaffen hat, wirken zu sehen. Sie ist immer tätig, immer barmherzig; sie erzieht ihre Waisen, pflegt ihre Kranken, beruhigt die Irren, tröstet die Unglücklichen, verzieht ihre Tochter, betet für alle." Frau Helbig selbst, die seit dem Rücktritt ihres Gatten vom archäologischen Institut ihr Heim in

der poetischen Villa Lante, Giulio Romanos Bau, auf dem Janiculus, aufgeschlagen hat und den Mittelpunkt der Fremdenkolonie in Rom bildet, steht an der Spitze vieler gemeinnütziger Unternehmungen. Sie ist eine Freundin des philantropischen Grafen Leo Tolstoy und seiner Familie und hat ihn nicht nur wiederholt in Jasnaja Poljana besucht, sondern diese Besuche auch in anziehender Weise (in der „Deutschen Revue") geschildert.

„Die Ruhe, das friedsame Behagen", das Liszt dem Aufenthalt in der Villa d'Este nachrühmte, bewogen ihn, daselbst immer länger zu verbleiben und seine Stadtwohnung auf ein kleines Absteigequartier in der Via dei Greci 43 und zuletzt in dem bescheidenen Albergo Aliberti zu beschränken. Beide Behausungen waren in nächster Nähe der Via del Babuino 89, d. i. der Wohnung der Fürstin Wittgenstein, gelegen, um deren willen ausschließlich der Meister seine regelmäßigen, ihm mit den Jahren immer beschwerlicheren Romfahrten unternahm. Er besuchte sie täglich und speiste bei ihr. Der Unterricht mußte, da seine engen Räume die sich stetig mehrende Schülerzahl nicht mehr aufnehmen konnten, anderswo abgehalten werden. Bald versammelte man sich bei Frau Helbig auf dem Kapitol, bald bei seiner Schülerin Frau Anna Rilke-Treuenfels (der späteren Frau Grosser in Konstantinopel). Gelegentlich ward auch in der an der Fontana di Trevi gelegenen Sala Dante, die Liszts Dante-Symphonie eingeweiht hatte, nach Abhaltung eines Konzerts eine Stunde improvisiert. War die Gasbeleuchtung bereits abgestellt, so wurde beim notdürftigen Licht

einiger rasch herbeigeholter Kerzen musiziert. Hier spielte einer der Schüler einmal Beethovens großes op. 106. Als er zum Adagio gekommen war, tauschte sein Meister mit ihm den Platz. Da vernahm man Ewigkeitsmusik. Liszts Vortrag Beethovenscher Sonaten war Offenbarung, war in seiner Art Höchstes.

Saß der von allen Begehrte, wie dies häufig geschah, Malern und Bildhauern Modell, so leistete ihm Frau Helbig auf seine Bitte gern Gesellschaft. Sie benutzte solche Stunden, um mit raschem Stift seinen edlen Charakterkopf für sich selber festzuhalten. Eine dieser ihrer Zeichnungen geben wir hierbei mit ihrer Erlaubnis wieder.

Meist kam der Ersehnte im September nach Rom, um im Januar wieder nordwärts, zunächst nach Budapest, dann nach Weimar zu ziehen. In einem Brief an den Großherzog von Weimar, vom 19. November 1885 aus Rom datiert, nennt er Frau Helbig neben Keudell, Schlözer und Sgambati als die ihm wohlwollenden Personen, die er sich freue wiederzusehen. Mit Robert von Keudell, dem deutschen Botschafter beim Quirinal, wie mit Kurt von Schlözer, dessen Kollegen beim päpstlichen Stuhl, verknüpfte ihn herzliche Freundschaft. Beide residierten, bevor dem „schwarzen" Gesandten ein eigenes Haus überwiesen ward, im imposanten Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol, mitten im Herzen der santa Roma, wo sich die Deutschen, nicht eben zur Freude ihrer damaligen italienischen Bundesgenossen, ansässig gemacht hatten. Solange der gastfreie Herr von Keudell da oben das Regiment führte, hallten die weiten Räume des Palazzo von Musik wieder, der der

Kultus seiner Seele galt. Er und seine Gattin konnten die sie Besuchenden auf eigene Kosten mit einem Konzert unterhalten. Schwiegen dann die Töne, so führte er seine fremden Gäste gern auf die Höhe seines gastlichen Dachs und ließ sie — wir wissen's aus eigener Erfahrung —, damit nach dem Ohrenschmaus auch den Augen ihr Recht werde, den wundervollen Umblick über die ewige Stadt genießen, der zu seinen kostbarsten Hausschätzen gehörte. Der Botschafter des Deutschen Reichs schrieb nicht nur diplomatische, er schrieb auch musikalische Noten, er komponierte, und seine Klavierbearbeitung von Schuberts *D-moll*-Quartett wurde von Liszt als „vorzüglich" gerühmt und einem Leipziger Musikverleger mit Erfolg als Verlagswerk anempfohlen. Seine Liebe galt der klassischen Musik; nur Liszts von ihm hochgehaltene Persönlichkeit erschloß ihm den Weg zu dessen seiner Natur fernliegendem Tonschaffen. Frau Helbig dagegen, obgleich sie aus Clara Schumanns Liszt abgeneigter Schule kam, lebte und webte in ihres Meisters Kunst, und das Zusammenerleben der „Parsifal"-Aufführungen in Bayreuth mit ihm bereitete ihr im Sommer 1884 „glückliche Tage". Daß zumal Liszts religiöses Tonempfinden in seiner Schülerin ein Echo fand, brachte sie ihm vorzugsweise nahe. „Meine religiöse Musik ist das Beste, was in mir ist, und die hinterlasse ich Ihnen", sagte er ihr einst. Auch ein kurzes Briefwort, das er ihr am 30. August 1880 von Rom sendet, gibt seiner frommen Seelenstimmung Ausdruck:

„Liebe wohlwollende Freundin,

Bei meiner Ankunft hier wurde mir gestern Abend Ihr Brief mit einem von Cosima übergeben. Wie gern möchte ich nach Ihrem San Erminio kommen und wieder eine Pilgerfahrt zum Grabe des heiligen Franziskus von Assisi, dem erhabenen Fanatiker des Kreuzes Jesu Christi, unsers Erlösers, unternehmen! ... Doch bin ich hier und in der Villa d'Este während der nächsten Monate zurückgehalten.

Die Fürstin Rospigliosi setzt mittlerweile ihre Krankheit in Baden bei Wien fort. Sie schreibt mir: ‚Nun sind es Jahre, daß ich an ein Schmerzenslager gebannt bin!' In Geduld leiden zu lernen und sich dadurch, im festen Glauben an die Barmherzigkeit unseres himmlischen Vaters, zum Sterben vorzubereiten, ist die Aufgabe, die dem Leben des Christen hienieden gestellt ist."

Im Januar 1886 schied Liszt zum letztenmal von Rom und seiner Schülerin, die sich im Oktober 1915 ihren Gatten entrissen sah. Der geliebte Meister kehrte nicht wieder.

Olga Baronin von Meyendorff.

In Liszts letzten Lebensjahren hat nächst der Fürstin Wittgenstein keine Frau in so häufigem Verkehr mit ihm gestanden als Baronin Olga von Meyendorff, geb. Fürstin Gortschakoff. Ihr war es zu danken, daß, solange er alljährlich in Weimar verweilte, sein Leben nicht des häuslichen Behagens entbehrte, das die Hofgärtnerei dem alternden Künstler nicht zu gewähren vermochte und dessen er doch so sehr bedurfte. In dem ihm benachbarten Heim der geistreichen, tiefgebildeten und überaus musikalischen Frau pflegte er die Abende zuzubringen, und mit ihrer stets bereiten freundschaftlichen Fürsorge die ihm erwünschte vielseitige Anregung zu empfangen.

Als die Fürstin Wittgenstein, fatalistischen Vorstellungen Gehör gebend, auf die vordem so heiß angestrebte eheliche Verbindung mit Liszt Verzicht leistete und hierdurch zu der späteren verhängnisvollen Dreiteilung seines Lebens zwischen Rom, Weimar und Pest Anlaß bot, lag ihr, der selbst das Bedürfnis nach häuslichem Wohlbehagen fremd war, der Gedanke sicherlich fern, daß sie damit ihren dem Alter entgegengehenden Freund der Ruh- und Heimatlosigkeit preisgebe. Ihm die beklagenswerten

Folgen ihrer mangelnden Voraussicht mindestens für die Zeit seines Weimarer Aufenthaltes so wenig als möglich fühlbar gemacht zu haben, ist Frau von Meyendorffs Verdienst.

In Rom hatte Liszt zur Herbstzeit 1863 sie und ihren Gatten kennen gelernt[1]. Dieser, Felix Baron Meyendorff, der Neffe des gleichnamigen russischen Botschafters in Berlin und Wien, Baron Peter, gehörte dort als erster Sekretär der russischen Gesandtschaft an. Seit 1857 mit der in Warschau geborenen Tochter des Statthalters von Polen, Fürst Michaïl Gortschakoff, vermählt, der, ein Bruder des Reichskanzlers, im Krimkrieg den Oberbefehl über die russischen Truppen geführt und die Krim für Rußland gerettet hatte, war er zuerst der Gesandtschaft in Stuttgart zugeteilt gewesen. Nach einem für seine Gesundheit erforderlichen Aufenthalt in Ägypten, den seine Gattin 1861 mit ihm teilte, wurde er 1862 nach Rom versetzt. Im September 1863 äußert Liszt zu seiner politischen Freundin Madame Street über ihn: „Er hat meines Bedünkens alles, was zu einer glänzenden Laufbahn gehört. Seine Frau besitzt neben vielen anderen Vorzügen den einer sehr originellen pianistischen Begabung."

Der Meister trat in Verkehr mit dem ihn anziehenden Ehepaar, das er vier Jahre später, nachdem Baron Meyendorff russischer Gesandter in Weimar geworden war, auch daselbst wiederfand,

[1] Die Angaben der Skizze beruhen in der Hauptsache auf früher empfangenen Mitteilungen von Baronin Meyendorff.

als ihn die Einweihung der wieder neuerstandenen Wartburg durch die Aufführung seiner „Heiligen Elisabeth“ wieder nach Norden führte. „Der Ruf einer bedeutenden Frau wird Frau von Meyendorff hier von allen zuerkannt“, schreibt er im August 1867 der Fürstin Wittgenstein. Und weiter: „Frau von Beust spricht mir von ihr voll aufrichtigen Lobes, das, wie ich vermute, nicht das Verdienst der Besonderheit hat. Bei Hofe ist das Beiseite-Sprechen von Lobeserhebungen nicht Brauch; nur beim Medisieren verschanzt man sich hinter das Isolement.“

Doch auch in Weimar war des Bleibens des russischen Paares nicht lange. Baron Meyendorff vertauschte seine dortige Stellung 1870 mit einer gleichen in Karlsruhe, ward aber bereits im Januar 1871 aus dem Leben abgerufen. Seine Witwe fühlte sich in ihrem neuen Wohnsitz, in dem sie nur wenige Monate verweilt hatte, so einsam, daß sie, den Aufforderungen ihrer Freunde, Liszt unter ihnen, folgend, sich wieder nach Weimar zurückwandte, wo sich ihr für die Erziehung ihrer vier Söhne die günstigsten Bedingungen eröffneten. Hocherfreut schrieb ihr der Meister über diese ihre Wahl.

Der Umgang mit ihm gab neben der unausgesetzten Hingabe an ihre Mutterpflichten ihrem Leben reichen Inhalt. In ihrem Sohn Klemens schien ein bedeutendes Malertalent groß wachsen zu wollen. Mit vierzehn Jahren zeichnete er einen Karton zu Lisztś eine Dichtung Longfellows vertonendem Chorwerk „Die Glocken des Straßburger Münsters“, der den Kampf der Engel und Dämonen darstellt

und, wie früher in Liszts Salon, so jetzt im Liszt-Museum das Interesse auf sich zieht. Er bereitete dem Meister große Freude. Der hoffnungsvolle junge Künstler, der seine in Weimar begonnenen Studien in Rom fortgesetzt hatte, ward seiner Mutter aber schon 1885 entrissen.

„Gäste kamen und Gäste gingen" in der Hofgärtnerei. So einfach Liszt für sich selber war, seine Gastfreundschaft kannte keine Grenzen, und er legte Wert darauf, daß seine Wirtschafterin Pauline Apel, die schon der Fürstin auf der Altenburg als Köchin gedient hatte und sich nun, sobald er nach Weimar kam, in seine Bedienung mit dem Kammerdiener teilte, seinen Freunden ein sorgsam zusammengestelltes und bereitetes Mahl vorsetzte. Es gab keinen liebenswürdigeren Hausherrn als ihn, der voll feiner Galanterie seinen Nachbarinnen stets das Beste auszuwählen und vorzulegen pflegte. Künstlerische und gesellschaftliche Größen fanden sich bei ihm ein, und an musikalischen Festtagen war kein Mangel. Liszts „Christus" erlebte im Mai 1873, bei Anwesenheit Wagners und seiner Gattin, seine erste vollständige, später mehrfach wiederholte Aufführung; „Tristan und Isolde" wurden zum erstenmal außerhalb der Münchner Bühne lebendig. Die Graner Messe, die „Heilige Elisabeth", kamen wieder zu Gehör, „Fausts Verdammung" von Berlioz — damals eine äußerst seltene Erscheinung —, desselben Meisters feines musikalisches Lustspiel „Beatrice und Benedikt", die Devrient-Lassenschen „Faust"-Abende und was nicht alles brachte eine Fülle von Anregung für den Lisztschen

Kreis. Dazu kamen Reisen zu hervorragenden Opern- und Konzertaufführungen, den Bayreuther Festspielen, den Tonkünstlerversammlungen, an denen sich Frau von Meyendorff mannigfach beteiligte, wie sie auch Liszts 50jähriger Jubiläumsfeier in Budapest ihre Anwesenheit schenkte, auch der Musik und erlesener Geselligkeit ihr eigenes Haus öffnete.

Bis Anfang der achtziger Jahre gab es noch die berühmten, von einem Elitepublikum besuchten sonntagigen Matineen beim Meister. Sie bedeuteten Hochgenüsse für den Hörer; verging doch ihrer keine, ohne ihn an den Flügel zu rufen. Einmal wechselte er den Platz an demselben nur mit Anton Rubinstein, der Schumanns „symphonische Etüden" unbeschreiblich inspiriert spielte und dem trefflichen Fedor von Milde seine „Waldhexe" und „Es blinkt der Tau" begleitete. Dafür dankte ihm Liszt durch den verklärten Vortrag seiner Transkriptionen der Lassenschen Lieder „Ich weiß in tiefer Einsamkeit" und „Löse, Himmel, meine Seele". So Herrliches Rubinstein gab, es ließ sich Liszts gleichsam entmaterialisiertem Spiele nicht vergleichen. So Überirdisches vernimmt man am Flügel nicht wieder. Die Eignerin der genannten Transkriptionen, die zu seinen schönsten zählen, ist Baronin Meyendorff. Auch ein bei Breitkopf & Härtel erschienenes Impromptu in *Fis-dur*, sowie später „Trois Valses oubliées" wurden ihr gewidmet.

Dem Unterricht blieben bis in des Meisters letzte Lebenszeit mehrere Nachmittage der Woche vorbehalten. Mit ihm machte er, seinem Wahlspruch „Génie oblige" gemäß, seinen zahlreichen Schülern

ein kostbares Geschenk. Denn, wie er selbst uns einst sagte, „weder durch Stundenerteilen noch durch Klavierspielen und Dirigieren floß seit 1847 ein Heller in seine Tasche.“ Da sahen wir — nur die „zur Zunft Gehörigen“ wurden laut seinen Worten, dabei zugelassen — neben den Damen Vera Timanoff, Adele aus der Ohe, Marie Jaell und vielen anderen — die ganze Pianistenzukunft: Reisenauer, Friedheim, d'Albert, Siloti, Sauer, Rosenthal, Vianna da Motta, Lamond, Ansorge, Stavenhagen, Stradal, Göllerich — der seinem Lehrer zuletzt noch als Sekretär diente — um ihn versammelt. Nichts eigenartig Fesselnderes als diese Stunden, die sich freilich von der Unterrichtsweise anderer so unterschieden wie deren Geist von Liszts Genie. Das Technische setzte er bei denen, die von ihm zu lernen begehrten, als selbstverständlich voraus. Wie er aber, nach seiner Gewohnheit im Zimmer auf und abgehend, den Vortragenden unversehens unterbrach, hier eine Passage spielend hinwarf, an deren richtiger Ausführung sich jener Kopf und Finger zerbrach, wie er dort eine Phrase durch einen Akzent, eine dunkle Stelle durch ein blitzendes Wort erhellte, und seine technischen Geheimnisse gleichsam nur nebenher enthüllend, den geistigen Gehalt eines Musikstücks klarzulegen und in des Schülers Wiedergabe herauszugestalten wußte, das war einzig, spezifisch Lisztisch und trug dem Jünger, wenn er ein Könner war, reichste Frucht.

Bei der immer fühlbarer werdenden Abnahme seiner Sehkraft fand Liszt, der unausgesetzt Tätige, sich in späteren Jahren zur zeitweiligen Unter-

brechung seiner Arbeit genötigt. Da gewährte ihm eine Whistpartie willkommene Abwechslung und der eine oder andere seiner Schüler ward als Spielgenosse herbeigewinkt. Um Geld spielte der Meister nie, der Gewinnende mußte sich an „der Ehre“ genügen lassen.

Stark geschwächt wurde seine ohnehin schon schwer erschütterte Gesundheit durch seine „letzte Kunstreise“, wie er seine triumphreiche Frühlingsfahrt vom März bis Mai 1886 nach Paris und London scherzend nannte. Aber sie hatte ihm durch die unvergleichlichen Ehren, die er sich endlich daselbst als schaffender Meister dargebracht sah, eine späte Genugtuung bereitet. Erst am 17. Mai sah ihn Weimar wieder. Dringend heischte sein Zustand nun eine ärztliche Beratung. Gleichwohl erachtete er selbst ihn trotz mancherlei Beschwerden nicht für ernst. Da schlug sich Baronin Meyendorff hilfreich ins Mittel. Sie schützte einen nervösen Armschmerz vor, an dem sie tatsächlich seit Jahren litt, und erwähnte Liszt gegenüber, daß viele ihrer Freunde ihr anempföhlen, sich bei Professor Volkmann in Halle Rats zu erholen; doch habe sie dies bisher stets hinausgeschoben. Ritterlich wie immer, gab er zur Antwort: „Eh bien, si cela vous ennuie d'y aller seule, je vous accompagnerai. Je connais Volkmann et il pourra aussi me donner de bons avis.“ Rasch ihn beim Wort nehmend, bemerkte hierauf die Baronin: „Alors il faudrait en profiter pour voir aussi Gräfe.“

Die zwiefache Konsultation fand statt. Nach derselben fragten beide Ärzte die Freundin des Meisters,

ob man ihn mit der Wahrheit bekannt machen dürfe, — denn das traurige Ergebnis lautete: Wassersucht und grauer Staar. Da Offenheit indes der einzige Weg war, Liszt von der Notwendigkeit einer ernsten Behandlung zu überzeugen, wurde ihm, unter Verordnung einer Kissinger Badekur und späteren Augenoperation, der ärztliche Spruch mit Vorsicht beigebracht. Kaum eine Stunde lang zeigte er sich darnach niedergedrückt. Bald hatte er sein Gleichgewicht wieder gewonnen. Er bat die Baronin sogar nach dem Essen, ihm bis zur Abreise etwas aus dem von ihr mitgebrachten Buche: Drummonts „*La France juive*“ vorzulesen und machte dazu bald heitere, bald sarkastische Bemerkungen.

Vergebens suchte man ihn zu bewegen, der vom 3. bis 6. Juni in Sondershausen tagenden Tonkünstlerversammlung des bis zuletzt von ihm betreuten „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“ fern zu bleiben. Er legte sich vielmehr, wie in gesunden Tagen, den Besuch sämtlicher Proben und Aufführungen auf.

Am 27. Juni, dem letzten Sonntag, den er in Weimar verlebte, sah er noch einmal Mittagsgäste bei sich. Wir waren unter ihnen. Zum letztenmal saßen wir, von ihm zur Tafel geführt, heiter plaudernd an seiner Seite im Speisezimmer, wo jetzt die Kostbarkeiten des Liszt-Museums aufgestellt sind. Frau von Meyendorff, Arma Senkrah, die anmutige frühverstorbene Geigenvirtuosin, Marie Breidenstein, die beliebte Vertreterin der bösen Landgräfin Sophie in der „Heiligen Elisabeth“, Lassen, Friedheim, Silotl, Martin Krause, der verdiente Gründer und Führer des leider entschlafenen

Leipziger „Liszt-Vereins“, erschienen zur Musik, die Siloti mit Balakireffs „*Islamey*“ und Liszts Bülow-Rhapsodie erklingen ließ. Ein baldiges Wiedersehen in Bayreuth, Leipzig, Weimar wurde beim Scheiden noch verabredet.

Drei Tage darauf reiste Liszt auf Nimmerwiederkehr zur Vermählung seiner Enkelin Daniela von Bülow mit dem Kunsthistoriker Dr. Henry Thode nach Bayreuth. Vom 5. bis 20. Juli rief ihn eine Einladung des ungarischen Malers Michael Munkácsy nach dessen Schloß Colpach. In einem Ihm zu Ehren gegebenen Konzert in dem nahen Luxemburg berührten seine Hände am 19. Juli zum letztenmal die Tasten. Mit dem ersten seiner „Liebesträume“, dem „*Chant polonais*“ aus den „*Glanes de Woronince*“ und der sechsten seiner „*Soirées de Vienne*“ war sein Zauberspiel für immer verklungen.

Krank kehrte er am 21. Juli nach Bayreuth zurück. Seiner ersterbenden Kraft gewann er, des ärztlichen Einspruchs ungeachtet, noch den Besuch der die Festspiele eröffnenden Vorstellungen des „Parsifal“ und „Tristan“ ab. Dann warf ihn eine Lungenentzündung darnieder. Sie endete in der letzten Stunde des 31. Juli 1886 sein großes, beglückendes Dasein.

Ein mühsam geschriebener Gruß seiner Hand war Baronin Meyendorff noch am 17. Juli zugegangen. Ihm hatte er nur noch Telegramme folgen lassen. Seine Erkrankung und sein Hinscheiden meldete ihr ein Freund, der auch Liszt und Wagners nahe stand. Er empfing sie am Bahnhof, als sie von Wildbad aus, wo sie ihre leidende Mutter besucht hatte, um 2 Uhr in der Nacht vom 1. zum 2. August in

Bayreuth eintraf, und geleitete sie sofort in die Wohnung des Verblichenen, da er schon in der Frühe des Morgens im Sarg nach dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Wahnfried überführt werden sollte. Sie sah ihn zu letztem Abschied noch auf seinem Sterbebett, an dem mehrere seiner Schüler, unter ihnen Stavenhagen, Wacht hielten. Dieser und der erwähnte Freund erzählten ihr später, wie liebevoll der Sterbende von seiner Tochter und den Ihrigen gepflegt worden war. Daß Frau Wagner Fernerstehende, die sich herzudrängten, von seinem Krankenlager pietätvoll zurückhielt, sollte ihr gedankt, statt, wie es von verschiedenen Seiten geschah, zum Vorwurf gemacht werden. Inmitten des Festspieljubels, der sie widerspruchsvoll umwogte, verblieb sie selbst zurückgezogen.

Die Bestattung war eine überaus feierliche, würdige. Ganz Bayreuth war schwarz beflaggt und trug Trauer um den Großen, für den andern Tags in der katholischen Kirche eine solenne Totenmesse abgehalten wurde. Seinem von Scharen Leidtragender geleiteten Sarge folgten in einem Wagen Frau Wagner und ihre Tochter Daniela, Fürstin Hatzfeldt und Baronin Meyendorff.

Über des Meisters Grabe auf dem grünumschatteten städtischen Friedhof erhebt sich eine kleine romanische Kapelle. Sie trägt im Innern in lateinischer Sprache die von ihm selbst gewünschte Inschrift aus dem 140. Psalm: „Und die Frommen werden vor Deinem Angesicht bleiben."

Fast dreißig Jahre nach dem Tode ihres Freundes, bei Ausbruch des verhängnisvollen Weltkriegs verließ Baronin Meyendorff Weimar, den Ort ihres lang-

jährigen Aufenthalts, um, ohne ihre Wohnung daselbst ganz aufzugeben, nach Rom überzusiedeln. Ihr weiteres Schicksal blieb uns, trotz mannigfacher Nachforschungen, im Dunkel dieser traurigen Zeit verhüllt.

DURCH MUSIK UND LEBEN

IM DIENSTE DES IDEALS

von LA MARA. 2 Bände gebunden 10 Mark

Erinnerungen eines reichen Lebens, das Beruf und Schicksal in Beziehung zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der beiden letzten Menschenalter gebracht hat, bergen diese beiden Bände. In lebendigen Schilderungen, Gesprächen und Briefen gibt das Buch von ihnen, in deren Mittelpunkt Franz Liszt steht, Kunde. Von manchem bisher treu gehüteten Erlebnis mit den Großen der Kunst wird zum ersten Male in diesem Lebensbericht einer Achtzigjährigen der Schleier gelüftet. Die Tausende und Abertausende der Leser und Leserinnen der Bücher La Maras werden auch an diesem neuen Buche ihre Freude haben.

FRANZ LISZT-LITERATUR

aus BREITKOPF & HÄRTELS Verlag in LEIPZIG

Franz Liszt-Biographie von LA MARA Geh. 1.80 M.

Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgeg. von LA MARA. 8 Bände. Geh. 46 M., geb. 63.50 M.

Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans von Bülow. Herausgegeben von LA MARA. Geh. 6 M., geb. 8.25 M.

Briefwechsel zwischen Franz Liszt u. Carl Alexander, Großherzog von Sachsen. Herausgegeben von LA MARA. Geh. 5 M., geb. 7.25 M.

Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg. Bilder und Briefe aus dem Leben der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Herausgegeben von LA MARA. Geh. 5 M., geb. 7.25 M.

Marie v. Mouchanoff-Kalergis geb. Gräfin v. Nesselrode in Briefen an ihre Tochter. Ein Lebens- und Charakterbild, herausgegeben von LA MARA. 2. Auflage. Geh. 6 M., geb. 8.25 M.

Großherzog Carl Alexander und Liszt. Von PETER RAABE. Geh. 4 M.

Ein schönes Bild einer aufrichtigen Freundschaft zwischen Fürst und Künstler ersteht in diesem Bande vor uns aus ihren eigenen Briefen in einer beider Wesen entsprechenden Einfalt. Wir sehen, wie sie aufeinander einwirken, wie sie bald gemeinsam, bald einzeln schreitend den Pfad suchten und fanden, der sie zum Ziele führte, und wie nur der Tod die Freundschaft dieser beiden edlen Männer scheiden konnte.

Franz Liszts Briefe an seine Mutter. Aus dem Französischen übertragen u. herausgeg. von LA MARA. Geb. 5 M.

Briefe aus Liszts Jugendzeit sind Seltenheiten; nur vereinzelt gelang es, solche ans Licht zu bringen. Unsere Kenntnis von ihnen erfährt durch dieses Buch eine schöne Bereicherung. Durch die verschiedenen Stadien des Lebens und Künstlerwallens geleitet es uns bald in mehr, bald in minder ausführlichen Briefen an die Mutter, der er lebenslang treue Fürsorge gewidmet, sein Herz im zunehmenden Alter immer rückhaltsloser erschließt. Es enthüllt sich bisher unbekanntes schriftliches Abbild von Liszts Jugendleben, durch das das Charakterbild des Künstlers und Menschen vervollständigt wird.

HANS VON BÜLOW: AUSGEWÄHLTE BRIEFE

Volksausgabe. Herausgegeben von MARIE VON BÜLOW. Geb. 10 Mark

Ein klares, unverfälschtes Bild des vornehmen edlen Menschen und des ungewöhnlichen Künstlers bietet Marie von Bülow in diesem Briefband, dort, wo zum Verständis erforderlich, die Briefe durch schlichte Überleitungen ergänzend. Wir hören den Knaben in seinen Briefen an die Mutter, erleben mit dem jungen Studenten die erregten Jahre von 1848, den inneren Entschluß, „Ich werde Musiker", durchwandern die Werdejahre in der Schweiz bei Wagner und Liszt bis zur reifen überragenden Künstlerschaft und freuen uns der Erfolge des Pianisten, des unerreichten Dirigenten. Der größte Teil seines Kunstschaffens galt dem Werke Richard Wagners, der Bruch mit ihm zerrüttete Bülows eigenes Leben, das zeigen diese Blätter. Aber selbstlos sehen wir, trotz des tragischen Schicksals, das über den Menschen Bülow dadurch hereingebrochen war, ihn bis ans Ende für Wagners Schaffen unbeirrt weiter wirken, bewundern die Kraft, mit der er den Kampf für die Werke Johannes Brahms durchführt und nicht ruht, bis er sie zum dauernden Sieg durchgerungen hat. Ein aufrechter, furchtloser Streiter für alles Hohe und Echte in der Kunst, für alles Wahre und Gute im Leben, der Sache und sich selbst getreu bis zum Tode. So spiegelt sich das Lebensbild in Briefen wieder.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00788 4409